



Sex und Gender

Ein Lehrbuch von Studierenden für Studierende



HS Ravensburg-Weingarten



Hochschule
Ravensburg-Weingarten





Sex und Gender

Ein Lehrbuch von Studierenden für Studierende

Inhalt

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

Inhaltsverzeichnis

für alle Kapitel

1 Menschheitsgeschichte

1.1 Evolution

- 1.1.1 Ursachen der Stammesentwicklung
- 1.1.2 Stammgeschichte des Menschen

1.2 Früheste Herrschaftsform: Matriarchate

- 1.2.1 Um 30000 v. Chr.: Die Frau im Zentrum kultischer Verehrung
- 1.2.2 9000 - 3000 v. Chr.: Frauen schufen "neolithische Revolution"
- 1.2.3 30000 - 1000 v. Chr.: Hochkulturen der Göttinnen

1.3 Übergang zum Patriarchat

- 1.3.1 1000 v. Chr. – 500 n. Chr.: Festigung der Männerkultur
- 1.3.2 500 - 1000 n. Chr.: Gleichberechtigung in Familie und Arbeit
- 1.3.3 12. - 15. Jahrhundert: Frauen gehören nicht zur Gesellschaft
- 1.3.4 15 - 16. Jahrhundert: Mehr Selbständigkeit durch Bildung



- ↪ Startseite
- ↪ Vorwort
- ↪ Suche
- ↪ Drucken
- ↪ Glossar
- ↪ Literatur
- ↪ Impressum
- ↪ Links
- ↪ Hilfe

- 1.3.5 Um 1550: Hexenwahn
- 1.3.6 1650 – 1750: Zwischen patriarchaler Ordnung und Aufklärung
- 1.3.7 17. /18. Jahrhundert: Aufklärung
- 1.3.8 1789: Französische Revolution
- 1.3.9 Industrialisierung und soziale Frage
- 1.3.10 Thesen

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.1 Genetik

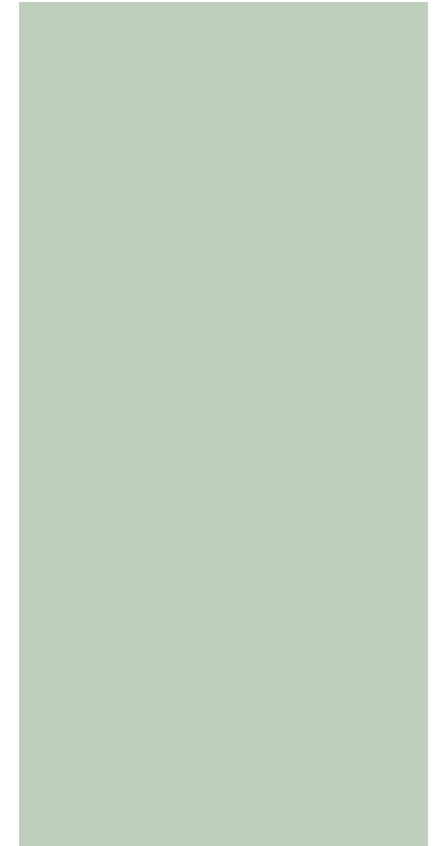
- 2.1.1 Was ist Genetik?
- 2.1.2 Die Genetik wird molekular

2.2 Hormone

- 2.2.1 Definition von Hormonen
- 2.2.2 Die wichtigsten Hormone auf einen Blick
- 2.2.3 Charakteristische Eigenschaften von Hormonen
- 2.2.4 Steuerung der Geschlechtshormone und Hormondrüsen
- 2.2.5 Sexual- bzw. Geschlechtshormone
- 2.2.6 Wechseljahre und Midlife-Crises

2.3 Biologische Grundmerkmale von Frau und Mann

- 2.3.1 Primäre Geschlechtsmerkmale
- 2.3.2 Sekundäre Geschlechtsmerkmale
- 2.3.3 Weibliche Geschlechtsorgane
- 2.3.4 Männliche Geschlechtsorgane



2.4 Das menschliche Gehirn

- 2.4.1 Der Bau des Gehirns
- 2.4.2 Die Funktionen der Beiden Gehirnhälften
- 2.4.3 Geschlechtsspezifische Unterschiede des Gehirns
- 2.4.4 Typische kognitive Fähigkeiten von Mann und Frau

2.5 Verhaltensbiologie

- 2.5.1 Grundbegriffe
- 2.5.2 Angeborenes Verhalten
- 2.5.3 Instinkthandlungen
- 2.5.4 Erlerntes Verhalten
- 2.5.5 Der Mensch, ein soziales Wesen
- 2.5.6 Geschlechtsspezifisches Verhalten bei der Partnerwahl

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.1 Entwicklungspsychologische Grundlagen

- 3.1.1 Definition der Entwicklungspsychologie
- 3.1.2 Kurzer Abriss über die historische Ausformung der entwicklungspsychologischen Sichtweise

3.2 Die Kindheit als Junge

- 3.2.1 Vorgeburtliche Phase (pränatale Phase)
- 3.2.2 Das Säuglings- und Kleinkindalter (ungefähr 0-2 Jahre)
- 3.2.3 Die Kindheit im Vorschulalter (2 bis 6 Jahre)

3.2.4 Die Kindheit im Schulalter (6 bis 12 Jahre)

3.3 Das Jugendalter

3.3.1 Adoleszenz

3.3.2 Entwicklungsaufgaben im Jugendalter

3.4 Das Erwachsenenalter als Mann

3.4.1 Das frühe Erwachsenenalter ab ca. 21 - 42 Jahre

3.4.2 Das mittlere Erwachsenenalter ab ca. 42 - 65 Jahre

3.4.3 Das höhere Erwachsenenalter ab ca. 65 Jahre

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.1 Die Kindheit als Mädchen

4.1.1 Entwicklung in der pränatalen (vorgeburtlichen) Phase

4.1.2 Die Geburt

4.1.3 Säuglings- und Kleinkindalter

4.1.4 Mädchen im Schulalter

4.2 Die weibliche Jugend

4.2.1 Entwicklungsaufgaben im Jugendalter

4.2.2 Geschlechtsspezifische Aspekte des Jugendalters

4.2.3 Die Pubertät und Adoleszenz

4.3 Frühes Erwachsenenalter als Frau (ca. 21- 24 Jahre)

4.3.1 Die Partnerwahl

- 4.3.2 Entwicklung zur Partnerschaft
- 4.3.3 Elternschaft als bedeutsame Lebenserfahrung von Erwachsenen
- 4.3.4 Partnerschaftsentwicklung in der Phase der beginnenden Partnerschaftserfahrung
- 4.3.5 Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung

4.4 Das mittlere und das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. 42- 63 Jahre)

- 4.4.1 Biologisch-physiologische Perspektiven der Frau im mittleren Erwachsenenalter
- 4.4.2 Sozial-emotionale Perspektiven der Frau im mittleren Alter
- 4.4.3 Kognitive Perspektiven der Frau im mittleren Erwachsenenalter

4.5 Das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. ab 63 Jahren)

- 4.5.1 Biologisch - physiologische Perspektiven im höheren Erwachsenenalter
- 4.5.2 Sozial-emotionale Perspektiven der Frau im höheren Erwachsenenalter
- 4.5.3 Kognitive Perspektiven der Frau im höheren Erwachsenenalter
- 4.5.4 Umgang mit der Endlichkeit des Lebens

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

- 5.1.1 Benachteiligung im Kindergarten?
- 5.1.2 Verteilung der Geschlechter an Schulen
- 5.1.3 Nichtversetzungen im Schuljahr 2003/2004
- 5.1.4 Schulabschlüsse
- 5.1.5 Berufliche Bildung

- 5.1.6 Hochschulen
- 5.1.7 Promotionen/Habilitationen
- 5.1.8 Internationaler Vergleich

5.2 Löhne

- 5.2.1 Rechtliche Grundlagen
- 5.2.2 Entwicklung der Lohndifferenzen
- 5.2.3 Aufschlüsselung der Lohnungleichheiten zwischen Männern und Frauen
- 5.2.4 Löhne und Gehälter 2004
- 5.2.5 Geschlechterdifferenz bei den Löhnen
- 5.2.6 Allein lebende Frauen sind in Deutschland materiell benachteiligt
- 5.2.7 Internationaler Vergleich von Lohndifferenzen
- 5.2.8 Fazit

5.3 Biologische Aspekte

- 5.3.1 Demographische Entwicklung
- 5.3.2 Medizin: Krankheiten und Mortalität
- 5.3.3 Suchtmittel
- 5.3.4 Sexualverhalten und Fortpflanzung

5.4 Gewalt

- 5.4.1 Definition von Gewalt
- 5.4.2 Opfer von Körperverletzungen
- 5.4.3 Gewalt in der Partnerschaft
- 5.4.4 Frauen als Opfer von Gewalt

5.4.5 Selbsttötung

5.5 Benachteiligung im sozialen Leben

5.5.1 Das Rollenverständnis der Frau

5.5.2 Sorgerecht und Erziehung der Kinder

5.5.3 Soziale Randgruppen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.1 Erwerbstätigkeit früher und heute

5.6.2 Anzahl der Erwerbstätigen

5.6.3 Stellung von Mann und Frau im Beruf

5.6.4 Tätigkeitsbereiche und Branchen

5.6.5 Wochenarbeitszeit

5.6.6 Frauen mit Kindern

5.6.7 Beförderung

5.6.8 Chancengleichheit

5.6.9 Arbeitslosigkeit

6 Gender Mainstreaming

6.1 Begriffsdefinitionen

6.1.1 Gender

6.1.2 Mainstreaming

6.1.3 Gender Mainstreaming

6.2 Geschichte des Gender Mainstreaming

6.2.1 Historische Entwicklung

6.2.2 Chronik

6.3 Notwendigkeit eines Wandels

6.3.1 Warum Gleichstellung?

6.3.2 Warum Gender Mainstreaming?

6.3.3 Ziele von Gender Mainstreaming?

6.4 Frauenpolitik und Gender Mainstreaming im Vergleich

6.4.1 Gender Mainstreaming als neuer Inhalt

6.4.2 Gender Mainstreaming - eine neue Methode

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.1 Top Down Ansatz

6.5.2 Konkrete Umsetzung des Gender Mainstreaming

6.5.3 Rechtliche Verankerung

6.5.4 Gender Budgets

6.5.5 Gender Mainstreaming in der Privatwirtschaft

6.5.6 Gender Mainstreaming und Diversity Management

6.5.7 Externe Anreize zur Zertifizierung

6.5.8 EU-Umweltpolitik und Gender Mainstreaming

6.5.9 Gender Mainstreaming in europäischen Ländern

6.6 Methoden und Instrumente zum Gender Mainstreaming

6.7 Stärken und Schwächen des Gender Mainstreaming

6.7.1 Schwächen

6.7.2 Stärken des Gender Mainstreaming

Vorwort

Beurteilen Männer Frauen nur nach ihren Maßen „90-60-90“ und Frauen Männer nach ihren Muskeln? Sind Frauen intelligenter und warum sterben Männer im Durchschnitt fünf Jahre früher als Frauen? Diese und andere Fragen standen im Mittelpunkt der Veranstaltung „Geschlechtsspezifische Soziale Arbeit“, die vom Wintersemester 1998 / 1999 bis zum Sommersemester 2005 im Studiengang Soziale Arbeit an der Hochschule Ravensburg-Weingarten im ersten Semester als prüfungsrelevante Veranstaltung gelehrt wurde.

Nachfragen zu einer solchen Veranstaltung kamen vor allem von Studierenden, da in der Sozialen Arbeit immer häufiger geschlechtsreflektierende Handlungsansätze gefragt sind. § 9 SGB VIII fordert z. B. *„bei der Ausgestaltung der Leistungen und der Erfüllung der Aufgaben sind ... die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen und die Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern.“*

Im Rahmen einer Lernwerkstatt recherchierten und analysierten Studierende des ersten Semesters im Studiengang Soziale Arbeit der Hochschule Ravensburg-Weingarten in Arbeitsgruppen zu den zentralen Fragestellungen

- welche biologisch-organischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede sind bei Frauen und Männern wissenschaftlich nachweisbar und
- welche gesellschaftlich, kulturell und / oder religiös bedingten Diskriminierungen gibt es faktisch .

Diese Fragen erfordern eine Auseinandersetzung mit Themen aus Bezugswissenschaften wie Biologie, Soziologie, Psychologie etc. Die Auseinandersetzung fand durch ein Literaturstudium, eigene Befragungen und vor allem durch Diskussionen in den Arbeitsgruppen statt. Bei den Arbeitsgruppen wurde darauf geachtet, dass sie geschlechtsheterogen besetzt waren. Die Ergebnisse dieser Recherchen wurden in einer Plenumsveranstaltung von jeder Arbeitsgruppe mit viel Kreativität und fachlichem Engagement allen anderen Teilnehmern / Teilnehmerinnen präsentiert. Über diese Präsentation hinaus stellten die einzelnen Arbeitsgruppen ihren Gruppenprozess und ihre Arbeitsergebnisse schriftlich auf einer Diskette so zusammen, dass die für das Seminar verantwortlichen DozentInnen daraus bis zur jeweiligen Abschlussveranstaltung allen Teilnehmern / Teilnehmerinnen eine Dokumentation des gesamten Seminars mit den einzelnen Gruppenbeiträgen in der gebundenen Form eines Readers aushändigen konnten.

Im Sommersemester 2005 erhielten die Studierenden die Aufgabe, ein Lehrbuch zum Thema „Sex und Gender – Ein Lehrbuch von Studierenden für Studierende“ zu erstellen. Als zentrale Ergebnisse aus den vorliegenden fachwissenschaftlichen Untersuchungen ermittelten die Projektgruppen,

- dass es zwischen Frauen und Männern sowohl biologische

Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede gibt, und

- dass es in jeder Kultur und Gemeinschaft bei aller humanwissenschaftlich postulierten Gleichwertigkeit auch kulturell und gesellschaftlich geprägte Diskriminierungen auf beiden Seiten gibt.

Damit ist eine wissensbasierte Notwendigkeit zur genderorientierten Vermittlung von Sozialkompetenz nachgewiesen. Um diese interdisziplinär zu verankern, wurde von Prof. Irmgard Teske und Prof. Dr. Hans Walz (Studiengang Soziale Arbeit) nach der curricularen Umgestaltung der Studien- und Prüfungsordnung eine Weiterführung der fachgezogenen Lehrveranstaltung zu einem interdisziplinären und anwendungsorientierten Lehrbuch angedacht. Mit Prof. Dr. Theresia Simon (Studiengang Wirtschaftsinformatik) und Studierenden beider Studiengänge entstand das vorliegende elektronische Lehrbuch. Dies ermöglicht allen Studierenden der Hochschule einen Zugriff auf die Arbeitsergebnisse.

Um genderorientierte Sozialkompetenz zu erlangen, sollen in späteren Semestern Gender-Trainings in Kooperation mit den technischen und wirtschaftlichen Fakultäten stattfinden. Erste Grundlagen können durch das von den Studierenden entwickelte Lehrbuch vermittelt werden.

An dieser Stelle sei allen Mitwirkenden am Projekt ein herzliches Dankeschön gesagt.

Irmgard Teske / Hans Walz

Weingarten, im Januar 2007

Literaturverzeichnis

Literatur:**AGORA:**

Magazin der katholischen Universität Eichstätt, Ausg.1, 18 Jg. 2002

Barmer Ersatzkasse Hrg.:

Drogen – die Risiken erkennen

Bauer, Ernst W. Hrg.:

„CVK Biologiekolleg“, Cornelsen- Velhagen & Klasing Berlin 1983

Bibliographisches Institut Mannheim:

Schülerduden Biologie: „Ein Lexikon zum Biologieunterricht“, Dudenverlag Mannheim 2000

Brockhaus GmbH:

Brockhaus in einem Band- neu von A-Z, Brockhaus Verlag Mannheim 1990

Brockhaus GmbH:

Brockhaus Enzyklopädie, 19. Auflage, Bd. 8 FRU-GOS, Brockhaus Verlag Mannheim 1986

Bros, Peter:

Adoleszenz, Clett – Cotta Verlag 1978

Crisand/Kiepe:

Psychologie der Jugendzeit, Arbeitshefte Führungspsychologie 1996

Christner, Jürgen:

„Abitur Wissen- Nerven, Sinne und Hormone“, Klett Verlag Stuttgart 2000

Decker-Voigt H.:

Entwicklungspsychologie am Beispiel einer Nilpferdkindheit, Verlag eres Bremen 1998

Degenhardt A. & Trautner H. M.:

Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht, Verlag C.H. Beck München 1979

Doress, Paula Brown/Siegal, Diana Laskin Hrg.:

Unser Körper, unser Leben, Über das Älterwerden, Handbuch für Frauen, Verlag Rowohlt Taschenbuch Hamburg 1991

Dornes, M.:

Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Verlag Fischer Taschenbuch 1998

Ewert, Otto:

Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart, Berlin, Köln 1983

Faltenmaier, Mayering, Saup, Strehmel:

Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters, Verlag W. Kohlhammer Stuttgart, Berlin, Köln 1992

Fevers- Schorre, Barbara:

„Hormone- Neue Lebensfreude und Energie“, Gräf und Unzer Verlag München 2002

Friedrich, W. und Müller, H.:

Zur Psychologie der 17 – 22 jährigen, Deutscher Verlag der Wissenschaften 1980

Greenfield, Susan A.:

„Reiseführer Gehirn“, Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg/Berlin 2003

Heidmann, Rodolf:

Erziehung in der Zeit der Pubertät, Quelle & Mayer Verlag Heidelberg 1999

Hobmair, Hermann:

Psychologie, Stam Verlag 1997

Höpfinger, Francois:

Frauen im Alter – Alter der Frauen, Seismo - Verlag Zürich 1994

Hornung, Gerhard und Wolfgang, Miriam:

„Verhaltenslehre- Materialien für den Sekundarbereich II Biologie“, Schroedel Schulbuchverlag Hannover 1987

Jacobsson A. & Olsson S.:

Berts romantische Katastrophen, Verlag Oetinger Hamburg 1997

Kasten, Hartmut:

Weiblich – Männlich. Geschlechtsrollen und ihre Entwicklung, Berlin Heidelberg 1996

Kleiner, Reiner, Ruppert, Wolfgang und Stratil, Franz X.:

„Mentor Abiturhilfe Biologie- Verhalten“, Mentor Verlag München 2002

Kohnstamm R. :

Praktische Psychologie des Schulkindes, Verlag Hans Huber Bern 1996

Kohnstamm R. :

Praktische Psychologie des Jugendalters, Verlag Hans Huber Bern 1999

Kimura, Doreen:

Weibliches und männliches Gehirn, In: Biologie des Menschen, Beiträge aus Spektrum der Wissenschaften, Spektrum der Wissenschaften Verlagsgesellschaft mbH Heidelberg 1996

Landratsamt Bodenseekreis:

Gesundheitsbericht Bodenseekreis 2004

Lehr U.:

Das mittlere Lebensalter – ein vernachlässigtes Gebiet der Entwicklungspsychologie, In: Oerter R. (Hrsg.) Entwicklung als lebenslanger Prozess. Hoffmann und Campe Hamburg 1978

Lehr U.:

Psychologie des Alterns, UTB Quelle & Meyer. Heidelberg, Wiesbaden 1991

Lehr, Ursula:

Psychologie des Alterns, Quelle & Mayer Verlag Wiebelsheim 2000

Linder, Hermann, Bayrhuber, Horsr & Kull von Schroedel, Ulrich:

Linder Biologie, J.B. Metzlersche Verlagshandlung und Carl Ernst Poesdel Verlag GmbH 1983

Linke, Detlef:

„Das Gehirn“, C.H. Beck`sche Verlagsbuchhandlung München 2000

McFarland, David:

„Biologie des Verhaltens“, Spektrum Akademischer Verlag Heidelberg / Berlin 1999

Mertens F.:

Auch du stirbst, einsamer Wolf. Ein Bericht, Diogenes Verlag AG Zürich 1985

Meyer, Peter K.-W.:

„Taschenlexikon der Verhaltenskunde“, UTB Paderborn 1976

Mietzel G.:

Wege in die Entwicklungspsychologie. Erwachsenenalter und Lebensende, München 1992

Mietzel, Gerd:

Wege in die Entwicklungspsychologie – Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters, Beltz Psychologie Verlagsunion Weinheim 1992

Miller & Sollie:

9. Tagung des Netzwerkes Frauen/ Mädchen und Gesundheit Niedersachsen am 1. Juni 1999 in Braunschweig. Dokumentation: „Frauen im Alter: Lust oder Frust“ , Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales 1980

Niemi, Mikael:

Populärmusik aus Vittula, Verlag btb München 2002

Oerter, R. & Montada L.:

Entwicklungspsychologie, Psychologie Verlagsunion München 1987

Oerter, R. & Montada L.:

Entwicklungspsychologie, Psychologie Verlagsunion Weinheim 1998

Oerter, R. & Montada L.:

Entwicklungspsychologie, Psychologie Verlagsunion Weinheim 2002

Oerter, R. & Montada L.:

Entwicklungspsychologie, Psychologie Verlagsunion Weinheim 1995

Pervin, L. A.:

Persönlichkeitstheorien. Verlag UTB München, Basel 1997

Pipher, Mary:

Pubertätskrisen junger Mädchen und wie Eltern helfen können, Krüger Verlag 1996

Quidor, Sabine & Zuchowski, Monika:

Die Frage geschlechtsspezifischer Unterschiede im Alter, dargestellt an exemplarischen, psychologischen Fallanalysen von Frauen und Männern, Recklinghausen 1993.

Reinholf, Josef H.:

Evolution und Ökologie, Verlagsgruppe Bertelsmann International GmbH, 1985

Rossmann, P.:

Einführung in die Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle 2000

Schenk – Danzinger:

Entwicklung – Sozialisation – Erziehung, Klett- Cotta Österreichischer Bundesverlag Wien 1988

Schenk – Danzinger:

Entwicklungspsychologie, Österreichischer Bundesverlag Wien 1989

Schneider, Regine:

Power Frauen - Die neuen Vierzigjährigen, Frankfurt am Main 1993

Statistisches Bundesamt:

Pressemitteilung März 2001

Statistisches Landesamt Baden-Württemberg:

Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 10/2004

Trautner, Hanns Martin:

Allgemeine Entwicklungspsychologie, Verlag Kohlhammer Stuttgart, Berlin, Köln 1995

Vogel, Günter, Angermann, Hartmut:

Dtv- Atlas zur Biologie- Tafeln und Texte Band 2 Deutscher Taschenbuch Verlag München 1984

Wahrig-Burfeind, Renate:

Das Neue Fremdwörter-Lexikon, Lingen Verlag Köln 2001

Weber, Thomas P.:

„Schnellkurs Genforschung“, DuMont Literatur und Kunst Verlag Köln 2002

Weber, Thomas P.:

„Soziobiologie“, Fischer Taschenbuch Verlag Frankfurt am Main 2003

Weltgesundheitsorganisation WHO:

WHO-HBSC-Erhebung von 2002/03

Whitbourne S. K. & Weinstock C. S. :

Die mittlere Lebensspanne. Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters, Verlag Beltz PVU München 1982

Winterhager – Schmid:

Konstruktion des Weiblichen, Betz Deutscher Studien Verlag 1998

Wurst, Franz Dr., Hartmann Anna H. Dr., Hartmann, Günther H. Dr.:

„Biologische Grundlagen der Entwicklung und Erziehung, Österreichischer Bundesverlag für den Unterricht Wien 1971

Literaturangaben Internet:

Arbeitsgemeinschaft Friedensforschung an der Universität Kassel:

www.uni-kassel.de/fb5/frieden/themen/Wehrpflicht-Zivildienst/klage.html

BAG Wohnungslosenhilfe e.V.:

www.bagw.de

Beratungs- und Informationsserver zu Essstörungen:

www.ab-server.de

Bundeskriminalamt: Polizeiliche Kriminalstatistik 2003, Bundeskriminalamt

www.bka.de

Bundesministerium für Arbeit und Soziales:

www.bmas.de

Bundeszentrale für politische Bildung:

www.bpb.de

Deutsche Forschungsgemeinschaft:

http://www.dfg.de/wissenschaftliche_karriere/chancengleichheit/statistik.html

Deutsche Gesellschaft für Sozialpädiatrie und Jugendmedizin e.V.:

www.dgspj.de/lladhs.php

www.destatis.de/presse/deutsch/pm2005/p0880071.htm

Deutsches Historisches Museum:

www.dhm.de

Deutschsprachiger Drogen-Info-Ring:

www.drogeninfo.de

Deutscher Volkshochschulverband:

www.apoll-online.de/zahlen.html

DIE WELT:

www.Welt.de/dpa

Evangelische Kirche in Deutschland:

<http://www.ekd.de>

Feministische Partei die Frauen:

<http://www.feministischepartei.de/warum.htm>

Förderung von Chancengleichheit, Bericht der Expertengruppe des Forum Bildung, Humboldt-Universität Berlin:

www.hu-berlin.de/aktuell/bericht.html

Info-Net-Frauen:

www.frauenetz.schleswig-holstein.de

Kindergartenpädagogik Online-Handbuch:

www.kindergartenpaedagogik.de

Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie Hamburg:

<http://www.suicidology.de/online-text/daten.pdf>

Manndat Geschlechterpolitische Initiative e.V.:

www.manndat.de

Novo-Magazin Deutschland:

www.novo-magazin.de/45/novo4516.htm

Prof. Dr. med. Volker Faust Psychosoziale Gesundheit:

www.psychosoziale-gesundheit.net/psychiatrie/obdachlosigkeit.html

Robert-Koch-Institut:

www.rki.de

R+V Versicherung AG:

www.ruv.de/de/r_v_ratgeber/altersvorsorge/gesetzliche_rente/2_altersvorsorgefrauen.jsp

Sozialpolitik aktuell in Deutschland, Universität Duisburg Essen, Institut für Soziologie:

www.sozialpolitik-aktuell.de/tabellen_alter.shtml#die

Statistische Ämter des Bundes und der Länder:

www.statistik-portal.de/Statistik-Portal/de_jb22_jahrtab63.asp

Statistisches Bundesamt Deutschland:

www.destatis.de

Statistisches Landesamt Baden-Württemberg:

<http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de>

Väteraufbruch für Kinder, Kreisgruppe Schwarzwald-Baar-Heuberg:

www.vaetersorgen.de

WDR-Fernsehen, Quarks & Co.:

<http://www.quarks.de/dyn/23358.phtml>

Wikipedia- Die freie Enzyklopädie:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Analphabet>

Yves Sorge Verlag & Neue Medien:

www.suchtmittel.de

Zentrale für Unterrichtsmedien im Internet e.V. :

www.zum.de/Faecher/Materialien/dbk/gewalt.htm

Hinweis: Der Inhalt der jeweiligen Seiten kann sich im Laufe der Entwicklung und Produktion der diesem Angebot zu Grunde liegenden Textinhalte verändert haben. Nähere Vermerke zu Internetquellen siehe Impressum.

Literaturtipps:

Oerter R. & Montada L. :

Entwicklungspsychologie. Weinheim 2002

Kohnstamm R. :

Praktische Kinderpsychologie. Bern 2000

Kohnstamm R. :

Praktische Psychologie des Jugendalters. Bern 1999

Faltermaier T. u. a.:

Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. Stuttgart, Berlin, Köln 1992

Literaturtipps im Internet:

Zentrale für Bundeszentrale für politische Bildung:

www.bpb.de

Zentrale für Statistisches Bundesamt Deutschland:

www.destatis.de

sowie weiterführende Links

V.i.S.d.P. :

Prof. Dr. rer. pol. Theresia Simon
theresia.simon@hs-weingarten.de

Prof. Dipl.-Psych. Irmgard Teske
teske@hs-weingarten.de

Prof. Dr. rer. soc. Hans Walz
walz@hs-weingarten.de

Postanschrift:

Hochschule Ravensburg-Weingarten
Postfach 1261
D-88241 Weingarten

Autoren / Autorinnen:

Studierende des Diplom-Studiengangs Soziale Arbeit der Hochschule Ravensburg-Weingarten der Jahrgänge 1999 bis 2005

Lektorat:

Dipl.-Soz.-Arb. Roswitha Fuchsschwanz, Resedenweg 10/1, 88046
Friedrichshafen

Redaktion elektronische Umsetzung:

Annabel Eisele, Studiengang Soziale Arbeit HS Ravensburg-Weingarten

Technische elektronische Umsetzung:

Eva Lubajova, Studiengang Wirtschaftsinformatik HS Ravensburg-Weingarten
Roman Liedtke, Studiengang Wirtschaftsinformatik HS Ravensburg-Weingarten

Haftungsausschluss

1. Inhalt des Angebots

Die Autoren / Autorinnen übernehmen keinerlei Gewähr für die Aktualität, Korrektheit, Vollständigkeit oder Qualität der bereitgestellten Informationen. Haftungsansprüche gegen die Autoren / Autorinnen, welche sich auf Schäden materieller oder ideeller Art beziehen, die durch die Nutzung oder Nichtnutzung der dargebotenen Informationen bzw. durch die Nutzung fehlerhafter und unvollständiger Informationen verursacht wurden, sind grundsätzlich ausgeschlossen, sofern seitens der Autoren / Autorinnen kein nachweislich vorsätzliches oder grob fahrlässiges Verschulden vorliegt. Alle Angebote sind freibleibend und unverbindlich. Die Autoren / Autorinnen behalten es sich ausdrücklich vor, Teile der Seiten oder das gesamte Angebot ohne gesonderte Ankündigung zu verändern, zu ergänzen, zu löschen oder die

Veröffentlichung zeitweise oder endgültig einzustellen.

2. Verweise

Bei direkten oder indirekten Verweisen auf fremde Webseiten, die außerhalb des Verantwortungsbereiches der Autoren / Autorinnen liegen, würde eine Haftungsverpflichtung ausschließlich in dem Fall in Kraft treten, in dem die Autoren / Autorinnen von den Inhalten Kenntnis hat und es ihm technisch möglich und zumutbar wäre, die Nutzung im Falle rechtswidriger Inhalte zu verhindern. Die Autoren / Autorinnen erklären hiermit ausdrücklich, dass zum Zeitpunkt der Aufnahme der Links in das Projekt keine illegalen Inhalte auf diesen Seiten erkennbar waren. Auf die aktuelle und zukünftige Gestaltung, die Inhalte oder die Urheberschaft dieser Seiten haben die Autoren / Autorinnen keinerlei Einfluss. Deshalb distanzieren sie sich hiermit ausdrücklich von allen Inhalten aller Seiten, die nach der Aufnahme in das Projekt verändert wurden. Diese Feststellung gilt für alle innerhalb des Angebotes gesetzten Verweise. Für illegale, fehlerhafte oder unvollständige Inhalte und insbesondere für Schäden, die aus der Nutzung oder Nichtnutzung solcherart dargebotener Informationen entstehen, haftet allein der Anbieter der Seite, auf welche verwiesen wurde, nicht derjenige, der über Erwähnungen auf die jeweilige Veröffentlichung lediglich verweist.

3. Urheber- und Kennzeichenrecht

Die Autoren / Autorinnen sind bestrebt, in allen Publikationen die Urheberrechte der Texte zu beachten, von ihm selbst erstellte Texte zu nutzen oder auf lizenzfreie Texte zurückzugreifen. Alle innerhalb des Angebotes genannten und ggf. durch Dritte geschützten Marken- und Warenzeichen unterliegen uneingeschränkt den Bestimmungen des jeweils gültigen Kennzeichenrechts und den Besitzrechten der jeweiligen eingetragenen Eigentümer. Allein aufgrund der bloßen Nennung ist nicht der Schluss zu ziehen, dass Markenzeichen nicht durch Rechte Dritter geschützt sind!

Das Copyright für veröffentlichte, von den Autoren / Autorinnen selbst erstellte Objekte bleibt allein bei den Autoren / Autorinnen der Seiten und des zu Grunde liegenden Textbuchs. Eine Vervielfältigung der Texte in anderen elektronischen oder gedruckten Publikationen ist unter Hinweis auf die Autoren / Autorinnen ausdrücklich erlaubt und gewünscht.

4. Datenschutz

Die Nutzung der im Rahmen des Impressums oder vergleichbarer Angaben veröffentlichten Kontaktdaten wie Postanschriften, Telefon- und Faxnummern sowie Emailadressen durch Dritte zur Übersendung von nicht ausdrücklich angeforderten Informationen ist nicht gestattet. Rechtliche Schritte gegen die Versender von sogenannten Spam-Mails bei Verstößen gegen dieses Verbot sind ausdrücklich vorbehalten.

5. Rechtswirksamkeit dieses Haftungsausschlusses

Dieser Haftungsausschluss ist als Teil des Angebotes oder der website zu betrachten, von dem aus auf diese Produktion verwiesen wurde. Sofern Teile oder einzelne Formulierungen dieses Textes der geltenden Rechtslage nicht, nicht mehr oder nicht vollständig entsprechen sollten, bleiben die übrigen Teile des Dokumentes in ihrem Inhalt und ihrer Gültigkeit davon unberührt.

Wir bedanken uns bei www.disclaimer.de für den kostenlos Zugriff auf den

vorformulierten Disclaimer.

Links

Literaturtipps im Internet:

Bundeszentrale für politische Bildung:

www.bpb.de

Statistisches Bundesamt Deutschland:

www.destatis.de

Deutsches Jugendinstitut:

www.dji.de

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend:

www.bmfsfj.de

Hinweis: Der Inhalt der jeweiligen Seiten kann sich im Laufe der Entwicklung und Produktion der diesem Angebot zu Grunde liegenden Textinhalte verändert haben. Nähere Vermerke zu Internetquellen siehe Impressum.

1 Menschheitsgeschichte

1.1 Evolution

1.1.1 Ursachen der Stammesentwicklung

Die EVOLUTION beschreibt die stammesgeschichtliche Entwicklung der Tier- und Pflanzenwelt von niederen zu höheren Formen.

Der französische Zoologe Georges Cuvier (1769-1832) hielt an der Vorstellung, dass sich die Arten nicht verändern würden, generell fest. Diese Feststellung nannte er auch Konstanztheorie. Mit ihr wollte er aussagen, dass der Mensch sich nicht im Laufe der fortschreitenden Evolution entwickelte, sondern schon immer ein Mensch war wie er es heute auch ist. Ein weiteres Merkmal Cuviers war seine Katastrophentheorie. Seiner Meinung nach löschte jede Katastrophe auf der Welt viele, wenn nicht alle Arten aus. Dadurch musste immer wieder neues Leben geschaffen werden. Somit konnten die Lebewesen nie ihr Erbgut weitergeben.

Der französische Naturforscher Jean-Baptiste Lamarck (1744-1829) wurde als eigentlicher Begründer der Abstammungslehre gehandelt. Lamarck vertrat 1809 die Ansicht, dass jedes Lebewesen durch eine Anstrengung seines inneren Gefühls zweck-mäßig bestimmte Organe gebrauche und andere vernachlässige. Durch solche Einflüsse erfolge eine Neu-, Rück- oder Umbildung von Organen. Diese angeeigneten Eigenschaften und Fähigkeiten sollten dann auf die Nachkommen vererbt werden.

Diese auf Lamarck zurück-gehende Theorie zur Erklärung des Art-wandels, im Rahmen der Abstammungslehre, wird auch Lamarckismus genannt.

Das bekannteste Beispiel des Lamarckismus ist die Giraffe, bei der das ständige Strecken des Halses, um an die Nahrung zu gelangen, über viele Generationen hinweg zu einer Verlängerung des Halses geführt haben soll.

Die Ursachen des Artwandels und die heutige Abstammungslehre werden hauptsächlich mit dem engl. Naturforscher Charles Robert Darwin (1809-1882) in Verbindung gebracht. Er schrieb 1859 das Buch „Origin of Species by Means of Natural Selection“ (Über den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl), in dem er klare Indizien für eine Abstammung der Lebewesen verfolgte und auf naturwissenschaftliche Faktoren des Evolutionsgeschehens hinwies. Dadurch kam er zu zwei Theorien:

Es wurden viel mehr Nachkommen erzeugt, als zur Erhaltung benötigt wurde; im Konkurrenzkampf überleben nur die Starken und diejenigen, welche sich der Umwelt am besten angepasst haben.

Die Nachkommen wiesen unterschiedliche vererbliche Merkmale auf (z.B. sahen sie nicht alle gleich aus).

Diese Theorie wird als *Darwinismus* bezeichnet. Ganz entscheidend zur Erklärung der Artbildung waren die späteren Erkenntnisse über das Wesen und die Bedeutung der Mutationen. Dadurch stand der Darwinismus als einzige wissenschaftliche Begründung für die Ursachen der Evolution.

1 Menschheitsgeschichte

1.1 Evolution

1.1.2 Stammgeschichte des Menschen

Die Vorformen des Menschen (30-8 Millionen Jahre)

Vor mehr als 20. Mio. Jahren lebten die vormenschlichen Primaten, die den Menschenaffen (z.B. Schimpansen, Gorillas) sehr ähnlich sahen. Ein besonderes Kennzeichen der vormenschlichen Primaten war die Tatsache, dass sie den Übergang vom Baumleben zum Bodenleben bewältigten. Die *Aegyptopithecus*- und *Dryopithecus* – Formen sind mit ziemlicher Sicherheit die Vorfahren des Menschen und der Menschenaffen. Sie waren affenartige Säugetiere mit vier Füßen und lebten auf Bäumen und dem Erdboden. Im Laufe der Zeit war eine Aufrichtung der Lebewesen möglich. Dadurch entstand später der aufrechte Gang. Nun dienten die Hände und Füße nicht nur zur Fortbewegung. Durch die Freistellung der Hände konnten viele andere Tätigkeiten ausgeübt werden. Die aufrechte Körperhaltung war sehr praktisch bei der Nahrungssuche, da sie jetzt einfacher zu greifen war. Dadurch bekamen sie auch einen besseren Orientierungssinn.

Entwicklung des Menschen (4 Mio. Jahre bis zur Gegenwart)

Die Vormenschen besaßen noch nicht alle Merkmale des echten Menschen. Sie gingen aber schon aufrecht und stellten einfache Werkzeuge/Geräte aus Knochen und Stein her. Beides verriet ein Wissen um Sinn und Zweck des Tuns, also Denkfähigkeit. Einer der letzten Vormenschen war „Lucy“. Sie gehörte zu der Stammform des *Australopithecus*. Die Knochenüberreste von Lucy wurden in Äthiopien gefunden. Wissenschaftler gehen davon aus das Lucy vor 2 Mio. Jahren gelebt haben muss. Der *Australopithecus* starb vor rund 700 000 Jahren aus. Sie gehörten nicht in die unmittelbare Vorfahrenreihe des Menschen, sondern waren ein Seitenzweig der Menschheitsentwicklung. Aber sie hatten trotzdem den Übergang vom Tier zum Mensch überschritten. Einfache Steinwerkzeuge und hergerichtete Hiebwerkzeuge aus Knochen deuteten darauf hin, das die Lebewesen mit Vorbedacht gehandelt haben müssen.

Der *Homo habilis* (2 Mio. Jahre)

Der *Homo habilis*, was soviel bedeutet wie „der geschickte Mensch“ war ein perfekter Zweibeiner, da er ein sehr guter und schneller Läufer war. Es wird außerdem angenommen, dass er bereits ein guter Jäger war und Wildfrüchte und andere Pflanzenkost sammelte. Nicht umsonst spricht man auch heute noch davon, dass der Mensch ein Jäger und Sammler ist. Die Zähne glichen den unseren und waren nur etwas größer. Der *Homo habilis* hatte ein größeres Gehirn, wog wesentlich mehr und war auch größer gebaut, als der Vormensch. Desweiteren stellte er viele Werkzeuge selbst her. Wissenschaftler nehmen deshalb an, dass er zu unseren direkten Vorfahren gehört. Ein weiteres Merkmal war, das er ein großer Fleischfresser war und sich nicht nur von Pflanzen ernährte. Primatenforscher fanden heraus, dass die männlichen Lebewesen größer waren als die weiblichen. Wenn es um die Paarung ging, herrschte eine große Rivalität

zwischen den Männern. Hier setzte sich nur der stärkere Mann durch und bekam so die Partnerin seiner Wünsche. Es entstanden nun auch mehr soziale Kontakte, wodurch die Kooperation zwischen den Männern immer besser wurde. Man geht davon aus, dass sie immer öfters gemeinsam auf die Jagd gingen und sie die Herde vor Fremden beschützten und verteidigten.

Der Homo erectus (1,5 Mio. Jahre)

Der *Homo erectus* (der aufrechte Mensch), hatte sich aus einem dem *Homo habilis* ähnlichen Vorfahren entwickelt. Zu dieser Zeit veränderte sich das Klima weltweit. So langsam begann die Eiszeit, welche die Lebensräume der afrikanischen Frühmenschen veränderte. Die Gründe für die Entstehung des größeren und kräftigeren *Homo erectus* waren die zunehmende Ernährung durch Fleisch, wodurch er seine Lebensweise umstellen musste. Er musste nun größere Tiere jagen, was den Einsatz von anspruchsvollerem Werkzeug erforderte. Diese Maßnahme trieb auch die Entwicklung des Menschen voran. Der Frühmensch hatte noch ein kleineres Hirnvolumen, als der moderne Mensch. Sein Körpergewicht entsprach aber schon dem heutigen Durchschnitt. Dieser Mensch lebte in kleinen Herden als Jäger und Sammler. Durch Sprache und Bräuche wurden die Herden zusammen gehalten und bildeten so ein soziales Netz. Die Beschaffung der Nahrung war unter den Männern und Frauen klar aufgeteilt. Die Frauen sammelten Pflanzen und die Männer gingen auf die Jagd. Wahrscheinlich bauten sie schon die ersten Behausungen und suchten Unterschlupf in Höhlen, um vielleicht den Winter besser überstehen zu können. Der wichtigste Schritt in seiner Umwelt nach vorne war aber die Fähigkeit Feuer machen zu können. Sie versammelten sich um das Feuer, welches Wärme zum Braten des Fleisches abgab. Außerdem konnten sie sich an das Feuer setzen und hatten die Möglichkeit sich gemeinsam dort aufzuhalten. Die gemeinsame Nahrungsaufnahme erforderte eine Art der Kommunikation, welche sich in der Evolution immer weiter entwickelte. Dadurch verbesserte sich die Sprach- und Denkfähigkeit der Menschen immer mehr. So entstanden Lager, die zu einem sehr wichtigen Brauch für das Sozialleben in der Gruppe wurden. Das Feuer diente auch zum Schutz vor Raubtieren und spielte bei der Jagd eine wichtige Rolle.

Der Homo sapiens (vor 400 000 Jahren)

Der Nachfolger des *Homo erectus* war der *Homo sapiens* (der vernunftbegabte Mensch). Er entwickelte sich allmählich aus einer fortschrittlichen Form des *Homo erectus*. Diese Lebewesen lebten in der Zwischen- und Eiszeit. Er besaß noch die Zähne des *Homo erectus*, hatte aber allerdings ein größeres Gehirn als sein Vorgänger. Ein weiteres Merkmal war, dass sein Schädel nicht mehr so eine robuste Form hatte. Das übrige Skelett blieb aber sehr kräftig und hatte weiterhin schwere Knochen. Der *Homo sapiens* errichtete Lagerplätze, wo die Beute der Jagd nun gemeinsam verzehrt wurde. Die Frauen und Kinder nahmen wahrscheinlich nicht an der Jagd teil. Ihre Hauptaufgabe war das Sammeln von Früchten, Nüssen, Blättern und Wurzeln. Das älteste hölzerne Werkzeug des *Homo sapiens* waren die feuergehärteten Speere. Es wird angenommen, dass diese Menschen auf Grund der kalten Winter Kleidung aus Tierhäuten trugen, um sich zu wärmen. Beweise hierfür gibt es jedoch nicht. Es gab körperlich unterschiedliche Typen dieser Art. Der bekannteste war der *Neandertaler*.

Der *Homo sapiens neanderthalensis* (vor 200 000 Jahren)

Merkmale des Neandertalers:

- er war klein und untersetzt (z.B. 1,60m groß und 60kg schwer)
- seine fliehende Stirn hatte starke Überaugenwülste
- er hatte eine breite flache herausstechende Nase
- sein Gehirn war größer als das des modernen Menschen
- er hatte schwere, kräftige und dicke Knochen
- durch seine abweichende Kehlpertie konnte er nur schlecht sprechen.

Beim Neandertaler war die Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau klar aufgeteilt. Die Frauen hatten die Aufgabe, Kleidung anzufertigen, zu kochen, Nahrung zu sammeln, das Feuer zu hüten und die Kinder zu erziehen. Die Aufgabe der Männer bestand darin, Unterkünfte zu bauen, Werkzeuge herzustellen und auf die Jagd zu gehen. Besonders die Jagd war wichtig, da er ein sehr guter Jäger war, sie erlegten Mammute und Wollhaarnashörner. Der Neandertaler lebte in kleineren Gruppen. Was beim Neandertaler neu war, ist die Tatsache, dass er seine Toten in Höhlen beisetzte und an ein Weiterleben nach dem Tod glaubte. Sie legten Blumen auf die Gräber und fertigten als Ersatz für einen Grabstein Ritzzeichnungen an. Damit ehrten sie ihre Verstorbenen und zeigten Gefühle (Trauer). Dies war eine kulturelle Weiterentwicklung des Menschen.

Der *Homo sapiens sapiens* (vor etwa 30 000 Jahren)

Der Neandertaler lebte anfangs mit dem *Homo sapiens sapiens* (der Jetztmensch) zur selben Zeit zusammen. Da er dem Jetztmenschen aber unterlegen war, starb der Neandertaler vor rund 35.000 Jahren aus. Die älteste europäische Form des *Homo sapiens sapiens* wird auch *Cromagnonmensch* genannt. Er wurde nach einem Fundort in Frankreich benannt. Der Cromagnon stammt wahrscheinlich aus Westasien. Dieser führte zu den heutigen Menschenrassen und unterschied sich nicht mehr vom Körperbau eines heutigen Menschen. Die Cromagnons lebten auch in Gruppen und bauten Hütten oder lebten in Höhlen. Er brachte eine neue hoch stehende Kultur mit. Sie waren die ersten, die schwer zu bearbeitende Materialien, wie Elfenbein, Rentiergeweih und Knochen benutzten. Der Cromagnonmensch entwickelte eine Eigenschaft für die Kunst. Dies beweisen verschiedene Höhlenmalereien und kleine Plastiken, welche aus Elfenbein gefertigt wurden. Seine damaligen Werkzeuge stellte er aus Stein her. Weitere Erfindungen, welche das Geschick und die Entwicklung des Denkens beweisen, waren Musikinstrumente, Öllampen und später der bekannte Pfeil und Bogen, der die Jagd sehr erleichterte.

1 Menschheitsgeschichte

1.2 Früheste Herrschaftsform: Matriarchate

1.2.1 Um 30000 v. Chr.: Die Frau im Zentrum kultischer Verehrung

„Die Epoche, die gewaltige Epoche des Mutterrechts beherrscht die Morgenröte der Kultur – die erste Kulturepoche! Der weltgeschichtliche Triumph des Weibes! Und dieser Triumph ist ein weiterer Beweis für uns, die Unterdrückten, die Abhängigen, die sozialen Sklavinnen, dass wir von Natur her keine Unterdrückten, keine Sklaven, keine Inferioren sind. Beweis, das auch wir frei geboren und Freie Herrschende von Natur aus sind!“

Johanna Elberskirchen (1857 – 1937) deutsche Schriftstellerin 1904

Unzählige Funde von Frauenfiguren sind Zeugen einer Zeit, in der die Frau als anfassbares Sinnbild eines Weltbildes, einer religiösen Vorstellung galt. Frauenkörper wurden voluminös, mit vollen hängenden Brüsten, stark gewölbten Bäuchen, mächtigen Gesäßen und Oberschenkeln dargestellt. Auffallend die hervorgehobenen Vulven, was die Frau als Fruchtbarkeitssymbol und/oder als erotisches Objekt darstellt. In ihren Schößen liegt das Symbol für das Tor zum Leben. Ein weiteres Symbol war der kugelförmige Bauch, der als Sinnbild für den Kosmos stand.

1 Menschheitsgeschichte

1.2 Früheste Herrschaftsform: Matriarchate

1.2.2 9000 - 3000 v. Chr.: Frauen schufen "neolithische Revolution"

Der Zeitraum der Jungsteinzeit ist die Epoche der Entwicklung der Ackerbautechniken durch Frauen, der voll entfalteten matriarchalen Sozialordnung und der frühesten Stadtkultur.

Matriarchate sind Gesellschaftsordnungen, die in allen ihren Fugen von Frauen geschaffen, geprägt und getragen wurden.

Matriarchat (arché = Beginn): am Anfang die Mütter
Patriarchat: Herrschaft der Väter

Neolithische Revolution:

Neue Bewirtschaftungsformen im Ackerbau und die volle Entfaltung der matriarchalen Sozialform und Kultur. Diese Revolution schuf eine neue ökonomische Lebensweise, die bis heute als Grundlage dient. Die Erde galt allgemein als große, ernährende, schützende Mutter. Wichtig war auch die Gleichberechtigung des Mannes, der in allen kulturellen und sozialen Gebieten geachtet wurde, anders als später in patriarchalen Gesellschaften.

1 Menschheitsgeschichte

1.2 Früheste Herrschaftsform: Matriarchate

1.2.3 30000 - 1000 v. Chr.: Hochkulturen der Göttinnen

Die Frauen standen nun als Sippenmütter, Priesterinnen und Königinnen im Zentrum der Gemeinschaft und bezogen ihre Autorität aus ihrer sakralen Würde, welche die frühen Menschen der Frauen dank ihrer Gabe Leben hervorzubringen, zuschrieben.

Der Beginn der Bronzezeit bringt die Entwicklung von Waffen für die Jagd. Durch die soziale Wertschätzung der Jagdbeute und die Ausdehnung der Jagdkulte konnten Männer eine bedeutendere Position in der Sippe erhalten. Da für den Jagderfolg eine gute Zusammenarbeit nötig ist, waren die Männer vermutlich daran interessiert, die erprobten Jäger nicht durch Heirat an einen anderen Stamm zu verlieren, so dass sich Patrilokalität entwickelte. Durch Klimaveränderungen und knappe Nahrung entstanden große Völkerwanderungen. Im 2. Jahrtausend v. Chr. eroberten patriarchalisch organisierte indoeuropäische Reitervölker die Hochkulturen des Mittelmeerraumes, Ägyptens und Mesopotamiens. Das bedeutet sowohl kulturell als auch technologisch meist einen deutlichen Rückschritt. Viele Kenntnisse gingen verloren.

Zusehens lief die patriarchalische Umgestaltung des Götterhimmels parallel mit der Patriarchalisierung der irdischen Gesellschaft. Besonders im Zeitraum zwischen dem 3. und 1. Jahrhundert v. Chr. erfolgte die Überlagerung und schließlich die Auslöschung der *matrizentrischen Frühkulturen*. Die Erkenntnis der biologischen Vaterschaft führte bei den Ackerbausippen zur vererbtem Grundbesitz. Im gleichen Maße verblasste die Verehrung der Frauen als Fruchtbarkeitsgarantinnen

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.1 1000 v. Chr. – 500 n. Chr.: Festigung der Männerkultur

Hier stand der Männerkultur eine Frauenkultur gegenüber, woraus ein zweigeteiltes Gesellschaftssystem entstand. Die politischen Rechte waren weitestgehend den Männern vorbehalten und Frauen konnten ohne männliche Sachverwalter keine größeren Geschäfte tätigen. Im Kult hingegen, wie auch in anderen nicht öffentlichen Bereichen hatten sie volle Kompetenz.

Die Frauen wurden erst als Ehefrau zum vollwertigen Mitglied der Gesellschaft. Trotzdem lebten die Frauen ihr „Frau-Sein“ voll aus. In extra für sie eingerichteten Schulen, in denen viel Wert auf Bildung und Kultur gelegt wurde, gab es sichtlich enge Bindungen zwischen Lehrerinnen und Schülerinnen (gleichgeschlechtliche Liebe).

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.2 500 - 1000 n. Chr.: Gleichberechtigung in Familie und Arbeit

Allgemein kann man nicht über Rechte, Pflichten und Beschränkungen von Frauen sprechen, ohne sich der Schichtung der Gesellschaft in Adel, Freie und Leibeigene Gesinde bewußt zu sein. Generell waren die Frauen im Privatbereich, sprich Familie und Ehe den Männern gegenüber in keiner erkennbar schlechteren Position. Da bei der Vererbung von Land auch die Verpflichtung zum Kriegsdienst an den Erben übergang, konnten Frauen im Frühmittelalter nur Bewegliches wie Schmuck, Geld, Kleidung, Spindel erben. Diese Regelung blieb auch erhalten, als der Kriegsdienst in Verbindung mit Land nicht mehr zu leisten war. Frauen waren Miternährerinnen der Familie. Die Hausarbeit umfasste die Produktion der wichtigsten Gebrauchsgegenwerte: sie stellte Kleidung her, spann und webte Wolle und Flachs, backte Brot, braute Bier, zog Kerzen, kochte Seife, besorgte die Vorratswirtschaft und sammelte Holz. Die Männer bestellten die Äcker oder verdingten sich als Tagelöhner: Viele der Frauen ragten als Klosterbegründerinnen aus der Gesellschaft hervor.

Aber ab dem 6. Jahrhundert wurden die Frauen als zweites Geschlecht „Eva“ nach dem Mann „Adam“ angesehen. Der Sündenfall sah die Frau als Ursache allen Übels. Als Folge wurden Frauen aus dem kirchlichen Altarraum verbannt.

„Dass den Frauen eine eigene Geschichte versagt worden ist, hat immer erneut dafür gesorgt, dass Frauen die Ideologie des Patriarchats akzeptierten, was ihr Selbstwertgefühl nachhaltig unterminiert hat. Die Männer-Version der Geschichte, legitimiert als „allgemeingültige Wahrheit“, hat Frauen als Randfiguren der Zivilisation und als Opfer der geschichtlichen Entwicklung dargestellt.“

Gerda Lerner, Anthropologin, 1986

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.3 12. - 15. Jahrhundert: Frauen gehören nicht zur Gesellschaft

Frauen bildeten einen gesonderten Stand aus, stehen unabhängig von ihrer Herkunft außerhalb der männlichen Ordnung. Allgemein wurden die Nonnen nach verschiedenen Orden, die weltliche Frauen in Edelfrauen, wohlhabende Bürgerinnen, Landfrauen, Mägde und Dirnen eingeteilt. Frauen wurden Fehler wie Eitelkeit, Stolz, Launenhaftigkeit, Esssucht usw. unterstellt. Diese „typisch weiblichen“ Eigenschaften dienten als Argument, die Frauen von öffentlichen Ämtern fernzuhalten.

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.4 15 - 16. Jahrhundert: Mehr Selbständigkeit durch Bildung

Zunächst stand die Wiederherstellung des Kulturgutes der griechischen und römischen Antike im Vordergrund. Der Humanismus erhielt theoretisch und praktisch die Unterordnung der Frau unter die Autorität des Ehemannes aufrecht. Trotzdem ist ein emotionaler Umbruch erkennbar, welcher die gefühlsbetonte Bindung zwischen den Geschlechtern aufwertete. Bei der Auswahl des Ehepartners wurde immer mehr das individuelle Erscheinungsbild und die vorhandene Zuneigung berücksichtigt. Da die Ehe als wichtigste Säule der weltlichen Ordnung proklamiert war und zur einzigen Lebensbestimmung der Frau wurde, gerieten die zahlreichen ohne Mann lebenden Frauen in eine Außenseiterrolle.

Der Kleinhandel sowie der Hausierhandel wurde überwiegend von Frauen betrieben. Im 16. Jahrhundert begann die Verdrängung der Frauen aus den Zünften. Die Meisterswitwen wurden in ihrem Recht beschränkt, das Geschäft des verstorbenen Mannes weiterzuführen.

Immer mehr Ordensfrauen nahmen sich der Mädchenbildung an, indem sie Unterricht in Lesen und Schreiben gaben und somit das Bildungsniveau hoben (Emanzipation). Trotzdem verschlechterten sich die Lebensbedingungen der Frauen aus den Mittel- und Unterschichten.

Im 14. Jahrhundert betrug die Gesellinnenlöhne noch ca. $\frac{3}{4}$ der Männerlöhne,

im 15. Jahrh. Nur noch die Hälfte und

im 16. Jahrh. Nur noch $\frac{2}{5}$!

(Quelle: Frauengeschichte(n), Darmstadt, 1986, S.130)

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.5 Um 1550: Hexenwahn

Das etwa zweihundert Jahre andauernde „eiserne Zeitalter“ forderte mehr als 300 000 Menschenopfer, überwiegend Frauen. In erster Linie wurden zunächst allein stehende, sozial nicht abgesicherte Frauen und Kräuterfrauen verfolgt, bald schon genügte aber eine anonyme Verdächtigung, um den Mechanismus von Verhaftung, Verhör, Folter und Hinrichtung einzuleiten. Der Bereich der Sexualität spielte eine zentrale Rolle bei den Vorwürfen, die gegen Frauen erhoben wurden. Sie wurden verdächtigt, Unfruchtbarkeit hervorzurufen, männliche Glieder wegzuhexen und erotische Exzesse mit dem Teufel zu begehen. Sie machten sich selbst der „Todsünde der Wollust“ schuldig und schwächten den Mann, indem sie Leidenschaft, Liebeswahn und Vernunftsverwirrungen hervorriefen.

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.6 1650 – 1750: Zwischen patriarchaler Ordnung und Aufklärung

Weniger die künstlerischen und wissenschaftlichen gebildeten Frauen oder die von Rang und Adel, sondern die Frauen vom Dorfe, aus dem Handwerk oder die „Weibsleute“ aus den unteren sozialen Schichten sollten hier im Mittelpunkt stehen, denn sie bildeten, wenn auch selten benannt und dargestellt, die Mehrheit in der Zahl ihrer Geschlechtsgenossinnen.

„Ein Haus ohne Frau“, so hieß es in Schwaben, „ist wie ein Ofen ohne Feuer“.

Quelle. Frauengeschichte(n), Darmstadt, 1986, 131

Auf großen Gutshöfen beschränkte sich die Arbeit der Frau aufs Erteilen von Anweisungen und die Beaufsichtigung des Gesindes. Die normale Landfrau war von früher Jugend an ein zu schwerster körperlicher Arbeit verdammtes Wesen.

Dem weiblichen Gesinde wurde schwerste Alltagsarbeit zugemutet. Jedoch das letzte Glied in der Entwicklungskette war ein riesiges Heer arbeitsloser, aus der Bahn geworfener Frauen, deren Heim die Landstraße und deren Arbeit das Betteln war. Die Ehe war geprägt von Gehorsam und Pflicht.

Dazu heißt es in der „Hausväterliteratur“ des Florinus um 1705 eindeutig:

„Diese Ehrerbietung führt... den Gehorsam mit sich. Das Haupt muss die Glieder regieren/die Glieder aber.../müssen mit dem Haupte unterthänig und gehorsam seyn. Also/, weil der Mann des Weibes Haupt ist, /so ist sie schuldig und dem Manne gehorsam zu sein in allen Dingen/die an sich nie unrecht und wider Gott sind.“

Trotzdem schufen sich Frauen Freiräume in den Bereichen Dichtung und Musik.

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.7 17. /18. Jahrhundert: Aufklärung

Die Gedanken der Aufklärung bilden einen bedeutenden Wendepunkt im Denken des Menschen und beeinflussten damit auch den weiteren geschichtlichen Entwicklungsweg der Frau, hin zu einer Gleichberechtigung.

Als AUFKLÄRUNG wird eine Geschichtepepoche bezeichnet, die als gesamteuropäische Bewegung sämtliche Lebensbereiche beeinflusste. Aufklärung wird nach der Definition von Kant, einem der wichtigsten Vertreter dieser Zeit, als Werkzeug zur Befreiung des Menschen verstanden. Nach Kant befindet sich der Mensch in einer selbst verschuldeten Unmündigkeit, durch den Gebrauch der Vernunft aber wird der Mensch wieder die Freiheit über sein Handeln erlangen und selbst verantwortlich handeln können.

(KUHN 1999: 42-44).

Ein weiteres Merkmal der Aufklärung ist das Zurückdrängen des Aberglaubens und der Ungewissheit über das Bestehen der Welt. Durch den Gebrauch der Vernunft gelangt der Mensch zu einer klaren Erkenntnis über die Beschaffenheit der Welt. Dadurch richten sich die Ideen der Aufklärung an alle Menschen und sind zu allen Zeiten gültig. Eng damit verbunden ist die Überzeugung von der natürlichen Freiheit, Gleichheit und Güte aller Menschen.

Dieses Konzept galt nur bedingt für beide Hälften der Menschheit. Man definierte die Geschlechter von Natur aus als unterschiedlich und sich ergänzend.

Dem Mann sprach man Rationalität, Stärke, Aktivität und Durchsetzungsfähigkeit zu. Damit wies man ihm die Welt der bezahlten Arbeit zu. Der Frau ordnete man Gefühl, Schwäche, Passivität und Einfühlungsvermögen zu. Damit gehörten ihr die Bereiche Haushalt und Religion (KUHN 1999: 44) Man war jedoch bestrebt, allen Menschen eine Bildung zukommen zu lassen, die eine vernünftige Lebensführung, mitmenschliche Toleranz und umfassendes Wissen vereinigte.

Dadurch, dass sich die Aufklärung gegen die Hexenprozesse, der vorherigen Epoche wandte, bereitete sie dem Hexenwahn ein allmähliches Ende.

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.8 1789: Französische Revolution

In der französischen Revolution, die indirekt durch das neue Denken der Aufklärung ausgelöst wurde, spielten Frauen eine nicht unwichtige Rolle und schufen durch ihr Engagement den Nährboden für die Emanzipation der Frauen.

So zwangen zum Beispiel die Pariser Frauen durch ihren Marsch zum Königssitz nach Versailles (05. Oktober 1789) den König dazu, die Menschenrechtserklärung zu unterschreiben. Frauen waren die handelnden Personen solcher Aufstände, die aus Angst vor einer Hungersnot entstanden.

Als Erfahrung aus solchen Aktionen gewannen die Frauen die Erkenntnis, dass sie eine zusammenhängende Gruppe bildeten und in der Lage waren, ihren Willen gemeinsam durchzusetzen.

Gesetze, die die Eheschließung in einen zivilrechtlichen Vertrag umwandelten, die Frauen über das Familieneigentum verfügen ließen, wodurch ihr Eigentum geschützt wurde, oder Gesetze, die Bildung für Frauen garantierten, überdauerten die Revolution. Das Scheidungsrecht wurde jedoch nach 1815 wieder abgeschafft und die Autorität des Ehemanns und Vaters wurde rechtlich gestärkt durch Napoleon 1804.

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.9 Industrialisierung und soziale Frage

Das 19. Jahrhundert war geprägt von grundlegenden Umwälzungen sowohl in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Sicht. Mit dem Beginn der Industrialisierung, die als Wandel von der feudalen Agrargesellschaft hin zur kapitalistischen Industriegesellschaft zu sehen ist, kommt es zu eklatanten Veränderungen in den Familien- und Arbeitsverhältnissen. Durch den Wegfall der Feudalherrschaft und den damit verbundenen Ehehemmungen konnte nun jeder, der heiraten wollte dies auch tun, ohne dabei seine finanzielle Situation berücksichtigen zu müssen. Die Folge waren Bevölkerungswachstum und Städtewachstum. Es kam zur Landflucht, da die ländlichen Gegenden keine Verdienstmöglichkeiten boten und die dort ansässige Bevölkerung nicht mehr ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgt werden konnte. Durch den damit verbundenen Arbeitskräfteüberschuss in den Städten bzw. Fabriken waren die Arbeiter gezwungen, jede Arbeit anzunehmen, was zu einem dramatischen Absinken des Lohnniveaus führte. Was wiederum zur Folge hatte, dass die alleinige Arbeitsleistung des Familienvaters nicht mehr zum Überleben ausreichte.

Damit war der Grundstein zur Frauen- und Kinderarbeit gelegt. Diese waren billige Arbeitskräfte, denn trotz qualitativ und quantitativ gleichwertiger Arbeit wurde ihnen häufig nur die Hälfte des Lohns, den ein Mann verdiente, ausgezahlt. Frauen waren größtenteils in der Textilindustrie beschäftigt. Durch den starken Konkurrenzdruck auf dem Arbeitsmarkt kam es zu einem noch stärkeren Absinken des Lohnniveaus.

Arbeitslosigkeit begann um sich zu greifen. Während die berufstätigen Frauen einer Doppelbelastung ausgesetzt waren, da sie die Verantwortung für Haushalt und Kinder hatten, ergaben sich viele arbeitslose Männer dem Alkoholismus.

Diese Problematik wird in der Geschichte mit dem Begriff „soziale Frage“ umschrieben, die die erste Hälfte des 19. Jahrhundert prägte. Betroffen waren unterprivilegierte Bevölkerungsschichten.

Die bürgerlichen Frauen zogen sich statt dessen ins Biedermeier-Idyll zurück. Ihr Aufgabenbereich beschränkte sich ausschließlich auf die Familie.

Als Ehefrau, Hausfrau und Mutter waltete sie in Haus und Garten, während der Mann in der Stadt seinem Beruf außerhalb des Hauses nachging. Er allein verdiente das Geld. Er ist zwar das Oberhaupt der Familie, seine Frau aber die „Herrin des Hauses“. Blieb ihr neben der Erziehung der großen Kinderschar, neben Nähen und Stopfen noch Freizeit, so gönnte sie sich beim Teekränzchen oder mit leichter Lektüre etwas Abwechslung. Diese Lebensweise wird als Biedermeier-Idyll bezeichnet.

„Wer macht die Gesetze? – Die Männer. Auch die Gesetze, die das Verhältnis der Mutter zu ihrem Kinde regeln? – Auch die... Dieselben Männer, die da vorgeben, den einzigen und erhabenen Beruf der Frau in ihrer Mutterschaft zu finden, erteilen in den Gesetzen, die sie machen, der Frau als Mutter ein Misstrauensvotum sondergleichen und sonder Beispiel – Verdorrt ihnen nicht die Zunge ob so schmähhlicher Lüge!“

Hedwig Dohm, 1873

1 Menschheitsgeschichte

1.3 Übergang zum Patriarchat

1.3.10 Thesen

Die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern sind keine Konstanten, sondern unterliegen Pendelbewegungen (weibliche Vorherrschaft – Gleichberechtigung – männliche Vorherrschaft – Gleichberechtigung)

Es gibt grundsätzlich keine weiblichen oder männlichen Charaktereigenschaften, sondern nur Eigenschaften des herrschenden und des beherrschten Geschlechts. Unter weiblicher Vorherrschaft (Frauenstaat) haben Frauen die gleichen Charaktereigenschaften und gesellschaftlichen Rollen wie Männer unter männlicher Vorherrschaft (Männerstaat). In Zeiten der Gleichberechtigung gibt es keine Geschlechterrollen. Eine Unterdrückung individueller Eigenschaften zugunsten einer Gestaltung zweier Geschlechtertypen erfolgt nicht.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.1 Genetik

2.1.1 Was ist Genetik?

Seit dem Experiment von Gregor Mendel in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist Genetik weit mehr als nur das Studium der Vererbung und die praktische Anwendung der so gewonnenen Erkenntnisse. Seine Versuche im Brünner Klostergarten legten dem Augustinermönch die Vermutung nahe, dass nicht direkt beobachtbare, unteilbare biologische Anlagen, heute Gene genannt, die Vererbung von Merkmalen steuern.

Dies war ein revolutionärer Bruch mit früheren Vorstellungen über die Mechanismen der Vererbung. Bis dahin waren Tier- und Pflanzenzüchter und auch viele Naturkundler – so etwa Charles Darwin in seiner Theorie der Panmixis – davon ausgegangen, dass sich väterliche und mütterliche Anlagen auf eine nicht näher bestimmbare Weise untrennbar im Nachwuchs mischten.

Seit Mendel ist Genetik nun genauer bestimmbar als das Studium der Gene von der molekularen bis zur evolutionären Ebene – und sie ist somit ohne Konzept des Gens unmöglich.

Mendels Ergebnisse, zunächst ein halbes Jahrhundert lang ignoriert, läuteten nach ihrer Wiederentdeckung die Ära der so genannten klassischen Genetik ein. Sie wurde schließlich in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts von der molekularen Genetik abgelöst, die mit bahnbrechenden Forschungen neue Einblicke in die zellulären Grundlagen der Vererbung ermöglicht. Viele grundlegenden Erbmechanismen und auch die Terminologie der Genetik lassen sich aber immer noch bestens aus der klassischen Züchtungsgenetik heraus erklären. (Thomas P. Weber, 2002, S.8)

Uniformitätsregel

Werden reinerbige (homozygote) Eltern (P-Generation) miteinander gekreuzt, die erbungsgleich sind in einem oder mehreren Allelpaaaren, so sehen die Angehörigen der ersten Nachkommengeneration (F1 Generation) alle gleich aus. War das eine Allel dominant, bestimmt es die äußere Erscheinung. Sehen die Nachkommen beiden Elternteilen zu gleichen Teilen ähnlich (z.B. Mischfarbe), spricht man von einem intermediären Erbgang. Bei einem codominanten Erbgang treten beide elterlichen Allele „gleichberechtigt“ in Erscheinung. (Duden der Biologie, 2002, S.319 und S.320)

Spaltungsregel

Kreuzt man die F1-Generation untereinander, so ist die daraus hervorgehende F2-Generation im betreffenden Merkmal nicht mehr einheitlich. Die Träger unterschiedlicher äußerer Erscheinungsbilder sind unter einer großen Zahl von Nachkommen immer in einem bestimmten Zahlenverhältnis zu finden. Im intermediären Erbgang ist es das Verhältnis 1:2:1, im dominanten-rezessiven 3:1, wenn man ein Allelpaar beachtet.

Obwohl also die rezessiven Allele beim dominant-rezessiven Fall in der F1-

Generation nicht mehr zu erkennen waren, wurden sie doch während der Meiose bei der Bildung der Geschlechtszellen genauso an die neuen Zellen weitergegeben wie die dominanten Allele. Hier wird deutlich, dass man vom äußeren Erscheinungsbild eines Lebewesens, dem Phänotyp, nicht ohne weiteres auf den Genotyp schließen kann. (Duden der Biologie, 2000, S.320)

Freie Kombinierbarkeit der Gene (Unabhängigkeitsregel)

Werden die Kreuzungen mit Lebewesen durchgeführt, die sich nicht nur in einem Gen, sondern in zwei oder mehreren Allelpaaaren unterscheiden, werden die Allele in der Meiose für die F2-Generation neu kombiniert; selbstverständlich erhält jede Zelle von jedem Gen ein Allel.

Die Kombinationsmöglichkeiten können dem allgemein formulierten Schema einer Kreuzung mit zwei Genen entnommen werden. Bei insgesamt neun Genotypen hängt die Zahl der unterschiedlichen Phänotypen von der Dominanz des einen oder anderen Allels ab. Beim rein intermediären Verhalten gibt es neun Phänotypen. Die freie Kombinierbarkeit wird bei den meisten Genen nicht eingehalten, weil sie so genannten Kopplungsgruppen (Gene) zusammengefasst sind. Diese Gruppen verhalten sich im Kreuzungsexperiment wie ein einziges Gen. Nur durch crossing-over kommt es zu Neukombinationen. (Duden der Biologie, 2000, S.320 und S.321)

Was Mendel schon vermutete, was aber mit den Mittel seiner Zeit nicht zu beweisen war:

Die Existenz von Erbanlagen: Fundamental war vor allem die Vermutung, dass für die Vererbung von Merkmalen Determinanten oder Anlagen verantwortlich sind, die eine Teilchennatur besitzen. Heute werden Determinanten oder Anlagen als Gene bezeichnet.

Erbanlagen kommen in Paaren vor: Alternative Ausprägungen eines Merkmals werden von verschiedenen Versionen ein und derselben Anlage bestimmt. Diese verschiedenen Versionen einer Anlage kennen wir heute unter der Bezeichnung *Allel*. Da Anlagen in Paaren vorkommen, kann ein Organismus für ein und dieselbe Anlage identische oder verschiedene Allele aufweisen. Bei identischen spricht man von „homozygot“ verschiedene Anlagen sind „heterozygot“.

Das Prinzip der Segregation: Wenn in Körperzellen die Anlagen in Paaren vorhanden sind, muss es im Lauf der Fortpflanzung zu einer Trennung kommen. Dies geschieht bei der Bildung von Ei -und Samenzelle. Dabei werden die beiden Partner eines Anlagenpaares gleich auf die Fortpflanzungszellen verteilt. Jede Geschlechtszelle kann also lediglich eine Hälfte eines Anlagenpaares enthalten.

Die Chromosomentheorie der Vererbung

Diese Theorie wurde 1902 –also zwei Jahre nach der Wiederentdeckung von Mendels Arbeiten – von dem Amerikaner Walter Sutton und auch von dem deutschen Forscher Theodor Boveri verfasst. Die beiden Forscher stellten fest, dass die Chromosomen sich genau wie Mendels hypothetische Erbanlagen verhielten: Nach Mendels Beobachtungen mussten die Anlagen in Paaren vorkommen, dies traf für die Chromosomen zu. Weiterhin stellten sie fest, dass die

Gene einer Erbanlage sich genau wie die beiden Partner eines Chromosomenpaares, auf die Keimzellen verteilen.

Verschiedene Gene sind genau wie verschiedene Chromosomen unabhängig voneinander. Die Schlussfolgerung beider Forscher lag also darin, dass Gene auf den Chromosomen liegen. Eine weitere bahnbrechende Entdeckung geschah im 20. Jahrhundert: Der Student des Forschers Morgan Alfred Sturtevant, nahm die erste Genkartierung vor. Sturtevant erkannte, dass der Anteil der Rekombination ein Maß für den Abstand der Gene auf dem Chromosom war.

Je weiter die Gene voneinander entfernt und getrennt sind, desto wahrscheinlicher könnte crossing-over stattfinden. Gegebenheiten der artgerechten Umwelt werden angepasst. Zudem ist angeborenes Verhalten genetisch gespeichert und wird von Generation zu Generation weitergegeben. Erlerntes Verhalten muss von jeder Generation neu erworben werden.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.1 Genetik

2.1.2 Die Genetik wird molekular

Mit der Formulierung der Ein-Gen-ein-Enzym-Hypothese durch George Beadle und Edward Tatum im Jahr 1940 und dem von Oswald Avery und seinen Mitarbeitern 1944 erbrachten Nachweis, dass die Desoxyribonukleinsäure (DNS/ DNA) das genetische Material ist, erfolgte der Wissenszuwachs mit biochemischen und biophysikalischen Methoden. Am Endpunkt dieser Entwicklung steht heute die molekulare Genetik, die den genetischen Informationsfluss untersucht und in einem weiteren Sinne die molekulare Biologie, die mit ihren experimentellen und theoretischen Arbeits- und Betrachtungsweisen fast die gesamte Biologie durchzieht.

(Thomas P. Weber, 2002, S.30)

DNA, RNA, Chromosomen

Die DNA ist der Träger der genetischen Information, welche sich aus Desoxyribonukleinsäure (das „A“ in „DNA“ steht für acid = Säure) zusammensetzt. Hier handelt es sich um eine ununterbrochene Kette aus vier grundlegenden Bausteinen, welche auch als Nukleotide bezeichnet werden.

Jeder dieser Nukleotidbausteine besitzt eine Phosphatgruppe, einen Zucker (Desoxyribose) und eine von vier Basen (Adenin „A“, Cytosin „C“, Guanin „G“ und Thymin „T“). Das DNA-Molekül besteht aus zwei Nukleotidketten, die wie parallel laufende Federn miteinander verbunden sind. Jeder der zwei DNA-Stränge hat, je nach der Position der Kohlenstoffatome, ein 5`-Ende und ein 3`-Ende, allerdings immer in gegenläufiger Richtung. Die Basen befinden sich im inneren des Moleküls und sind über Wasserstoffbrücken miteinander verbunden.

Die Basenpaarung ist folgende: Zum einen paaren sich Adenin und Thymin und zum anderen Guanin und Cytosin. Das menschliche Genom besteht aus etwa 3,4 Milliarden Basenpaaren.

Die RNA ist neben der DNA die wichtigste, in jeder Zelle vorkommende Nucleinsäure und stellt eine Art Kopie der DNA dar. Thymin ist hier durch die Base Uracil ersetzt und der Zucker durch Ribose. Besonders reichlich vorhanden ist sie im Nucleolus und in den Ribosomen. Die Desoxyribonukleinsäuren kommen in mehreren Formen vor.

Die messenger RNA (m-RNA) bildet einen Zwischenschritt bei der Eiweißherstellung.

Die transfer RNA (t-RNA) transportiert Aminosäuren, die Bausteine der Eiweiße, zu wachsenden Eiweißkette an den Ribosomen.

Grundlegend kann man sagen, dass die RNA zwei wichtige Aufgaben hat:

Sie trägt zum einen die in der chromosomalen DNA gespeicherten Informationen zu den Ribosomen und sie transportiert die zur Proteinbildung benötigten Aminosäuren an die Ribosomen. Anders als die DNA ist die RNA ein wichtiger Katalysator. Sie kann sowohl andere Moleküle als auch sich zerlegen und wieder

zusammensetzen. Wahrscheinlich ist sie der Vorläufer unserer heutigen DNA. (Ridley, 1999, S.25)

Chromosomen sind die Träger der Informationen von Erbanlagen, die in jedem Zellkern jeder Zelle des menschlichen Körpers vorhanden sind. Jede menschliche Körperzelle besitzt 46 Chromosomen. Da diese als diploider (in Paaren) Chromosomensatz vorhanden sind, entspricht das 23 Chromosomen.

Es liegen hier 22 Paare Autosomen vor und 1 Paar Gonosomen (Geschlechtschromosomen). Beim männlichen Geschlecht handelt es sich hier im Normalfall um XY Gonosomen und bei dem weiblichen Geschlecht um XX Gonosomen.

Mitose und Meiose

Zwei Mechanismen, die Mitose und die Meiose bewirken, dass die Chromosomenzahl bei der Bildung von neuen Körper- und Fortpflanzungszellen konstant bleibt und das Gene auf verschiedenen Chromosomen den mendelschen Gesetzen folgen.

Mitose:

Die Mitose ist die Teilung des Zellkerns, die mit der Teilung von Körperzellen einhergeht.

Die Abbildung zeigt die Phasen des Zellzyklus. Der Zellzyklus ist der Zeitraum zwischen zwei Zellteilungen. Die beiden wichtigsten Phasen dieses Zyklus sind die M- und S-Phase. In der S-Phase verdoppelt sich jedes Chromosom, so dass es zwei Schwesterchromatiden besitzt. Die Chromatiden werden aber erst in der Prophase der Mitose sichtbar, sie sind jetzt im so genannten kondensierten Zustand. In der mitotischen Metaphase ordnen sich die Chromatidenpaare an der Äquatorialebene der Zelle an. In der Anaphase werden die Schwesterchromatiden vom Spindelapparat auseinander gezogen und bewegen sich zu den beiden Polen der Zelle: jedes Chromatidenpaar wird geteilt. In der Telophase, der Endphase, werden wieder Zellkerne gebildet und eine Membran entsteht zwischen den beiden Tochterzellen. In diesen Tochterzellen werden die Chromatiden zu Chromosomen. (Thomas P. Weber, 2002, S.40)

Meiose:

Mit Meiose bezeichnet man die Teilung des Zellkerns, die zur Entstehung von Fortpflanzungszellen, Keimzellen oder Gameten, führen. Meiosen finden in den Keimdrüsen, den Gonaden, statt.

Wie auch die Mitose beginnt die Meiose mit der Bildung von Schwesterchromatiden, also der Verdoppelung des Erbmaterials. Doch danach paaren sich die beiden Partner der Chromosomenpaare (homologe Chromosomen), so dass so genannte Chromatidentetraden gebildet werden.

Schließlich werden die Chromosomenpaare getrennt und zu verschiedenen Polen der Zelle gezogen. Dort werden dann die Schwesterchromatiden noch einmal getrennt. (Thomas P. Weber, 2002, S.42)

Vererbung biologischer Merkmale

Die einfachen Beobachtungen, dass Nachkommen ihren biologischen Eltern stärker ähneln als anderen Individuen, ist eine Grundlage der Genetik. Doch Ähnlichkeit umfasst ein sehr komplexes System. Nehmen wir als Beispiel die Körpergröße. Meistens haben große Eltern große Kinder, aber es gibt auch hier wieder Ausnahmen von diesem Muster. Das Gen, welches für die Körpergröße verantwortlich ist, hat allem Anschein nach nur die Tendenz und nicht viel mehr.

Während wir feststellen müssen, dass wenn ein Elternteil z.B. an Veitstanz erkrankt ist, die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder auch erkranken bei 50% liegt: Anhand dieser Beispiele unterscheiden wir zwischen einfachen und komplexen Merkmalen. Einfache Merkmale werden nur durch ein Gen bestimmt und werden deshalb auch als monogenetisch bezeichnet, während komplexe Merkmale (polygenetische Merkmale) von zahlreichen Genen bestimmt werden.

Wo liegt das schuldige Gen? (Beispiele für Generkrankungen und Chromosomenanomalien)

1. Generkrankungen Veitstanz (Huntintons Chorea):

Veitstanz ist eine autosomal dominant vererbte Krankheit, die auf einer Degeneration von Nervenzellen beruht und sich in charakteristischen Bewegungsstörungen, Persönlichkeitsstörungen und Demenz äußert. Die Ursache ist ein defektes Gen, das Huntington-Gen, das sich auf dem Chromosom 4 befindet. Die ersten Symptome treten im Allgemeinen zwischen dem 35. und 45. Lebensjahr auf.

2. Chromosomenanomalien:

(Veränderungen bei den Chromosomenzahlen pro Zellkern oder Chromosomenstrukturen) Down Syndrom: Ist eine angeborene Erkrankung welche in Form einer geistigen Behinderung auftritt; die von bestimmten körperlichen Merkmalen begleitet ist, wie gedrungener Wuchs, rundliche Gesichtszüge usw. Es existiert eine Trisomie des Chromosoms 21, das heißt das Chromosom 21 ist dreimal vorhanden.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.2 Hormone

2.2.1 Definition von Hormonen

„Hormone“, mit diesem Begriff werden die unterschiedlichsten Vorstellungen verknüpft. Einmal heißt es „Das sind die Hormone“, wenn eine Frau vor der Monatsblutung besonders reizbar ist und „nahe am Wasser gebaut“ ist. Andererseits heißt es auch „Bloß keine Hormone!“, wenn es um den Muskelaufbau im Sport geht. Hormone haben die unterschiedlichsten Wirkungen in unserem Organismus und können sowohl schädlich, da sie schon in winziger Dosis Wirkung zeigen, als auch hilfreich sein in Bezug auf Befindlichkeitsstörungen. Doch genau genommen läuft nichts in unserem Körper ohne diese winzigen Biosubstanzen.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.2 Hormone

2.2.2 Die wichtigsten Hormone auf einen Blick

Hormone und ihre Wirkungen

| Drüse | Hormon(e) | Wirkung(en) |
|-----------------------------|--|--|
| Hypophyse - Vorderlappen | Wachstumshormon STH -Somatotropes Hormon | Fördert das Körperwachstum. |
| | Glandotrope Hormone: <ul style="list-style-type: none"> • Thyreotropes H. - TSH • Corticotropes H - ACTH • Gonadotrope Hormone: LH, FSH und LTH | Fördern Bildung und Ausschüttung der Hormone von Schilddrüse, Nebennierenrinde und Keimdrüsen. |
| - Hinterlappen | Vassopressin - Adiuretin | Reguliert den Wasserhaushalt, steigert den Blutdruck. |
| | Oxytocin | Regt Unteruskontraktionen an. |
| Schilddrüse | Thyroxin - Tetraiodthyronin Triiodthyronin | Beschleunigen Stoffwechsel, erhöhen Grundumsatz. |
| Nebenschilddrüsen | Parathormon | Reguliert Calcium- und Phosphathaushalt. |
| Insel des Pankreas | Insulin | Senkt den Blutzuckerspiegel. |
| | Glukagon | Hebt den Blutzuckerspiegel. |
| Nebennierenrinde (NNR) | Glucocorticoide: Cortisol, Corticosteron | Beeinflussen Kohlenhydratstoffwechsel und die Immunreaktion. |
| | Mineralocorticoide: Aldosteron | Regeln Mineral- und Wasserhaushalt |

| | | |
|---------------------------|---------------------------|---|
| Nebennierenmark (NNM) | Adrenalin Noradrenalin | Unterstützen das sympathische Nervensystem, erhöhen Leistungsbereitschaft. |
| Eierstock - Follikel | Östrogene (Östradiol) | Ausbildung der weiblichen Geschlechtsmerkmale. |
| - Gelbkörper | Gestagen (Progesteron) | Steuern Ovarialzyklus und Schwangerschaft. |
| Hoden - Zwischenzellen | Testosteron | Männliche Geschlechtsmerkmale, Spermiogenese. |

Quelle: Abiturwissen,200, S.78

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.2 Hormone

2.2.3 Charakteristische Eigenschaften von Hormonen

- Hormone haben die Aufgabe, im Körper Informationen zu übertragen. Eine ganze Reihe von Eigenschaften ist allen Hormonen gemeinsam.
- Hormone werden in Drüsen innerer Sekretion (Inkretorische Drüsen) hergestellt.
- Hormone werden überwiegend über die Blutbahn transportiert.
- Sie wirken nur auf Organe, deren Zellen spezifische Rezeptoren haben (Zielorgane).
- Hormone wirken bereits in geringer Konzentration.
- Sie werden meistens in der Leber abgebaut und diese Abbauprodukte werden durch die Niere ausgeschieden. Steuerung der Geschlechtshormone und Hormondrüsen
- Hormone haben einen schnellen Umsatz.
- Sie wirken Dosis-abhängig d.h. die Wirkung eines Hormons erhöht sich mit seiner Konzentration.
- Hormone sind wirkungsspezifisch, nicht artspezifisch, das heißt große systematische Gruppen, wie die Säugetiere oder die Insekten haben weitgehend gleiche Hormone mit gleichartiger Wirkung. Deshalb können z.B. auch an Zucker erkrankte Menschen mit Hormonen von Schlachttieren behandelt werden.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.2 Hormone

2.2.4 Steuerung der Geschlechtshormone und Hormondrüsen

An der Basis des Gehirns befindet sich die Hypophyse. Sie ist mit einem kurzen Stiel am Hypothalamus befestigt und mit ihm durch ein Netzwerk von Nervenfasern und Blutbahnen verbunden. Die Hypophyse spielt im endokrinen System eine zentrale Rolle und wird deshalb auch als „Dirigent der Hormondrüsen“ gesehen.

Sie steuert zu einem das Wachstumshormon (somatotropes Hormon), welches direkt auf den Körper wirkt. Es regt den Stoffwechsel und das Wachstum an. Ebenso regen auch glandotropen Hormone die Hormondrüsen an, Hormone zu bilden und auszuschütten.

Die größte Errungenschaft der Endokrinologie war die „Pille“!

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.2 Hormone

2.2.5 Sexual- bzw. Geschlechtshormone

Geschlechtshormone bzw. Sexualhormone sind im weiteren Sinne Hormone, welche die Entwicklung und Funktion der Keimdrüsen sowie der Geschlechtsorgane bestimmen und steuern, im engeren Sinne die Hormone der Keimdrüsen. Sie sind ebenso verantwortlich für die Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale (weiter hinten genauer erwähnt siehe S.24) z.B. beim Menschen notwendig für das Wachstum und die geschlechtliche Entwicklung vom Mädchen zur Frau und vom Jungen zum Mann.

Darüber hinaus steuern sie alle Prozesse im Rahmen der Fortpflanzung, dass heißt die Bildung der Keimzellen, Schwangerschaft, Geburt und Stillen. Die wichtigsten Geschlechtshormone des Menschen sind beim männlichen Geschlecht überwiegend Androgene (Testosteron und Dihydrotestosteron), die beim weiblichen Geschlecht überwiegend Östrogene (Östron, Östradiol und Östriol) sowie die Gelbkörperhormone, die die Schwangerschaft vorbereiten und erhalten (Progesteron und das Placentahormon HCG). (Duden der Biologie,2000,S.205)

Pubertät

Die Pubertät beginnt meist zwischen dem 11.und 14. Lebensjahr und ist in der Regel mit dem 16.-18. Lebensjahr abgeschlossen. Beim Mädchen findet sie dabei oft etwas früher statt als beim Jungen. In dieser Zeit ändern sich für den Jugendlichen sowohl körperlich als auch psychisch sehr viel.

Weibliche Sexualhormone

Es handelt sich um zwei Sexualhormone, um Östrogene und Progesteron.

Östrogene: Östrogen ist eines der bekanntesten Hormone der Frau. Wohl nicht zuletzt deshalb, weil man die Beschwerden der Wechseljahre und den Alterungsschub vieler Frauen um die 50 seinem allmählichen Verschwinden zuschreibt. Es gibt nicht nur „das Östrogen“, sondern eine Reihe von Östrogengruppen von mehr als 30 Mitgliedern, deren wichtigster Vertreter das Estradiol ist. Diese Hormone sind so genannte Multitalente. Sie sind für die weibliche Sexualentwicklung und für die Fortpflanzung unerlässlich. Ebenso schützen sie auch vor Herzinfarkten, in dem sie durch positiven Einfluss auf die Blutfettwerte Gefäßablagerungen vorbeugen. Sie erweitern die Blutgefäße; deshalb sind viele Frauen nach den Wechseljahren durch Ausbleiben der Östrogene deutlich mehr von gefürchteten Herz-Kreislauf-Erkrankungen bedroht.

Östrogene sorgen auch für feste Knochen, fällt diese Wirkung weg droht vielen Frauen Osteoporose.

Östrogene werden überwiegend in den Eierstöcken produziert, während der Schwangerschaft jedoch auch im Mutterkuchen sowie bei Mann und Frau zu gleichen Teilen in der Nebenniere. Frauen haben in ihren „fruchtbaren Jahren“ keinen gleich bleibend hohen Östrogenspiegel. Vielmehr schwankt die Menge an verfügbaren Östrogenen im Laufe des Menstruationszyklus. Zum Zeitpunkt der Blutung ist sie am geringsten, zum Zeitpunkt des Eisprungs erreicht die

Konzentration das Maximum, unmittelbar danach fällt sie etwas ab. In der zweiten Zyklushälfte steigt die Östrogenproduktion wieder an; sie erreicht aber nicht mehr das Maß, das sie zum Anfang des Eisprungs hatte. (Dr. Med Barbara Fevers-Schorre, 2002, S.27-28)

Progesteron:

Progesteron wird nach dem Eisprung vom Gelbkörper hergestellt und daher auch als das Gelbkörperhormon bezeichnet. Es fördert die Einnistung der befruchteten Eizelle und die Umgestaltung der Gebärmutter Schleimhaut, die sich auf das „Heimisch-Werden“ des Embryos einrichtet. Dieses Hormon spielt also eine wichtige Rolle bei der Fortpflanzung.

Das seelische und körperliche Wohlbefinden einer Frau hängt entscheidend von ihrem Progesteronhaushalt ab. Progesteron fördert nämlich die Wasserausscheidung und hat auch auf die Stimmung Einfluss, denn es stimuliert die Produktion von körpereigenen Opiaten schmerzstillenden und ausgleichenden Substanzen im Gehirn. Die Blutgefäße profitieren davon, da das gesamte Bindegewebe gefestigt wird. Darüber hinaus ist Progesteron am Aufbau des Myelinbettes beteiligt, in das die Nervenfasern eingelagert sind und das die Nerven ernährt; es hat so eine beruhigende und stabilisierende Wirkung auf die Gehirnfunktion. (Dr. Med Barbara Fevers-Schorre, 2000, S.28-29)

Der Menstruationszyklus

Der Ovarialzyklus (Eireifungs- oder Menstruationzyklus) wiederholt sich alle 28 (24-31) Tage vom 10/14 bis zum 45/55 Lebensjahr einer Frau. Zunächst ist jedes Ei im Ovar von einer einsichtigen Hülle, dem Follikel umgeben. Am Anfang jedes Zyklus beginnen einige Follikel zu wachsen und werden mehrschichtig. Normalerweise wächst nur ein Follikel heran. Beim Eisprung (der Ovulation) löst sich das reife Ei vom Follikel ab und wandert in den Eileiter hinab. Hier kann es durch eine Samenzelle befruchtet werden. Findet die Befruchtung jedoch nicht statt, so bildet sich das Ei zurück. Das beim Eisprung im Ovar zurückgebliebene Follikel wandelt sich zum Gelbkörper um, der sich nach 14 Tagen zurückbildet. Die Gebärmutter oder der Uterus ist ein so genannter Hohlmuskel, der von einer Schleimhaut ausgebildet ist. Gleichzeitig baut sich mit der Eireifung die Uterusschleimhaut auf, für die Vorbereitung zur Einnistung des Embryos. Nistet sich kein Embryo ein, so wird die Schleimhaut abgebaut und abgestoßen. Das ist die Menstruation (Regelblutung). (Jürgen Christner, 2000, S.87)

Hormone des Ovars steuern das Geschehen in der Gebärmutter

Im Ovar heranreifende Follikel geben das Follikelhormon Östrogen ab. Östrogen bewirkt nicht nur die Ausbildung der weiblichen Geschlechtsmerkmale in der Jugend, es induziert auch den Aufbau der Uterusschleimhaut, die Proliferationsphase. Nach der Ovulation sinkt die Konzentration des Östrogens etwas ab, dafür beginnt der Gelbkörper Hormone herzustellen. Das Wichtigste unter den Gelbkörperhormonen oder Gestagenen ist das Progesteron. Unter der Wirkung der Gestagene wandelt sich die Uterusschleimhaut zu einem reich durchbluteten, drüsigen Gewebe. In dieser Phase, der Sekretionsphase, kann sie das befruchtete Ei aufnehmen.

Wenn sich der Gelbkörper zurück bildet, wird aus Progesteronmangel die Schleimhaut abgestoßen. (Jürgen Christner, 2000, S.87)

Männliches Sexualhormon

Testosteron ist das wichtigste männliche Geschlechtshormon. Es wirkt, ebenso wie Östrogene, auf alle Körperzellen und ist nicht nur für die Geschlechtsentwicklung zuständig, sondern auch typisch männliche Haut-, Knochen- und Muskelaufbau. Ebenso wichtig ist es für die Produktion der roten Blutkörperchen, die den Körper mit Sauerstoff versorgen. An den Organen und Geweben selbst ist nicht das Testosteron tätig, sondern das Dihydrotestosteron. Es ist zehn mal so wirksam wie Testosteron.

Von einer nachlassenden Produktion der Geschlechtshormone sind auch Männer betroffen. Anders als bei Frauen handelt es sich hier nicht um das Ende der Fruchtbarkeit. Etwa mit Beginn des fünften Jahrzehnts setzt die Andropause ein. Hier ist ein allmähliches Absinken des Testosteronspiegels zu beobachten. Diese Verminderung macht nur etwa 1% pro Jahr aus und beschert aber doch manchen Männern Beschwerden. (Dr. Med. Barbara Fevers-Schorre, 2002, S.30)

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.2 Hormone

2.2.6 Wechseljahre und Midlife-Crises

Wechseljahre bei Frauen:

Bei Frauen wird der monatliche Rhythmus der Regelblutung durch die Wechseljahre beendet. Es tritt meist zwischen dem 42. und 45. Lebensjahr auf.

Diese Zeit ist oft mit Beschwerden verbunden, nämlich dann, wenn die Eierstöcke „schneller“ altern als die Hypophyse. Es können dann keine Östrogene mehr gebildet werden.

Die Hypophyse schüttet also immer mehr stimulierende Hormone aus, die ja nicht mehr in den Eierstöcken wirken können. Die erhöhten Reize springen somit auf andere Organsysteme über und es kommt zu allerlei Symptomen: Hitzewallungen, Depressionen, Schweißausbrüche und Kopfschmerzen sind nur einige davon. (Brehm, 1995, S.71 und 72)

Midlifekrisen bei Männern:

Die Produktion von Testosteron nimmt im Gegensatz zur Frau allmählich ab und führt nicht gleich zum Ende der Fortpflanzungsphase.

Etwa mit dem 50. Lebensjahr vermindert sich der Testosterongehalt. Jedoch ist diese Verminderung geringer, prozentual gesehen, als bei der Frau. Beim Mann treten trotz dessen ebenfalls Beschwerden auf, die denen der Frau sehr ähnlich sind, wie z.B. depressive Verstimmungen, Reizbarkeit, Konzentrationsstörungen usw.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.3 Biologische Grundmerkmale von Frau und Mann

2.3.1 Primäre Geschlechtsmerkmale

Die *Geschlechtsmerkmale* unterscheiden, vor allem aus biologischer Sicht gesehen, die beiden Geschlechter und beschreiben somit die Geschlechtsunterschiede. Diese bilden sich beim Menschen bereits während der Keimentwicklung heraus. Zwischen Mann und Frau sind die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale die *Geschlechtsorgane*. Aus diesem Grund werden sie einschließlich ihrer Anhangdrüsen als *primäre Geschlechtsmerkmale* bezeichnet. Sobald die Eizelle befruchtet wird ist schon festgelegt, ob ein Mann oder eine Frau geboren wird. Das eigentliche Geschlecht entwickelt sich aber erst in der 6.-8. Woche.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.3 Biologische Grundmerkmale von Frau und Mann

2.3.2 Sekundäre Geschlechtsmerkmale

Vor der Pubertät unterscheiden sich Mädchen und Jungen nur aufgrund der primären Geschlechtsmerkmale (Scheide, Penis). Die *sekundären Geschlechtsmerkmale* entwickeln sich erst während der Pubertät.

Bei den Mädchen sind dies vor allem die Brustdrüsen, so dass die Brüste anfangen zu wachsen. Außerdem die scharf waagrecht begrenzte Schambehaarung, das breitere Becken, die schmalere Schultern und die insgesamt abgerundeteren Körperformen.

Während der Pubertät wächst bei den Jungen ebenfalls die Schambehaarung. Allerdings wächst diese bei dem Mann stärker, vor allem im Bereich des Gesichts (Bartwuchs), der Brust, der Arme und der Beine. Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal sind die breiteren Schultern, das schmalere Becken und die Vergrößerung des Kehlkopfes. Dadurch dehnen sich die Stimmbänder aus und die Jungen bekommen eine tiefere Stimme. Dieser Vorgang wird auch Stimmbruch genannt.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.3 Biologische Grundmerkmale von Frau und Mann

2.3.3 Weibliche Geschlechtsorgane

Äußere Geschlechtsmerkmale

a) Brüste:

Während der Pubertät wachsen die *Brüste* des Mädchens unter dem Einfluss von Hormonen zu Halbkugeln, welche aus Binde-, Fett- und Drüsengewebe bestehen. Die Brustwarze ist die Mündung der einzelnen Brustdrüsen (Milchgänge), die ca. 15-20 Öffnungen haben. Der Drüsenkörper und das Gangsystem werden unter hormonellem Einfluss von Östradiol und Progesteron während der Schwangerschaft angeregt. Die Milchbildung wird nach der Geburt durch das Hormon Prolactin ausgelöst. Die Milchabgabe wird durch das Hormon Oxytocin gefördert.

b) Scheidenvorhof, große und kleine Schamlippe und der Kitzler:

Im *Scheidenvorhof* münden die Scheide, die Harnröhre und verschiedene Vorhofsdrüsen.

Die außen liegenden *großen Schamlippen* sind behaart und umschließen die *kleinen Schamlippen*. Der *Kitzler* liegt zentral zwischen den kleinen Schamlippen und ist ein sehr empfindliches Organ.

Innere Geschlechtsmerkmale

a) Eierstöcke:

Die *Eierstöcke* bilden sich an der Rückseite der Bauchwand. Während der Entwicklung wandern sie in die Richtung des kleinen Beckens. Die Eierstöcke liegen an der Grenze des kleinen und großen Beckens. Bei Erreichen der Geschlechtsreife sind sie etwa pflaumengroß. Außer der Heranreifung und Bildung von Eizellen werden in den Eierstöcken die Hormone Östrogen und Progesteron produziert. Diese Hormone koordinieren über die Blutbahn die Vorgänge der Gebärmutter und der Scheide.

b) Eileiter:

Die *Eileiter* sind zwei 8-10 cm lange Kanäle und wie die Eierstöcke am breiten Mutterband befestigt. Sie sind die Verbindung zwischen den Eierstöcken und der Gebärmutter. Die Eileiter haben ein trichterförmiges Anfangsstück. Die Öffnung dieses Anfangsstücks beträgt ca. 1 cm. An der Gebärmutter ist sie nur noch 2 mm groß. Durch Eigenbewegungen des Eileiters und mit Hilfe ihres Flimmerepithels wird das befruchtete Ei innerhalb 5-6 Tagen zur Gebärmutter transportiert.

c) Gebärmutter:

Die *Gebärmutter* ist ein 6-9 cm langes birnenförmiges und dickwandiges

Hohlorgan, das sich zwischen der Harnblase und dem Mastdarm befindet. Die Eileiter münden in die Gebärmutter und sie hat durch die Verbindung mit der Scheide eine Verbindung nach außen. Sie zeigt mit dem Muttermund in die Scheide.

In der Gebärmutter befindet sich eine 3-5 mm dicke Gebärmutter Schleimhaut. Die in der Gebärmutter liegenden Drüsen produzieren ein Sekret, das die Gebärmutter für die Einnistung des Embryos vorbereitet. Sie nimmt die Spermien aus der Scheide auf und gibt diese an die Eileiter weiter. Für eine befruchtete Eizelle bietet die Gebärmutter eine sehr gute Ernährungs- und Lebensmöglichkeit. Wenn es nicht zur Einnistung kommt werden mit der Regelblutung etwa zwei Drittel der Schleimhaut abgestoßen und diese danach wieder neu aufgebaut.

d) Scheide:

Die *Scheide* ist ein im ausgewachsenen Zustand ca. 7-11 cm langer elastischer und muskulöser Schlauch, der in den Scheidenvorhof mündet. Sie ist der letzte Teil des Geburtskanals und führt das Blut der Regelblutung ab. Außerdem nimmt sie beim Geschlechtsverkehr das

männliche Glied auf. Nahe ihrem hinteren Ende ragt die Gebärmutter mit ihrem Gebärmutterhals in die Vagina. Sie besitzt an ihrem Ausgang keinen Schließmuskel. Der vordere Teil der Scheide ist aber von 3 Muskeln umgeben, welche die Scheide, das After und die Harnröhre verengen können. Diese Muskeln müssen sich bei einer Geburt sehr stark ausdehnen. In der Scheide entsteht ein durch Milchsäurebakterien erzeugtes leicht säuerliches Milieu. Diese so genannte Scheidenflora bietet Schutz vor Krankheitserregern und Bakterien, die von außen eindringen wollen. Solange die Scheide noch nicht geschlechtsreif ist wird sie von dem Jungfernhäutchen vor Krankheitserregern geschützt. Die Scheide wird erst in der Pubertät unter Einfluss der Östrogene für ihre zukünftigen Aufgaben ausgebildet.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.3 Biologische Grundmerkmale von Frau und Mann

2.3.4 Männliche Geschlechtsorgane

Äußere Geschlechtsmerkmale

a) Hodensack:

Der *Hodensack* ist ein Hautbeutel der außer Nerven, Gefäßen, Hoden und Nebenhoden auch die Anfangsteile des Samenleiters beinhaltet. Er liegt hinter dem Glied und in seiner Windung liegen glatte Muskelbündel. Diese verkürzen sich v.a. bei Kälte. Dadurch wird die Haut des Hodens runzelig und dient somit der Temperaturregelung. Die Temperatur muss für eine Samenzellenbildung unterhalb der normalen Körpertemperatur liegen.

b) Glied/Penis:

Das *Glied* hängt mit dem größeren Teil (Penisschaft) frei am Unterbauch. Es ist aber mit seiner Wurzel am knöchernen Becken verankert. Der Penis dient der Übertragung der Samenzellen in die weibliche Scheide. Das Begattungsorgan besteht aus drei Schwellkörpern, welche sich bei sexueller Erregung mit Blut füllen und das Glied steif werden lassen. Als nächstes richtet sich das Glied auf. Diesen Vorgang nennt man auch Erektion. Nun lässt sich der Penis zum Geschlechtsverkehr in die Scheide einführen. Die stark durchblutete, reizempfindliche Spitze des Gliedes (Eichel) wird von der zurückziehbaren Vorhaut geschützt.

Innere Geschlechtsmerkmale

a) Hoden:

Die *Hoden* entstehen während der Keimentwicklung in der Bauchhöhle und wandern noch vor der Geburt in den Hodensack. Sie sind die Keimdrüsen des Mannes in denen die männlichen Samenzellen entstehen. Die beiden Hoden sind etwa so groß wie kleine Pflaumen und befinden sich außerhalb des Körpers, nämlich im Hodensack. Jeder Hoden ist von einer festen Bindegewebshülle umgeben. Von ihr ziehen zarte Septen in die Tiefe der Hoden und teilen sie in ca. 200 Hodenläppchen. In den Hodenläppchen liegen 2-3 Hodenkanälchen. In ihrem Epithel entstehen aus Urkeimzellen die Samenzellen. Zwischen den Hodenkanälchen liegen die Leydig-Zwischenzellen, die das männliche Geschlechtshormon Testosteron erzeugen. Das Verlangen nach Sex wird durch dieses Hormon besonders stimuliert. Männer haben einen etwa zehn bis zwanzig mal höheren Testosteronspiegel als Frauen.

b) Nebenhoden:

Sie befinden sich an der Rückseite der Hoden und bestehen aus zahlreichen gewundenen Kanälchen. Ihre ausführenden Samenkanälchen sammeln die in den Hodenkanälchen entstehenden Samenzellen. Sie bewahren die Samenzellen ca.

10-12 Tage auf. Die Spermien gelangen durch den Nebenhodengang und werden im Nebenhoden gespeichert.

c) Samenleiter:

Der *Samenleiter* ist ein bis zu 60 cm langer und glatter Muskelschlauch. Er ist die Fortsetzung der Nebenhodengänge und mündet in dem oberen Teil der Harnröhre. Der Muskelschlauch des Samenleiters ist spiralförmig angeordnet. Wegen der dicken Muskelschicht wird das Ansaugen der Samenzellen aus den Nebenhoden ermöglicht. Durch das Zusammenziehen der Muskeln wird der Samen dann in eine Erweiterung des Samenleiters gedrückt und anschließend durch den Spritzkanal in die Harn-Samen-Röhre gepresst.

d) Bläschendrüse

Die 2 *Bläschendrüsen* sind vielfach gewundene, eng zusammengedrängt liegende etwa 10-20 cm langer Drüsenschläuche. Sie liegen auf der Rückseite der Harnblase und grenzen an den Mastdarm. Der Ausführungsgang der Bläschendrüse mündet unterhalb der Ampulle in den Samenleiter. Die Bläschendrüsen bilden ein leicht alkalisches, proteinreiches Sekret. Dieses ermöglicht den Spermien die Fortbewegung in dem sauren Scheidenmilieu.

e) Prostata:

Die *Prostata* liegt zwischen dem Beckenboden und ist die größte Anhangsdrüse der männlichen Geschlechtsorgane. Sie besteht aus 30-50 Einzeldrüsen, die von einer Bindegewebskapsel umschlossen ist. Die Prostata liegt unterhalb der Harnblase und ist mit ihr verwachsen. Die Vorsteherdrüse umschließt die Harnröhre. Die Samenleiter münden innerhalb der Prostata durch den Spritzgang. Die Samenzellen werden durch das dünnflüssige, milchige Sekret der Vorsteherdrüse zu erhöhter Beweglichkeit angeregt. Während der Erektion verschließt die Prostata die Harnröhre so fest, dass ein Wasser lassen fast unmöglich ist. Die Prostata produziert $\frac{1}{4}$ der Samenflüssigkeit.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.4 Das menschliche Gehirn

2.4.1 Der Bau des Gehirns

Im Gehirn ist das Zentrum des Nervensystems, eines auf diesem Globus einzigartigen Wesens, dem Menschen. Das Gehirn (lat. Cerebrum, Encephalon) verfügt über eigentlich unmenschliche Fähigkeiten. So vereint es alle Sinnesempfindungen und Willkürhandlungen, ist Sitz des Bewusstseins, Gedächtnisses und aller geistigen und seelischen Leistungen.

Die verschiedenen Hirnteile

1) Großhirn (Telencephalon)

Das *Telencephalon* (Endhirn) ist der am höchsten entwickelte Bereich des Gehirns im Menschen. Es besteht hauptsächlich aus den beiden *Großhirnhälften*, (Hemisphären) die über den Balken (Corpus callosum) verbunden sind und deren Oberfläche aus Windungen besteht. Die Gehirne der Menschen unterscheiden sich in diesen Windungen. Die Hemisphären werden in verschiedene Lappen unterteilt: der Frontallappen, Parietallappen, Temporallappen und Okzipitallappen. Bewusstsein, Wille, Intelligenz, Gedächtnis und Lernfähigkeit geben dem Großhirn seine Daseinsberichtigung.

Das zum Großhirn zugehörige *limbische System*, welches sich um das Stammhirn legt, ist beteiligt an neuronalen Vorgängen, die das Verhalten bestimmen und bei Gefühlsreaktionen ablaufen. Gefühle wie Angst, Freude, Lust, Schmerz, Lachen, Weinen und Aggressivität resultieren daraus.

2) Kleinhirn (Metencephalon)

Das in 3 Teile gegliederte Kleinhirn dient der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts, der Aufrechterhaltung des Muskeltonus und der Koordination der gesamten Muskelbewegung

Unterzieht man das Kleinhirn einem Längsschnitt, so erkennt man im Innern einen „Lebensbaum“, eine Anhäufung von Nervenbahnen. Verantwortlich für die Orientierung im Raum ist es zugleich die Meldesammelstelle für den Tastsinn. Die Bewegungsbefehle des Großhirns an die Muskeln werden durch das Kleinhirn genau aufeinander abgestimmt.

Schreiben, Rad fahren, Klavierspielen, alle fest einstudierten Bewegungsabläufe werden in diesem unbewusst arbeitenden Teil automatisiert und gespeichert.

3) Zwischenhirn (Diencephalon)

Das Diencephalon besteht aus 4 Teilen, dem *Thalamus*, *Hypothalamus*, *Subthalamus* und *Epithalamus*. Allgemein ist der Thalamus die zentrale Schaltstation der sensorischen und motorischen Funktionen, Zentrale des vegetativen Nervensystems, der Hypothalamus mit der Hypophyse die Zentrale des Hormonsystems und Schaltstelle zu den anderen Gehirnzentren. Er kontrolliert den PH-Wert, die Temperatur und den Blutdruck. Die Epiphyse oder Zirbeldrüse ist

für die biologische Uhr zuständig.

4) Mittelhirn (Mesencephalon)

Das Mittelhirn bildet mit dem Pons und der Medulla oblongata den Hirnstamm. Es liegt zwischen Zwischenhirn und Pons. Es enthält verschiedene Bereiche, die u.a. die Augenbewegung koordinieren.

5) Nachhirn (Myelencephalon)

Das *Nachhirn* mit dem *Pons* und der *Medulla oblongata* (oder verlängertem Rückenmark) kontrolliert grundlegende Funktionen wie Blutzirkulation, Stoffwechsel, Wasserhaushalt, Herzschlag oder Lungenaktivität (Atmung). Auch wichtige Reflexe sind in der Medulla lokalisiert. Das Reflexzentrum für Kauen, Speichelfluss, Schlucken befindet sich hier, ebenso wie die Schutzreflexe: Lidschluss, gähnen, husten, niesen und sich erbrechen. Die meisten Gehirnnerven gehen vom verlängerten Mark ab, welches dann in das Rückenmark übergeht.

Die verschiedenen Gehirnnerven

Man spricht immer von „Nerven wie Drahtseil“, ähnlich befinden sich auch solche in unserem Gehirn. Von dort aus gesteuert werden 12 Nerven verschiedenster Art. Zur Ausübung der menschlichen Sinne besitzen sie eine herausragende Stellung.

I Riechnerv (Nervus olfactorius)

Geht vom Riechepithel der Nasenschleimhaut aus und zieht von dort zum Riechlappen, der als Ausstülpung des Vorderhirns anzusehen ist.

II Sehnerv (Nervus opticus)

Vom Zwischenhirn bis zur Sehnervenkreuzung reichend; versorgt die Netzhaut des Auges.

III Augenmuskelnerv (Nervus oculomotorius)

Seine motorischen Fasern versorgen die Mehrzahl der Augenmuskeln; seine parasympathischen Fasern bewirken die Verengung der Pupille und die Kontraktion des Ziliarmuskels.

IV Rollnerv (Nervus trochlearis)

Motorischer Nerv, der den äußeren Augennerv versorgt.

V Drillingsnerv (Nervus trigeminus)

Der stärkste aller Hirnnerven, der motorische und sensible Fasern enthält und sich in drei Hauptäste teilt:

Den Augennerv (Nervus ophthalmicus), der die Stirn, Tränendrüse, Augenbindehaut, Augenwinkel, Siebbein und Teile der Nase sensibel versorgt;

den Oberkiefernerv (Nervus maxillaris), der insbesondere die Oberkieferregion, die Oberkieferzähne, den Gaumen und Teile der Gesichtshaut versorgt;
Den Unterkiefernerv (Nervus mandibularis), der die sensible und motorische Kaumuskulatur, die Zunge, den Mundboden sowie die Haut über dem Unterkiefer versorgt.

VI seitlicher Augenmuskelnerv (Nervus abducens)

Motorischer Nerv, der zum äußeren geraden Augenmuskel zieht.

VII Gesichtsnerv (Nervus facialis)

Versorgt mit zahlreichen Verästelungen die Gesichtsmuskeln, die Haut im Bereich der Ohrmuscheln und verschiedene Drüsen im Kopfbereich

VIII Hör- und Gleichgewichtsnerv (Nervus statoacusticus)

Übernimmt die Fortleitung der Gehörempfindung und vermittelt Signale aus dem Gleichgewichtsorgan.

IX Zungen-Schlund-Nerv (Nervus glossopharyngeus)

Motorischen Fasern versorgen die Schlundmuskulatur, die sensiblen Fasern die Schleimhaut der hinteren und seitlichen Rachenwand, des hinteren Zungendrittels, der Paukenhöhle und Eustachi-Röhre. Die parasympathischen Fasern versorgen die Ohrspeicheldrüse, die sensorischen Geschmacksfasern, das hintere Zungendrittel.

X Eingeweidenerv (Nervus Vagus)

Motorische, sensible und parasympathische Fasern; versorgt außer den Brust- und Baueingeweiden zahlreiche Muskeln (in Rachen, Kehlkopf, Speiseröhre), Drüsen und Drüsenorgane und den Gehörgang.

XI Beinerv (Nervus accessorius)

Motorischer Nerv, der den Kopfwender des Halses und den Trapezmuskel des Schulterblattes versorgt.

XII Zungenmuskelnerv (Nervus hypoglossus)

Versorgt motorisch die zungeneigene Muskulatur

Die Lappen des Großhirns

Das Großhirn (Endhirn) ist in 4 verschiedene Lappen unterteilt.

Frontallappen (Stirnklappen)

(Sprechen, Motorik, analytisches Denken, Entscheidungsfindung) *motorisches*

Rindenfeld: Sendung von Botschaften an die Muskeln, sie gehen von einer Gehirnhälfte aus an Muskeln in der entgegengesetzten Körperhälfte.

Parietallappen (Scheitellappen)

(Somatosensorisch - Empfindung von Schmerz, Temperatur, Berührung)

sensorisches Rindenfeld: Empfang von Botschaften aus der jeweiligen entgegengesetzten Körperhälfte.

Okzipitallappen (Hinterhauptslappen)

(Sehen, Verarbeitung visueller Informationen)

Auswertung von Sinnesreizen aus den Netzhäuten beider Augen.

Temporallappen (Schläfenlappen)

(Hören, Riechen, auch: Wahrnehmung, Gedächtnis, Träumen)

Jedes Hörzentrum in der linken und rechten Gehirnhälfte enthält Informationen von beiden Ohren

linker Schläfenlappen: Sprachverständnis + Sprechen

rechter Schläfenlappen: Auswertung räumlicher Informationen

Exkurs: Anfang des 17. Jahrhunderts dachte ein Gelehrter namens Marcello Malpighi folgendes: (Greenfield, 2003, S.22)

„Er nahm an, das Gehirn funktioniere homogen wie eine riesige Drüse. Malpighi stellte sich das Nervensystem ähnlich wie einen umgedrehten Baum vor:

Der Stamm war das Rückenmark,
er wurzelte im Gehirn und
seine Zweige durchzogen als Nerven den Körper.“

Erläuterung der Gehirnfunktion Gedächtnis

Das Gedächtnis ist die Fähigkeit, bestimmte Informationen so zu speichern, dass sie jederzeit abrufbereit sind. Die Gesamtheit der Nervenzellen bildet dabei die Grundlage.

Versuchen wir anhand eines Beispiels die Sache an tiefer zu erkunden:

Telefonnummern sind oft schwer zu behalten, denken Sie dabei an Ihre Eigene, wenn Sie nach Ihr gefragt werden und oft erst einmal nachschauen müssen.

Schlagen Sie diese dann nach, ist es kein Problem sie zu behalten. Sie beanspruchen dabei ihr Ultrakurzzeitgedächtnis und haben die Nummer für einige Sekunden, maximal einige Stunden, bis wenige Tage lang gespeichert. Werden Sie allerdings häufiger danach gefragt besteht durchaus die Möglichkeit, die Nummer im Langzeitgedächtnis ablegen zu können, wo sie dauerhaft gespeichert wird. Sollen Informationen aus dem Kurzzeitgedächtnis das Langzeitgedächtnis erreichen, so bedarf es Übung, Aufmerksamkeit und Motivation. (Schülerduden Biologie, 2000, S.188-189)

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.4 Das menschliche Gehirn

2.4.2 Die Funktionen der Beiden Gehirnhälften

Die Funktionen der beiden Gehirnhälften

| Linke Gehirnhälfte | Rechte Gehirnhälfte |
|--|---|
| <ul style="list-style-type: none"> • Sprache - Lesen - Rechnen • Ratio - Logik • Regeln/Gesetze • Konzentration auf einen Punkt • • Analyse - Detail • Wissenschaft • Schritt für Schritt • Einzelheiten • Zeitempfinden | <ul style="list-style-type: none"> • Körpersprache- Bildersprache • Intuition - Gefühl • Kreativität - Spontaneität • Sprunghaftigkeit • Neugier- Spielen - Risiko • Synthese - Überblick • Kunst - Tanz - Musik ... • Ganzheitlich • Zusammenhänge • Raumempfinden |

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.4 Das menschliche Gehirn

2.4.3 Geschlechtsspezifische Unterschiede des Gehirns

Die Wissenschaft geht mittlerweile davon aus, dass das Gehirn schon sehr früh geschlechtsspezifisch geprägt wird, was sich auch auf das menschliche Verhalten auswirkt. Somit tragen wir, wie es ein Forscher ausdrückte, „unser größtes Geschlechtsorgan zwischen den Ohren“. Was sind das für Unterschiede zwischen dem weiblichen und männlichen Gehirn?

In einem Punkt herrscht in der Wissenschaft Einigkeit: Statistisch gesehen wiegen Männergehirne (etwa 1375g) 10-15% mehr als die Gehirne der Frauen (rund 1245g). Das Gehirngewicht steht jedoch in keinem Zusammenhang mit dem Grad der Intelligenz (das Hirngewicht des Elefanten z.B. beträgt ca. 5400g). (Schülerduden Biologie, 2000, S.192)

Ein weiteres Merkmal für Unterschiede zeigt die Entwicklung des männlichen und weiblichen Gehirns.

Früher waren es die Männer, die für das Jagen und Erlegen der Beute verantwortlich waren. Sie benötigten die Fähigkeit, sich weit von zu Hause entfernt zu orientieren. Sie mussten Taktiken entwickeln, um das Erlegen von Beutetieren zu organisieren und ihre Fertigkeiten beim Töten der Beute verfeinern.

Frauen dagegen mussten sich in der Nähe ihrer Höhle zurechtfinden. Sie benötigten ein größeres peripheres Sehvermögen, um ihre Umgebung im Auge zu behalten. Mehrere Tätigkeiten gleichzeitig ausführen und effektiv kommunikative Fähigkeiten mussten sie beherrschen.

Als Folge entwickelten das weibliche und männliche Gehirn ganz spezielle Bereiche, um den unterschiedlichen Anforderungen zu entsprechen.

Doreen Kimura (Professorin und Lehrbeauftragte am Fachbereich für klinische Neurologie an der Universität von Ontario/Kanada) hat in ihren Untersuchungen festgestellt, dass es bei abstrakteren verbalen Aufgaben kleine Unterschiede gibt. Zum Beispiel waren bei einem Wortschatztest die Leistungen der Frauen beeinträchtigt bei Verletzungen jeder Hemisphäre, während bei Männern nur die linksseitige Schädigung beeinträchtigte. Dieses Ergebnis lässt vermuten, dass Frauen beim Nachdenken über Wortbedeutungen eher beide Hemisphären benutzen, als dies die Männer tun.

Insgesamt weisen die Ergebnisse aus verschiedenen Untersuchungen darauf hin, dass die Gehirne von Frauen und Männern bereits sehr früh nach unterschiedlichen Prinzipien organisiert sind. Im Laufe der Entwicklung werden geschlechtsspezifische Differenzierungen von Sexualhormonen gesteuert.

Eine weitere Erkenntnis ist, dass kognitive Leistungen eine empfindliche Sensibilität gegenüber hormonellen Schwankungen aufzeigen.

Elisabeth Hampson (an der gleichen Universität tätig wie Doreen Kimura) hat festgestellt, dass bei Frauen der Menstruationszyklus mit dem Steigen und Fallen des Östrogenspiegels sich folgendermaßen auf Aufgabenstellungen auswirkt:

Hohe Hormonkonzentrationen waren verbunden mit gesteigerter sprachlicher Ausdrucksfähigkeit, motorischer Behändigkeit und mit verringertem räumlichem

Vorstellungsvermögen.

Bei Männern hat Doreen Kimura jahreszeitliche Schwankungen raumbezogener Fähigkeiten festgestellt. Im Frühjahr waren die Leistungen verbessert, da zu diesem Zeitpunkt der Testosteronspiegel niedriger ist.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.4 Das menschliche Gehirn

2.4.4 Typische kognitive Fähigkeiten von Mann und Frau

Wichtig ist festzuhalten, dass die Geschlechter zwar in spezifischen kognitiven Fähigkeiten wesentlich zu differieren scheinen, aber nicht in der Gesamtintelligenz. Wir alle wissen, dass Menschen unterschiedliche intellektuelle Stärken haben. Auch wenn zwei Individuen an sich die gleiche intellektuelle Leistungsfähigkeit haben (den gleichen IQ), können sie doch über jeweils andere spezifische Fähigkeiten verfügen.

Einigen Forschern zufolge treten Geschlechtsunterschiede beim Problemlösen erst nach der Pubertät auf.

Hingegen fanden Diane Lunn und D. Kimura heraus, dass schon dreijährige Jungen beim Werfen ein Ziel besser treffen als gleichaltrige Mädchen; Neil V. Watson stellte fest, dass die bei jungen Erwachsenen gefundenen Geschlechtsunterschiede beim Zielwerfen nicht mit der jeweiligen sportlichen Erfahrung erklärbar sind. Des Weiteren fand Kimberly A. Kerns in Zusammenarbeit mit Sheri A. Berenbaum von der Universität Chicago (Illinois), dass bei der Fähigkeit, sich die räumliche Drehung von Gegenständen vorzustellen, bereits vor der Pubertät Geschlechtsunterschiede auftreten.

Auf welche Weise Erwachsene Wege lernen, wurde in Laborsituationen explizit untersucht. Liisa Galea stellte die Testpersonen vor die Aufgabe eine bestimmte Route auf einer Landkarte zu folgen. Auf diese Weise fand man heraus, dass sich die männlichen Versuchspersonen einen Weg schneller einprägen, bzw. in weniger Durchgängen ans Ziel kommen als Frauen. Nach Abschluss des Lernvorgangs erinnerten sich die Frauen an mehr auffällige Einzelheiten entlang des Weges. Zusammen mit Ergebnissen anderer Untersuchungen weist dies darauf hin, dass Frauen auch im Alltag dazu neigen, sich an markanten Punkten zu orientieren.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.5 Verhaltensbiologie

2.5.1 Grundbegriffe

Der Begriff **Ethologie**

Die drei Begründer der Ethologie sind der Deutsche Karl von Frisch, der Niederländer Nikolaas Tinbergen sowie der Österreicher Konrad Lorenz.

Ethologie (Verhaltensforschung) erforscht das tierische und menschliche Verhalten anhand naturwissenschaftlicher Methoden.

Der Ethologe bedient sich den drei wissenschaftlichen Grundmethoden: beobachten- benennen- beschreiben.

Wichtig sind die Beobachtungen und Schlussfolgerungen der Ethologen auch für Psychologen, Soziologen oder Pädagogen, da das tierische Verhalten auch Aufschluss über das menschliche Verhalten geben kann.

Definition von Verhalten

„(...) Grob gesagt, besteht das Verhalten aus den Bewegungen der Tiere. Diese beschränken sich nicht nur auf Laufen, Schwimmen, Kriechen und andere Formen der Fortbewegung. Sie enthalten auch Bewegungen der Tiere beim Fressen, bei der Paarung und beim Atmen. (...) Selbst die leisesten Bewegungen einzelner Körperteile, wenn ein Tier z.B. die Ohren spitzt oder einen Laut von sich gibt, sind Ausdruck von Verhaltensweisen. (...)“ (Tinbergen, Nikolaas: 1976, zitiert nach Kleiner et.al., 2002, Seite 7)

Allgemeiner ausgedrückt lässt sich Verhalten folgendermaßen beschreiben:

Verhalten besteht aus allen aktiven, d.h. durch endogene (von innen kommend, z. B. Hunger/Durst) Erregungen, und reaktiven, d.h. von außen kommenden Handlungen. Verhalten kann instinktgebunden, erworben (Lernverhalten) und sogar einsichtig sein (nur bei höher entwickelten Lebewesen).

Reize

Ein Reiz stellt eine Antwort eines Lebewesens auf Einwirkungen aus der Umwelt dar. Besitzen Lebewesen Wahrnehmungseinrichtungen (z.B. Sinnesorgane) für die Aufnahme des Reizes, kann es zu gezielten und auch beobachtbaren Reaktionen bei diesem Lebewesen kommen. Diese Art von Reizen, bei denen man eine Reaktion beobachten kann, nennt man reaktionsauslösende Reize.

Nur diese reaktionsauslösenden Reize sind für die Verhaltensbiologie wichtig, da sie direkt und ohne Zeitverzögerung beobachtet werden können. Reize, für die z.B. kein Wahrnehmungssystem besteht sind Röntgenstrahlen. Auf lange Sicht können diese Reize zwar auch eine Verhaltensänderung hervorrufen, sind aber nicht genau beobachtbar und keinem spezifischen Reiz zuzuordnen.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.5 Verhaltensbiologie

2.5.2 Angeborenes Verhalten

Reflexe

Reflexe sind Reaktionen auf spezifische Reize, die immer dann eintreten, wenn die Reize eine bestimmte Intensität (Schwellenwerte) überschreiten.

Ein besonderes Kennzeichen der Reflexe ist, dass sie immer funktionsbereit sind, z.B. auch während des Schlafes. Ein bekannter Reflex ist der Lidschlussreflex, um das Auge zu schützen.

Reflexe kann man in zwei Typen aufteilen:

Monosynaptischer Reflex=Eigenreflex:

Eine Synapse verbindet die afferente (Leiten Impulse zum zentralen Nervensystem (ZNS)) mit der efferenten (Leiten Impulse vom ZNS zum Wirkorgan) Nervenbahn.

Beispiel: Kniesehnenreflex: Schlägt man mit einem Hammer leicht auf das Knie, bewegt man das Bein automatisch nach vorn. Es ist eine Nervenbahn beteiligt.

Polysynaptischer Reflex =Fremdreflex:

Reflexe führen von einem Rezeptororgan über mehrere afferente und efferente Nervenbahnen- d.h. über eine Vielzahl von Synapsen- zum Wirkorgan (auch Effektor genannt: z.B. Muskeln oder Drüsen).

Beispiel: Niesreflex: Bei diesem Reflex sind das Gehirn und mehrere Nervenzellen beteiligt.

Die beschriebenen Reflexe sind alle Schutzreflexe (Nies-, Husten oder Brechreflex). Es scheint, als gäbe es genetisch fixierte (programmierte) Programme dazu, d.h. dass es auf spezifische Reize einen angeborenen Reflex geben muss.

Zu dieser These nun einige Beispiele anhand des menschlichen Neugeborenen:

Suchreflex:

Streicht man dem Säugling mit dem Finger um den Mundwinkel, bewegt er automatisch den Kopf, um die Brustwarze zu suchen.

Augenschlussreflex:

Bei lautem Klatschen schließt der Säugling die Augen, wenn die klatschenden Hände nicht in seinem Gesichtsfeld erscheinen.

(Hassenstein, B.: 1987, Seite. 73 zitiert nach Kleiner, Reiner et.al., 2002, S.14)

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.5 Verhaltensbiologie

2.5.3 Instinkthandlungen

Definition anhand des DUDENS: **Instinkt:**

(lat.-mlat.; instinctus naturae „Anreizung der Natur, Naturtrieb) (...)

a) angeborene, keiner Übung bedürftige Verhaltensweise und Reaktionsbereitschaft der Trieb-sphäre, meist im Interesse der Selbst- und Arterhaltung (bes. bei Tieren)

b) (meist Plural) schlechter, zum Schlechten neigender Trieb des Menschen sicheres Gefühl für etwas (instinktiv) (...)

(DUDEN, Fremdwörterbuch, 2001)

Instinkthandlungen sind komplexe Verhaltensweisen, die sehr auf ihre Zweckmäßigkeit ausgerichtet sind. Diese Zweckmäßigkeit ist vor allem auf die Evolution zurückzuführen.

| Das Instinktverhalten umfasst verschiedene Bestandteile: | Beispiel anhand des Beutefangs der Katze: |
|--|--|
| 1. Bereitschaft | Innere Gestimmtheit zum Beutefang |
| 2. Appetenz | Hungrige Katze geht auf Futtersuche |
| 3. Schlüsselreiz (Auslöser) | Geruch oder Anblick einer Maus lösen nächste Verhaltensweise aus |
| 4. AAM (angeborener, auslösender Mechanismus) | Dieser dient dem Herausfiltern dieses Schlüsselreizes aus den übrigen Umwelteinflüssen |
| 5. Taxis | Ist der Schlüsselreiz „Maus“ durch den AAM erkannt, zielen zum Sprung auf die Maus |
| 6. Endhandlung | Springen auf die Maus und das Töten der Maus |

Nun ist die Triebenergie abgesenkt!

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.5 Verhaltensbiologie

2.5.4 Erlerntes Verhalten

Unterschied zwischen angeborenem und erlerntem Verhalten

Lernprozesse ermöglichen eine Anpassung an spezifische Umweltbedingungen. Angeborenes Verhalten ist jedoch nur an die typischen Gegebenheiten der artgerechten Umwelt angepasst. Zudem ist angeborenes Verhalten genetisch gespeichert und wird von Generation zu Generation weitergegeben. Erlerntes Verhalten muss von jeder Generation neu erworben werden.

Treten bei lernfähigen Organismen Verhaltensänderungen auf, nachdem sie ein- oder mehrmals mit einer neuen Lebenssituation konfrontiert wurden und bleiben diese über längere Zeit be-ständig, können sie als Lernen bezeichnet werden

Konditionierung

Ein unbedingter Reiz löst normalerweise eine unbedingte Reaktion aus (Bsp. Luftstoß direkt am Auge löst automatisch einen Lidschlussreflex aus.) Schwache Töne direkt am Auge lösen in der Regel keine Reaktion aus (neutraler Reiz). Hört man den Ton kurz vor einem unbedingten Reiz (Luftstoß), so kann auch dieser Ton als neutraler Reiz (nach vielen Wiederholungen) eine Reaktion (Lidschluss) auslösen. Diese Reaktion nennt man dann bedingte Reaktion- den gesamten Vorgang klassische Konditionierung. Der wohl bekannteste Versuch zur klassischen Konditionierung stammt von I. Pawlow (Pawlowscher Hund).

Von operanter Konditionierung spricht man, wenn ein Tier aufgrund von Versuch und Irrtum Erfolg hat. Man schloss daraus, dass Handlungen, die kurz vor einem angenehmen Zustand auftraten, mit großer Wahrscheinlichkeit wiederholt werden. (Bsp. Katzen sind im Käfig eingesperrt. Zu Beginn versuchen sie planlos alles, um aus dem Käfig zu kommen. Irgendwann hatten die Tiere Erfolg und konnten sich aus dem Käfig befreien. W iederholte man mit diesen erfolgreichen Tieren denselben Versuch, traten die Erfolg versprechenden Methoden, um den Käfig zu öffnen, immer schneller auf.

Neugier und Spiel

Bei allen Säugetieren, menschlichen Kleinkindern und sogar teilweise bei Reptilien und Fischen ist ein neugieriges Erkundungsverhalten zu beobachten.

Das Erkunden und Spielen ermöglicht es, Erfahrungen zu sammeln, die später im Erwachsenenalter in der Auseinandersetzung mit der Umwelt benötigt werden.

In einem „kindlichen“ und entspannten Umfeld (unter der Obhut der Eltern) lassen sich solche Erfahrungen am einfachsten sammeln. Besonders prägnant ist, dass das erkundende Tier sich immer wieder dem Gegenstand nähert und sich auch wieder entfernt. (Jedoch immer aus verschiedenen Richtungen und mit unterschiedlichen Sinnesorganen.) So lernt es den Gegenstand auf vielfältige Weise kennen. Auch bei menschlichen Kleinkindern ist ein ähnliches Verhalten zu erkennen. Oft wird ein Gegenstand in die Hand genommen, er wird begutachtet, in

den Mund genommen und dann wieder bei Seite gelegt und später wieder aufgenommen. Neugier- und Spielverhalten gehen oft fließend ineinander über.

Gewöhnung (Habituation)

Das Grundprinzip der Gewöhnung wird anhand eines klassischen Beispiels erklärt: Kücken vieler Geflügelarten zeigen Alarmverhalten und ducken sich, wenn sie über ihnen eine Silhouette eines Raubvogels erscheint.

Doch warum ducken sie sich nicht, wenn ein anderer Vogel, z.B. Gänse über ihnen fliegt? Dieses Verhalten konnte anhand von Vogelattrappen untersucht werden.

Frisch geschlüpfte Küken reagierten auf alle Attrappen, selbst auf herunterfallende Blätter, mit einem Ducken.

Wurden die Tiere älter, reagierten sie nicht mehr auf die Attrappen, die öfter gezeigt wurden, wie andere. Daraus kann man schließen, dass sie an diese Attrappen gewöhnt waren. Auf selten auftretende Attrappen reagierte sie weiterhin mit ducken. Da Raubvögel in ihren natürlichen Lebensräumen eher selten vorkommen, reagieren die Küken auf sie immer mit ducken und Fluchtverhalten und gewöhnen sich an diese nicht.

Prägung

Konrad Lorenz führte den Begriff Prägung für bestimmte Lernvorgänge ein. Diese Lernvorgänge sind durch einen raschen und früh auftretenden Lernprozess mit hoher Stabilität charakterisiert.

Das Lernen durch Prägung kann man am Besten an Graugänsen erklären:

Schon kurz nach dem Schlüpfen (erste 10-20 Stunden = sensible Phase) sind die Sinnesorgane der Tiere funktionsfähig und sie sind in der Lage der Mutter zu folgen. Da sie Nestflüchter sind, müssen sie in der Lage sein, der Mutter aktiv zu folgen- d.h. sie müssen die Mutter erkennen.

Die Jungtiere wissen nicht, wie die Mutter aussieht, sie prägen sich das Objekt (z. B. auch Menschen) ein, das ihnen in dieser Phase begegnet. Sie richten ihr nachfolgendes Verhalten ausschließlich an diesem Objekt aus.

Ähnliches Verhalten ist auch bei Säuglingen zu erkennen. Anfangs lächeln sie noch fast jedes Gesicht an. Später beginnen sie bei fremden Menschen zu „fremdeln“, nur die Bezugsperson wird angelächelt. Diese Prägung auf ein bestimmtes Objekt ist irreversibel und durch nachfolgende Erfahrungen kaum veränderbar.

Lernen durch Nachahmung (Imitation)

Viele kulturabhängige Lernvorgänge des Menschen sind durch Nachahmung (Imitation) in die nächste Generation weitergegeben worden. Diese Traditionen reißen im Gegensatz zu den Traditionen im Tierreich selten ab, da diese Traditionen nicht an Objekte gebunden sind. Das Kind lernt die Muttersprache seines Landes und die üblichen Umgangsweisen innerhalb seines Kulturkreises.

Bei Tieren reißt die Weitergabe von Traditionen oft ab, da die Weitergabe immer an ein Objekt gebunden ist, d.h. ein Vorgang nicht durch Worte oder begriffliches

Denken beschrieben werden kann. Affen haben auf einer Insel gelernt verschmutztes Futter im Meer zu waschen. Ist kein verschmutztes Futter oder kein Wasser erreichbar, können sie diese Traditionen an ihre Artgenossen nicht mehr weitergeben.

Lernen durch Einsicht

Lernen durch Einsicht ist die höchste Form des Lernens. Einer der wichtigsten Vertreter dieser kognitiven (die Erkenntnis betreffende) Lerntheorien war E.C. Tolman, der davon ausging, dass seine Versuchstiere keine reinen „Reiz-Reaktions-Maschinen“ seien, sondern dass zwischen Reiz und Reaktion ein Denkprozess stattfindet. Tiere, bei denen man diese Prozesse beobachten kann, sind hauptsächlich Primaten und einige Vogelarten.

Bei Versuchen mit Schimpansen wurde z.B. herausgefunden, dass die Tiere scheinbar mögliche Handlungskonsequenzen vor der Ausführung ihrer Handlung bedenken konnten und nicht erst durch Probieren auf die Lösung kamen. Zudem war es ihnen möglich, bestimmte Fähigkeiten zu verallgemeinern und diese Lösungsansätze auch auf andere Problemstellungen zu übertragen.

Der Schimpanse verwendet Werkzeuge, um an Futter zu kommen. Zudem kombiniert er verschiedene Methoden, um sein Ziel zu erreichen. Dieses Verhalten nennt man einsichtiges Handeln.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.5 Verhaltensbiologie

2.5.5 Der Mensch, ein soziales Wesen

Das Sozialverhalten beim Menschen ist in vielen Bereichen durch biologische Voranpassungen geprägt. Sehr viele Verhaltensweisen sind kulturunabhängig in vielen verschiedenen Gesellschaftsmodellen zu beobachten.

Eltern- Kind- Verhalten

Viele Soziologen stellen sich die Frage: Ist die Gründung einer Familie beim Menschen eine natürliche Veranlagung oder ist die Familie eine kulturelle Institution? Es gibt verschiedene Möglichkeiten dieser Frage nachzugehen: Einerseits ist es wichtig, die frühkindliche Phase der Sozialisation zu beobachten, zum anderen ist es möglich, primitive Gesellschaften zu beobachten, die ohne Einflüsse anderer Ideologien leben. Nur durch diese Beobachtungen kann man herausfinden, ob wir durch kindliche Erfahrungen oder durch gesellschaftlichen Druck in geschlechtsspezifische Rollen in der Familie schlüpfen.

Die folgenden Unterscheidungen des mütterlichen und väterlichen Verhaltens wurden anhand Beobachtungen an Naturvölkern vorgenommen:

Mütterliches Verhalten:

- sehr enger Körperkontakt mit der Mutter, fast den ganzen Tag
- • selten werden die Kinder „abgelegt“, und wenn dann so, dass sie die Mutter sehen oder zumindest hören können
- zärtliches Verhalten gegenüber den Kindern
- „Babysprache“
- soziale Körperpflege (Mund abwischen...)

Väterliches Verhalten:

- nach der Mutter wichtigste Bezugsperson
- zärtlicher Umgang
- „Babysprache“
- eher sportlicher und robuster Umgang (spielen und toben)

Diese typischen Verhaltensweisen lassen sich zum größten Teil auch auf unseren Kulturkreis übertragen. Wobei der enge Körperkontakt über den ganzen Tag hinweg (auch während der Arbeit) in unserer technisierten bzw. „zivilisierten“ Kultur kaum möglich ist. Daraus lässt sich schließen, dass die Vater- Mutter- Kind- Beziehung, also die Familie, keine kulturabhängige „Einrichtung“ ist, sondern auf grundlegendes menschliches Verhalten zurückzuführen ist.

Territorial- und Besitzverhalten

Territorialverhalten ist bei Mensch und Tier zu beobachten und scheint angeboren zu sein. Dies ließ sich anhand von Kindern, die einen IQ unter 50 hatten und daher nicht in der Lage sind, dieses Verhalten zu erlernen, nachweisen. Doch selbst diese Kinder waren zufriedener, wenn sie einen bestimmten Teil eines Raumes als „ihr Territorium“ bezeichnen konnten. Man konnte nicht nur beobachten, dass die Kinder ihre Reviere besetzten und verteidigten, sondern sie respektierten auch zum größten Teil die Reviere der anderen Kinder.

Bestimmte Formen von Besitz findet man bei Naturvölkern genau so wie bei hoch entwickelten Kulturen. Der Unterschied liegt darin, dass Jäger und Sammler nur das besitzen können, was sie bei sich tragen können (z.B. Waffen und Werkzeuge). Wir sesshaft gewordenen Menschen können unseren Besitz „anhäufen“. Selbst Kleinkinder entwickeln bereits am Ende ihres ersten Lebensjahres Besitzwünsche und -ansprüche. Diese Ansprüche sollten auch schon in diesem frühen Kindesalter befriedigt werden (z.B. mit eigener Kleidung oder eigenem Besteck), damit Kinder später auch den Besitz anderer respektieren können.

Rangordnungsverhalten

In vielen verschiedenen Kulturen konnten Ethnologen Rangordnungsverhalten beobachten. Selbst bei sich fremden 2 bis 10-jährigen Kindern, die zusammen in einem Ferienlager waren, konnte dieses Verhalten bereits nach wenigen Stunden beobachtet werden. Menschliches Rangordnungsverhalten ist vielschichtig und differenziert. Überall führen bestimmte Eigenschaften zu Ansehen: z.B. der erfolgreiche Jäger hat hohes Ansehen oder ein erfolgreicher Geschäftsmann.

Dieses „Rangordnungsstreben“ wird durch Statussymbole wie z.B. Titel, Markenkleidung oder durch bestimmte Kopfbedeckungen bei Naturvölkern demonstriert.

Aggressionsverhalten

Schon lange beschäftigen sich Wissenschaftler aus verschiedenen Bereichen (Soziologen, Psychologen, Biologen,...) mit der Erforschung der menschlichen Aggression.

Daraus ergaben sich verschiedene Theorien:

- Frustrations- Aggressions- Theorie (F- A- Theorie)
- Lerntheorie der Aggression
- Instinktmodell (Triebtheorie der Aggression)
- Interaktionsmodell (Zusammenfassung der ersten drei Theorien: Genetisch-soziales- Modell der Aggression - umfassendes Modell bezieht alle Faktoren mit ein)

Die verschiedenen Theorien in der Übersicht

Jedoch kann keine dieser vier Theorien das Aggressionsverhalten des Menschen unter Berücksichtigung aller erdenklichen Faktoren umfassend erklären.

Vergleicht man das Aggressionsverhalten des Menschen mit dem Tier, dann ist

das menschliche Verhalten gefährlicher, da wir zum Umgang mit Waffen befähigt sind. Zudem ist das tierische Aggressionsverhalten nicht organisiert- es gibt keine Kriege zwischen verschiedenen Arten.

2 Biologische Grundlagen zur Geschlechtsentwicklung

2.5 Verhaltensbiologie

2.5.6 Geschlechtsspezifisches Verhalten bei der Partnerwahl

Wie wählen wir unseren Partner aus? Welche Faktoren beeinflussen unsere Partnerwahl? Ist das geschlechtsspezifische Verhalten bei der Suche eines Partners genetisch vorprogrammiert oder hauptsächlich durch unseren Kulturkreis beeinflusst? Mit diesen Fragen beschäftigen sich viele Wissenschaftler aus dem Bereich der Verhaltensbiologie und der Soziobiologie. Durch verschiedene Laborversuche und durch Beobachtungen an Naturvölkern kamen die Forscher zu folgenden Ergebnissen:

Männliches Verhalten bei der Partnerwahl

Das primäre Ziel der Männer bei der Partnerwahl ist die Zeugung möglichst vieler Nachkommen. Bei der Fortpflanzung ist die Quantität wichtig, d.h. möglichst viele Frauen zu haben, um die eigenen Gene an viele Kinder weiter zu geben.

Um dieses Ziel zu erreichen suchen sie junge und gesunde Frauen. Dieses attraktive Aussehen verspricht ihnen Fruchtbarkeit.

Doch woran messen Männer diese Attraktivität bei Frauen? Es gibt einige Hinweise darauf, dass das Verhältnis von Taille zu Hüfte eine bedeutende Rolle spielt (McFarland, 1999, S.363,). Das Taillen- Hüft- Verhältnis ist ein Indikator für die weibliche Gebärfähigkeit. Frauen mit großem Taillen- Hüft- Verhältnis werden nicht so leicht schwanger, wie solche mit einem kleineren Verhältnis. Werden sie dann doch schwanger sind sie meist älter, als Frauen niedrigeren Verhältnis. Zudem ist das Taillen- Hüft- Verhältnis ein aussagekräftiger Indikator für den langfristigen Gesundheitszustand. Es ist erwiesen, dass das Auftreten von Krankheiten, wie z.B. Diabetes, ein hoher Blutdruck oder Schlaganfälle mit dem Verhältnis der Fettverteilung zusammenhängen.

Psychologen konnten nachweisen, dass Männer die weibliche Attraktivität anhand dieses Taillen- Hüft- Umfanges beurteilen.

Weibliches Verhalten bei der Partnerwahl

Im Gegensatz zu Männern suchen Frauen eher ältere Männer mit einem hohen sozialen Status. Für unsere Gesellschaft bedeutet dies, dass sie einen Mann suchen, der beruflich gut situiert ist und finanziell abgesichert ist. Das sind wichtige Faktoren für sie, da Frauen meist viel mehr Zeit in die „Brutpflege“ investieren wie Männer.

„Frauen können daher ihren Fortpflanzungserfolg maximieren, indem die bei der Partnerwahl wählerisch sind und darauf achten, dass Männer im Besitz wichtiger Ressourcen oder hochqualifizierter Gene sind und ihr Nachwuchs somit die besten Startbedingungen ins Leben hat.“ (Weber, 2003, S.76)

Diese oben aufgeführten Thesen lassen sich vor allem anhand polygamen Gesellschaften belegen. Hat die Frau nun die Wahl zwischen einem allein stehenden Mann mit wenig Ressourcen und einem bereits verheirateten Mann mit mehr als doppelt so vielen Ressourcen, dann wird sie den verheirateten

Mann wählen.

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.1 Entwicklungspsychologische Grundlagen

3.1.1 Definition der Entwicklungspsychologie

Das Ziel unserer Arbeit ist es, die Geschlechtsidentität des Mannes aus entwicklungspsychologischer Sicht zu beschreiben. Dabei werden sowohl die psychologische Entwicklung, als auch biologische Veränderungen und soziale Einflüsse berücksichtigt. Hierzu wird die Entwicklung des Mannes in chronologischer Abfolge der Lebensabschnitte Kindheit, Jugendalter und Erwachsenenalter dargestellt.

Die Entwicklungspsychologie ist ein Teilgebiet der Psychologie. Die Entwicklung des Menschen wird anhand der chronologischen Veränderungen beschrieben. Dabei wird das Erleben, Erkennen und das Verhalten zugrunde gelegt.

Die Entwicklungspsychologie wurde aufgrund der biogenetischen Beobachtungen wie Reifung und Wachstum vorangetrieben. Nicht allein biogenetische Faktoren (Gene) bestimmen die Entwicklung, auch interaktive endogene (Körper) und exogene Faktoren (Umwelt) wirken auf sie ein. Neben der biologischen Veränderung (z.B. Wachstum) kommt es zu differenziertem Umgang mit Emotionen und Verhalten (z.B. Trotz). Wünschenswert ist aus Sicht der Gesellschaft eine damit einhergehende Sozialisation.

Die Aufgabe der Entwicklungspsychologie ist es also, altersbezogene Entwicklungsverläufe zu beschreiben, aber auch über günstige und ungünstige Entwicklungsbedingungen sowie deren Wirkungsweise zu informieren und zukünftige Entwicklungen vorherzusagen.

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.1 Entwicklungspsychologische Grundlagen

3.1.2 Kurzer Abriss über die historische Ausformung der entwicklungs-psychologischen Sichtweise

Man sollte die Geschichte der Entwicklungspsychologie wenigstens in Grundzügen kennen, weil dann die Herkunft der aktuellen Forschungsthemen besser verständlich sind und die historische Bedingtheit von entwicklungspsychologischen Theorien und Vorannahmen deutlicher wird.

Hippokrates (460-377 v.Chr.)

Gliederung des Lebenslaufes in vier Perioden: Kindheit, Jugendalter, Mannesalter, Greisenalter; die jeweils nach den Mischungsverhältnissen der „Elemente“ Feuer und Wasser charakterisiert werden.

Platon (427-347 v.Chr.)

Glaube an ein „Reich der Ideen“, aus dem die Seele stammt und bei der Geburt im Körper gefangen wird. Daraus folgt ein Wissen, das unabhängig von Erfahrung ist und durch geschicktes Fragen aus den Menschen „herausgefragt“ werden kann. Interesse an der Auslese und dem Training von Menschen für ihre Funktion im Staat.

Aristoteles (384-322 v.Chr.)

Dreiteilung des Lebendigen in pflanzenartiges, tierartiges und menschliches, verbunden mit der Idee einer entsprechenden Entwicklungssequenz in der Ontogenese. Die Lehren des Aristoteles wurden von der christlichen Kirche übernommen und waren im europäischen Mittelalter lange bestimmend. Die wissenschaftshistorisch frühesten für die Entstehung der Entwicklungspsychologie relevanten Einflüsse stammen aus dem 17. und aus dem 18. Jahrhundert.

Rene' Descartes (1596-1650)

Rene' Descartes nahm etwa an, dass dem Menschen als vernunftbegabtem Wesen von Gott eine Art „Grundausstattung“ von angeborenen Ideen mitgegeben wurde. Diese Ideen sind zum Beispiel Gott, aber auch die Gesetze der Logik und der Mathematik. Erkenntnis ist nach seiner Ansicht im wesentlichen als Wiedererkennen von bereits in der Seele schlummernden Vorstellungen zu verstehen.

John Locke (1632-1704)

John Locke wurde hingegen für seine milieuoptimistische Auffassung bekannt, der Mensch käme als „tabula rasa“, als völlig unbeschriebenes Blatt, auf die Welt und werde erst durch die Erfahrungen, die er im Laufe seines Lebens mache, geformt.

Charles Darwin (1809-1882)

Im 19. Jahrhundert publizierte der Biologe Charles Darwin seine berühmten Arbeiten über den Ursprung der Arten. Der Grund für Darwins Interesse an der Kinderpsychologie war in der Annahme zu sehen, dass sich in der Entwicklung eines Individuums die Entwicklung der ganzen Art wiederhole. Aus der Erforschung der Ontogenese erhoffte er sich Aufschlüsse über die Phylogenese des Menschen. Aus denselben Motiven entstand damals auch das Interesse an Tierpsychologie und Völkerpsychologie. Entwicklungspsychologie war aus dieser Sicht bloß eine Variante der Vergleichenden Psychologie.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnte sich schließlich die Psychologie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin an den europäischen und amerikanischen Universitäten etablieren. Die mit neuen Forschungsmethoden erarbeiteten Erkenntnisse führten schnell zu einem steilen Anstieg des Interesses an dem Fach, von dem auch die Entwicklungspsychologie profitieren konnte. Um diese Zeit wurde eine ganze Reihe von Instituten oder Lehrstühlen gegründet, zu deren Aufgaben vorwiegend kinderpsychologische und entwicklungs-psychologische Forschung zählte. Einer wachsenden Zahl von Forschern scheinen weder die exogenestischen noch die endogenestischen Grundannahmen für die Deutung der Mehrzahl der Entwicklungsvorgänge angemessen und durch die Datenlage gerechtfertigt.

Jean Piaget (1896-1980)

Der Mensch selbst wird als Gestalter seiner Entwicklung betrachtet. Er wird als erkennendes und selbst reflektierendes Wesen aufgefasst, das ein Bild von sich und seiner Umwelt hat und beides im Zuge der Auswertung neuer und vorausgehender Erfahrungen modifiziert. Der reflexive Mensch reagiert nicht mechanisch auf äußere Reize. Seine Entwicklung ist auch nicht nur durch biologische Reifung bestimmt, er handelt ziel- und zukunftsorientiert und gestaltet damit seine eigene Entwicklung mit.

Diese Position ist nicht gänzlich neu. Es gab Vorläufer. Elemente dieses Modells der Selbstgestaltung finden sich etwa in den organismischen Theorien von Jean Piaget (1896-1980) und Heinz Werner (1890-1964), die Entwicklung als weitgehend selbstgesteuerten Konstruktionsprozess ansahen. Ausgangspunkt der Entwicklung sind für Piaget sensomotorische oder geistige Handlungen, die nicht zum erwünschten Ergebnis bzw. nicht zu widerspruchsfreien Problemlösungen führen. Dies macht eine Reorganisation der Ausgangsstrukturen notwendig. Die Veränderungsschritte erfolgen in einer sachlogisch notwendigen Sequenz. Es ist die analytische Aufgabe der Forschung, in Stadien- oder Stufenfolgen diese inneren Zusammenhänge zu erkennen. Eingriffe von außen in den Entwicklungsprozess nach einem mechanistischen Grundmodell sind nur sehr dosiert möglich. Die Umwelt kann die Entwicklung nicht steuern, sie kann lediglich zum jeweils gegebenen Entwicklungsstand angemessene Anregungen geben, z.B. durch Fragen und Problemstellungen und Lösungsvorschläge, die aber - sollen sie wirksam werden - in eigener entdeckender und strukturierender Aktivität des Subjektes konstruktiv genutzt werden müssen.

Erik Erikson (1902-1994) und die psychosozialen Entwicklungsstadien

Es ist bereits deutlich geworden, dass in der psychoanalytischen Theorie den ersten fünf Lebensjahren sowie der Entwicklung der Triebe am meisten Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Später haben Ich-Psychologen versucht, innerhalb dieses theoretischen Rahmens auch anderen entwicklungsmaßige Gegebenheiten während der ersten Jahre, wie auch während der Latenzzeit und der genitalen Phase Rechnung zu tragen.

Erik H. Erikson (1902-1994), einer der führenden Vertreter der Ich-Psychologie, beschreibt die Entwicklung in psychosozialen und nicht nur in sexuellen Termini:

Die *orale Phase* ist für ihn nicht nur deshalb wichtig, weil der Lustgewinn mit der Mundzone verbunden ist, sondern weil durch die Situation des Fütterns zwischen Säugling und Mutter ein Vertrauen oder ein Misstrauen aufgebaut wird. Genauso ist in der *anale Phase* der Wechsel der erogenen Zone von Bedeutung, mehr aber noch ist das Topf-Training für das Kind eine wichtige soziale Situation, wo es eine gewisse Selbständigkeit entwickeln kann oder aber Scham und Selbstzweifel ausgesetzt ist.

In der *phallischen Phase* wird das Kind mit dem Lustgewinn durch Aktivität und Erfolg konfrontiert, aber auch mit den daraus erwachsenden Schuldgefühlen.

Für Erikson (1950) sind die *Latenzzeit* und die *genitale Phase* Perioden, in denen das Individuum Arbeitseifer und Erfolgsstreben oder aber Minderwertigkeitsgefühle entwickelt.

Am wichtigsten ist der Erwerb einer eigenen Identität anstelle einer Rollendiffusion. Die schwierige Aufgabe der Jugendzeit ist für Erikson der Aufbau einer Ich-Identität, d.h. eines Vertrauens, dass der Weg, den man vor sich sieht, eine Verbindung zur eigenen Vergangenheit hat und auch von anderen anerkannt wird. In Gegensatz hierzu erlebt eine Person, die keine Identität, sondern eine Rollendiffusion erworben hat, dass sie sich nicht wirklich kennt, nicht weiß, was andere von ihr halten, warum sie sich so entwickelt hat und was sie in Zukunft tun wird. Während der späteren Jugendzeit und der Studienjahre führt das Ringen um die Identität möglicherweise dazu, sich verschiedenen Gruppen anzuschließen und zu starker Angst bezüglich der richtigen Wahl der beruflichen Laufbahn. Werden diese Probleme in dieser Zeit nicht gelöst, erfährt das Individuum im späteren Leben große Hoffnungslosigkeit: Das Leben ist zu kurz, und es ist zu spät, um noch einmal von vorne zu beginnen (Pervin 1997, 118).

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.2 Die Kindheit als Junge

3.2.1 Vorgeburtliche Phase (pränatale Phase)

Die Entwicklung, sowohl die körperliche als auch die seelische, beginnt bereits in der Schwangerschaft. Die pränatale Psychologie lehrt uns, dass Mutter und Kind während der Schwangerschaft eine sehr intensive einheitliche Lebensgemeinschaft bilden. Das bedeutet, alle psychischen Vorgänge der Mutter passieren ungefiltert die Psyche des Kindes, formen und prägen sie. Diese Beeinflussung wirkt sich später auf die Weiterentwicklung des Kindes aus.

Biologische Entwicklung

In der pränatalen Phase stehen die Entwicklung und der Aufbau des Körper im Vordergrund. Körperliche Funktionen entwickeln sich rasend schnell, eine nach der anderen.

Die Entstehung des Nervensystems (Rückenmark, Gehirn), der Herzschlag setzt schon ungefähr in der 4. Schwangerschaftswoche ein, Lunge, Leber, Nieren und die motorischen Fähigkeiten bilden sich immer mehr aus. Das Kind ist bereits nach der 28. Woche lebensfähig.

Besonders interessant für unser Thema ist die Erkenntnis, dass die Geschlechtsdifferenzierung schon in der vorgeburtlichen Phase beginnt. Im 2. bis 4. Monat bilden sich die genitalen Geschlechtsmerkmale aus. Bis zum 7. Monat werden die neuronalen Grundlagen für das geschlechtstypische Verhalten gelegt. Im Körper der Mutter bildet der Fötus Hormone, die auf sein Geschlechtsverhalten und seine Gehirnstruktur Einfluss nehmen. Mit der Geburt treten entscheidende Veränderungen im Leben des Säuglings ein. Er muss alleine atmen, trinken und essen und auch seine Verdauung und Ausscheidung verändert sich. Das Kind tritt in die Welt ein - ein sehr großer Einschnitt in seine Entwicklung.

Psychologische Entwicklung

Diese Entwicklung geht in der pränatalen Phase sehr dicht mit der biologischen Entwicklung einher. Laut neuesten Forschungen sind die Sinnesorgane, wie z.B. die Hörfähigkeit, ab dem 3. Schwangerschaftsmonat voll funktionstüchtig. Somit ist der Fötus nicht nur den Geräuschen im Mutterleib (Darm- und Herzgeräusche und Stimme der Mutter) ausgesetzt, sondern erfährt auch schon die Beeinflussung durch Geräusche von der Außenwelt. Auch die Tatsache, dass Neugeborene schon nach wenigen Tagen auf die Stimme ihrer Mutter eindeutig mit erhöhtem Herzschlag und Bewegung reagieren, weist laut Kohnstamm darauf hin, dass sie diese wiedererkennen. Folglich steht die auditive Wahrnehmung in sehr engem Zusammenhang mit dem Wiedererkennen von Bekanntem. Es gibt auch Experimente, die die hirnschädigende Ausschüttung von dem Hormon Cortisol beim Fötus nachweisen, deren Mutter einem Dauerstress ausgesetzt ist. „In Konfliktfamilien ist die Herzfrequenz des Babys ständig höher..., steigt der Stress, ... wird Cortisol ausgeschüttet. Und wenn Cortisol länger in der Blutbahn bleibt, hinterlässt das Schäden im Hippocampus, in der Region, in der das menschliche Gedächtnis lokalisiert ist.“ (Die Zeit 21.11.02)

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.2 Die Kindheit als Junge

3.2.2 Das Säuglings- und Kleinkindalter (ungefähr 0-2 Jahre)

Nach Jean Piaget nennt sich diese Phase die „sensomotorische Stufe“, denn das kognitive Wachstum beruht hier hauptsächlich auf Erfahrungen und motorischen Handlungen. Die anfänglich reflexhaften Handlungen entwickeln sich zu einem zunehmend flexibleren und zielorientierten Verhalten.

Biologische Entwicklung

- Während der ersten Monate beachtliche Zunahme des Körpergewichts
- Im 5. Lebensmonat verdoppeltes Gewicht
- Am Ende des 1. Lebensjahres verdreifacht
- Wachstum während des 1. Lebensjahres durchschnittlich 2,5 cm pro Monat

Nach dem 1. Geburtstag verringern sich das Größenwachstum und die Gewichtszunahme wieder. Es zeigen sich angeborene Reflexe, die das Überleben des Säuglings sichern, z.B. der Saugreflex. Dieser sorgt dafür, dass das Neugeborene anfängt zu saugen, die Milch herunterschluckt und gleichzeitig noch weiter atmen kann.

Kurz nach der Geburt steigt der Spiegel der Geschlechtshormone im Blut steil an und

erreicht seinen Höchstwert im Alter von 3 bis 4 Monaten. Schon 2 weitere Monate später leben sowohl Jungs als auch Mädchen mit einem minimalen Geschlechtshormonspiegel.

Nach Ausführungen von Rita Kohnstamm sind Jungen in den ersten Wochen nach der Geburt verletzbarer und vom Knochenbau noch nicht so stabil wie die Mädchen. Neue Lebensqualität entsteht für das Kind durch das Laufen lernen. Meist beginnt es mit dem Krabbeln bis hin zum freien Laufen (ca. 8. bis 12. Monat). Das ist eine sehr abenteuerreiche Phase, erste Loslösung und Selbständigkeit finden statt. In diesem frühen Lebensabschnitt kann noch nicht von Geschlechterrollenidentifikation gesprochen werden, d.h. die Kinder begreifen in diesem Alter kaum geschlechtsspezifische Zusammenhänge.

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.2 Die Kindheit als Junge

3.2.3 Die Kindheit im Vorschulalter (2 bis 6 Jahre)

Dieser Lebensabschnitt wird auch „**präoperatorische**“ Stufe genannt.

Das Kind erwirbt hier die Fähigkeiten, über Ereignisse und Objekte, die in seiner unmittelbaren Umgebung nicht vorhanden sind, nachzudenken. Es repräsentiert sie in geistigen Bildern (Klänge, Vorstellungen oder Wörter). Dies ermöglicht dem Kind über das Hier und Jetzt hinauszugehen. Es speichert Erfahrungen und kann sie wieder abrufen (z.B. es findet es seine verlegten Schuhe wieder). In dieser Stufe fehlt jedoch noch das logische Denken.

Biologische Entwicklung

Das Kind verliert langsam seinen „Babyspeck“, es wird schlanker.

Im Laufe der Zeit bildet es immer längere und meist sinnvollere Sätze, z. B. „Gehen wir zu Oma?“ und nicht so wie früher „Oma gehen?“.

Die Reinlichkeitserziehung tritt mehr und mehr in den Mittelpunkt. Das Kind bekommt langsam Kontrolle über seinen Schließmuskel. Nun zeigen sich auch deutliche Prägungen bei Jungs, wenn sie häufiger und lieber mit geschlechtstypischem Spielzeug, wie Autos und Bauklötze, spielen.

Psychologische Entwicklung

Das Kind nimmt nun ganz und gar seine Geschlechtsidentität wahr, denn es lebt in ständiger Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Es stuft sich selbst als Junge oder Mädchen ein und erkennt, dass dieses Geschlecht nicht veränderbar ist (ungefähr mit 4 Jahren). Schließlich kommt es zu einer Konstanz des Geschlechts, mit dem Wissen, dass das Geschlecht invariabel ist und bleibt (ungefähr mit 5 oder 6 Jahren). Sobald diese Geschlechtsidentität aufgebaut ist, suchen die Kinder aktiv nach Informationen über die Tätigkeiten, Werte und Verhaltensweisen, die typisch sind für sein Geschlecht. In dieser Zeit ist die Vaterrolle sehr wichtig für den Jungen. Er orientiert sich an ihm und möchte so viel wie möglich mit ihm zusammen sein.

Ab dem Alter von 2 Jahren entwickeln die Kinder Wertmaßstäbe für „richtiges“ und „falsches“ Verhalten meist in den Bereichen Sauberkeit, Aggressionsbeherrschung und Gehorsam gegenüber den Eltern. Mit diesen Werten beginnt das Verständnis für Recht und Unrecht, Gut und Böse; mit anderen Worten: die Entwicklung des Moralgefühls.

Parallel dazu entsteht zunehmend das Bewusstsein der eigenen Person, z.B. das Erkennen des eigenen Spiegelbildes (=Selbstwahrnehmung).

In der Trotzphase, die ebenso in diesem Alter beginnt (+ - 3 Jahre), wird das eigene „ICH“ und seine Fähigkeiten entdeckt. Das Kind erprobt seine Durchsetzungsfähigkeit und löst sich nun psychisch von der Mutter. Dieser Schritt ist für die Verselbständigung und die Entwicklung der eigenen Identität und Selbstwahrnehmung von großer Bedeutung. Bis zum Alter von 6 Jahren

beschränken sich die Kinder in ihrer Selbstwahrnehmung auf körperliche Eigenschaften. Konkrete beobachtbare Merkmale, wie Haarfarbe, Größe oder Lieblingsbetätigung werden häufig, Eigenschaften, wie Ausdrucksfreudigkeit oder Mut, bei denen sie sich miteinander vergleichen müssten, werden selten genannt.

Die wachsenden, detaillierten und sprachlichen Fertigkeiten ermöglichen den Kindern ihre Emotionen auszudrücken. Viele Kinder besitzen mit 2 Jahren ein Vokabular, mit dem sie grundlegende Emotionen beschreiben und benennen können. Das eignen sie sich über Beobachtungslernen an. Lange können sie jedoch nur zwischen positiven und negativen Gefühlen unterscheiden. Sie werden grob spezifiziert in Liebe und Vertrauen, Angst und Unsicherheit, Ablehnung und Aggression.

Wird der Austausch von Emotionen nicht von den Eltern gefördert, oder wenn nur negative Emotionen in der Kindheit überwiegen, führt dies häufig zu psychischen Schäden.

Soziale Entwicklung

Spätestens ab dem 3. Lebensjahr nehmen Gleichaltrige eine zunehmend wichtige Rolle ein. Hier stellen sich dem Kind ganz neue Entwicklungsaufgaben. Die eigenständige Persönlichkeit des Kindes tritt stärker hervor, die bisherige Entwicklung wird vertieft und verfestigt.

Das Spiel des Kindes hat eine große Bedeutung für die Entwicklung der Eigenschaften und Fähigkeiten des Einzelnen. Der Sinn des Spiels liegt in seiner existenzsichernden und existenzsteigernden Wirkung und in der Bewältigung alltagstypischer Thematiken. Das Kind forscht und probiert aus in einem aktiven Austausch zwischen Person und Umwelt. Es lernt seine eigene Identität kennen, lernt mit ihr umzugehen und über seine Grenzen hinauszuwachsen (=Selbstfindung). So knüpfen die Kinder soziale Kontakte, vergleichen und konkurrieren mit anderen Gleichaltrigen oder älteren Kindern, was ihre Weiterentwicklung hervorragend fördert. Beim Spielen üben sie kognitive Fähigkeiten und soziale Rollen und trainieren ihr Sprechverhalten. Das Kind lernt dadurch schon frühzeitig mit anderen umzugehen und in einer Gemeinschaft zurechtzukommen; es wird sozial kompetenter. Es entstehen Freundschaften. Das gemeinsame Spiel bildet den Rahmen dazu. Die „Freunde“ nehmen in ihren Interaktionen gemeinsam ein Ziel in Augenschein und helfen sich gegenseitig dieses zu erreichen, d.h. es kann eine gewisse Empathie des Kindes gegenüber einem anderen entstehen. Es ist fähig die Emotionen des anderen, z.B. Glück, Traurigkeit oder Wut zu erkennen. Die Perspektive des anderen einzunehmen ist noch nicht möglich.

Neben der Familie gewinnt die Beziehung zu Freunden einen zunehmenden sozialen Stellenwert. Später ändert sich dann die Vorstellung von einem Freund. Kinder im Vorschulalter schließen zwar Freundschaften, machen sich aber kaum über die Dauer derer Gedanken. Selbst zwischen 5 und 6 Jahren spielen die Persönlichkeitsmerkmale noch keine wesentliche Rolle. Sie spielen miteinander, weil sie sich verstehen und dieselben Interessen verfolgen. Wie der andere denkt oder fühlt ist noch nicht interessant.

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.2 Die Kindheit als Junge

3.2.4 Die Kindheit im Schulalter (6 bis 12 Jahre)

Nach Jean Piaget ist dies die Phase des konkret-operatorischen Denkens:

Operation ist eine grundlegende Struktur, mit deren Hilfe Information verwandelt wird. Ein Kind kann nun ein Objekt von verschiedenen Perspektiven aus betrachten und deren Zusammenhang, Größe und Gewicht begreifen. Sie können einen Teil und das Ganze berücksichtigen, logisch Denken und Probleme lösen. Diese Fähigkeiten werden jedoch noch sehr stark durch das Hier- und Jetzt-Verhalten eingeschränkt, das heißt, abstrakte Denkprozesse sind kaum möglich.

Biologische Entwicklung

Im Schulalter unterliegt der Körper nicht mehr so vielen biologischen Entwicklungsstufen wie im Säuglings- und Kleinkindalter. Während damals teilweise körperliche Höchstleistungen gefordert wurden, so liegt das Kind nun bei einem gewöhnlichen Wachstum. Stärkere biologische und hormonelle Einflüsse finden dann erst wieder in der Pubertät statt. Die Schule tritt in den Vordergrund; neben den bereits vorhandenen Entwicklungsaufgaben, welche noch nicht vollständig bewältigt sind, folgen in der Schule neue entscheidende Entwicklungsaufgaben. Wichtig sind hier eine ausgewogene Ernährung, ausgleichende Freizeitgestaltung und eine unterstützende Familie.

Psychologische Entwicklung des Jungen

Das Selbstwertgefühl, welches im Vorschulalter noch sehr oberflächlich ausgebildet ist, differenziert und verfestigt sich in dieser Lebensphase. In der Selbstwahrnehmung entstehen nun spezielle Fähigkeiten, d.h. der Junge beginnt über sich selbst nachzudenken und unterscheidet zwischen körperlichen und geistigen Begabungen. Er begreift nun, dass seine Gedanken und Gefühle anders als andere und unverwechselbar sind. Er vergleicht sich mit anderen und findet so seinen Platz in der Gesellschaft. Das Konzept, dass der Junge von sich hat, baut sich aus, da ihm neue Möglichkeiten gezeigt werden.

Die Schule schafft neue Kontexte für Emotionen. Die emotionsauslösenden Reize verändern sich. In der frühen Kindheit konnte er lediglich positive und negative Emotionen unterscheiden und orientierte sich eher an äußeren emotionsauslösenden Reizen. Mit zunehmendem Alter begreift der Junge, dass Emotionen nicht nur situationsabhängige, sondern auch innere Ursachen haben können, z.B. Erinnerungen lösen Gefühle aus.

Havighurst (1982) und Newman (1975) sehen den Einsatz von Fleiß und Leistung als wichtige Entwicklungsaufgabe des Schulalters an (Oerter und Montada, 278). Der Erwerb der Kulturtechniken des Lesens, Schreibens und Rechnens wird hier als zusätzliche Entwicklungsaufgabe genannt. Hier sind die Jungs meist benachteiligt, denn die Mädchen tun sich hinsichtlich der Feinmotorik beim Lesen und Schreiben leichter. Dies wird auf den Entwicklungsvorsprung der Mädchen zurückgeführt, welcher schon seit der Geburt vorhanden ist. Diese Benachteiligung

der Jungs gleicht sich jedoch mit der Zeit wieder aus.

Mit dem 9. Lebensjahr kommt es in der Regel zu einer gewissen Distanzierung von den Eltern. Der Junge erwartet von ihnen Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Er beobachtet seine Eltern genau und versucht die Ursache ihrer Stellungnahmen und Handlungen zu ergründen. Erziehungsmaßnahmen werden sozusagen überprüft: „Sind sie sinnvoll?“ oder „Sind sie gerecht?“ Folglich akzeptiert das Kind keine sinnlosen Maßnahmen und Strafen mehr und wehrt sich.

In diesem Alter findet bei Jungen eine Lockerung der emotionalen Bindung zur Mutter statt. Er kommt nun nicht mehr zur Mutter ins Bett und weist jede mütterliche Zärtlichkeit zurück. Eine stärkere Bindung zum Vater wächst und spielt nun im Prozess der Identifikation des eigenen Geschlechts eine entscheidende Rolle. Meistens möchten die Jungen dann so sein, wie ihr Vater.

Soziale Entwicklung

Im Grundschulalter verändert sich sehr stark das soziale Verhalten der Kinder untereinander. Freunde sind nun ein wichtiger Bestandteil ihres eigenen Selbstwertgefühls. Das Gefühl der Zugehörigkeit und der sozialen Akzeptanz wird zu einer bedeutenden Entwicklungsaufgabe. Die Kinder lernen voneinander, gehen auf sich gegenseitig ein und sind bereits in der Lage, sich in den anderen hinein zu versetzen.

Die Wahrnehmung anderer Menschen verändert sich:

- Persönlichkeitsmerkmale
- Motive
- Überzeugungen
- Werte und Einstellungen

werden unterschieden und wahrgenommen.

Entscheidende Merkmale für Freundschaften bei 8 bis 11 Jährigen:

- Kooperation
- Gegenseitige Hilfe und Teilen
- Vertrauen
- Gemeinsame Interessen
- Reaktionen auf die Bedürfnisse anderer
- Rücksichtnahme und Freundlichkeit

Über diese Freundschaften werden das Verständnis und die Problemlösungsfähigkeit im sozialen Bereich trainiert. Das Kind wird befähigt zur ständigen Auseinandersetzung mit sich selbst und der Umwelt. Es lernt seine Fähigkeiten richtig einzusetzen, etwas mit den anderen aufzubauen und vielleicht sogar, etwas von anderen zu lernen.

Es entstehen so genannte Peergroups in denen sich Gleichgeschlechtliche treffen.

Die Jungen unterstehen in ihrer Peergroup anderen Maßstäben als die Mädchen. Sie dürfen meist ihre Sensibilitäten nicht so sehr zeigen, wie die Mädchen, müssen hingegen mit Übergriffen fertig werden und Ihre Empfindsamkeit eintauschen gegen die Chance am Privileg des Stärkeren teilzuhaben. Bei den Jungs gibt es einen stärkeren Gruppendruck, bei Nichtentsprechung der Gruppenvorstellung erfahren sie Spott, Ausschluss oder Gewalt. Eine Peergroup von Jungen wird auch häufig von den Erziehern und Lehrkräften zur Artigkeit ermahnt nach dem Beispiel der Mädchenpeergroup. In der Beziehungsgestaltung bei den Jungen geht es stark um Wettbewerb und körperliche Auseinandersetzung, wie z.B. Straßenkämpfe.

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.3 Das Jugendalter

3.3.1 Adoleszenz

Mit dem Jugendalter wird der stark von Veränderungen geprägte Abschnitt zwischen der Kindheit und der Übernahme einer Erwachsenenrolle (Mutter, Vater, Berufstätiger) bezeichnet. Der Körper verwandelt sich in hohem Tempo, die geistigen Fähigkeiten erlangen in relativ kurzer Zeit eine große Reichweite und insbesondere eine starke Intensivierung der Gefühlswelt ist zu beobachten. Die Frage nach dem Sinn des Lebens und dem des eigenen Daseins, die Auseinandersetzung mit Normen und Werten der Familie und der Gesellschaft sind ein weiteres Hauptmerkmal dieser Umbruchphase. Es ist für den jungen Menschen mitunter nicht leicht, die Fülle der Umgestaltungen in den verschiedenen, eng zusammenhängenden Bereichen - biologischer, psychologischer und soziologischer Bereich - in ihrer Gesamtheit zu erfassen, zumal die Entwicklung sprunghaft und nicht linear verläuft. Der Mensch muss ein klareres Verhältnis zu sich und zu seiner Umwelt gewinnen, möglichst Konfliktfähigkeit entwickeln und seine Identität finden.

Zudem wird die Beschäftigung mit der Sexualität sehr bedeutend. Die erwachende Sehnsucht nach gelebter Körperlichkeit mit einer Partnerin oder einem Partner nimmt beträchtliche Dimensionen an und beherrscht einen nicht geringen Teil des Denkens und Handelns vor allem männlicher Jugendlicher.

Adoleszenz

Das Jugendalter grenzt sich sehr deutlich zur Kindheit und dem Erwachsenenalter durch eigene Qualitäten und Gesetzmäßigkeiten ab. Der Begriff Adoleszenz überdeckt chronologisch betrachtet die Zeit des Jugendalters; bezieht sozusagen die Übergänge von später Kindheit zu Jugendalter und Jugendalter zu frühem Erwachsenenalter, mit ein. Ein genauer Zeitpunkt der Übergänge in neue Lebensabschnitte lässt sich natürlich nicht festmachen. Die folgende Übersicht kann zur Veranschaulichung und Orientierung dienen (Oerter und Montada 1998, 312):

Früher schloss sich an die Kindheit meist nur ein kurzer Jugendabschnitt an; danach wurden die Jugendlichen (die Jungen deutlicher als die Mädchen) durch **Initiations-Riten** zu Erwachsenen gemacht. Lehrlings- und Gesellenweihen bis zum Meisterstück und moderne Examen sind die Nachfolger solcher Initiations-Riten. Der Zeitpunkt des Eintretens in das Erwachsenenleben ist aber seit Beginn der Industrialisierung immer unklarer geworden; längere Ausbildungszeiten verzögern das Durchlaufen der Jugend; allerdings in sehr unterschiedlichem Ausmaß bei den verschiedenen Gesellschaftsschichten. So ist die Jugendzeit eines Gymnasiasten, Abiturienten und dann Studenten unter Umständen zehn Jahre länger als die eines Hauptschülers, der mit 14 oder 15 Jahren - spätestens mit 18 Jahren als Geselle oder Arbeiter - eine Erwachsenenrolle übernehmen muss.

Während der Jugendzeit befindet sich der junge Mensch in einem "rollenlosen Raum" (Identitätssuche), er ist nicht mehr Kind, wird aber auch noch nicht als Erwachsener anerkannt.

Biologische Entwicklung

Die körperliche Reifung setzt beim Jungen mit etwa zwölf bis dreizehn Jahren ein. In den Hoden wird das Hormon Testosteron produziert und damit beginnt das Wachstum und Auftreten der sekundären Geschlechtsmerkmale, was in den meisten Fällen noch nicht gleichbedeutend mit Zeugungsfähigkeit ist. Zwischen dem dreizehnten und 15. Lebensjahr haben die meisten Jungen ihren ersten Samenerguss.

Es ist allgemein üblich bei Geschlechtsmerkmalen primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale zu unterscheiden. Primäre Geschlechtsmerkmale werden als Organe definiert, die zur Paarung oder Fortpflanzung nötig sind. Sekundäre Geschlechtsmerkmale sind körperliche Eigenschaften, die die Fraulichkeit oder Männlichkeit einer Person definieren.

Männliche Geschlechtsmerkmale

| | |
|----------|---|
| primär | Penis, Hoden, Hodensack |
| sekundär | Schamhaare, Körperbehaarung an Armen, Beinen und Brust, Stimmbruch, Bartwuchs |

Reifung der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale (aus Oerter und Montada nach Rice 1975, 64), hier der männliche Teil der Tabelle:

Altersspanne

| | |
|-------------|--|
| 12-13 Jahre | Beginnendes Wachstum der Hoden, des Skrotum und des Penis |
| 13-16 Jahre | Schamhaare (glatt), früher Stimmbruch Rasches Wachstum des Penis, der Hoden, des Skrotums, der Vorsteherdrüse (Prostata) und der Samenblasen, erster Samenerguss (Ejakulation) Schamhaare werden gelockt Alter des größten Körperwachstums |
| 16-18 Jahre | Wachsen der Achselhaare, Bartwuchs, Einbuchtung des Haaransatzes, Markanter Stimmwechsel |

Der jugendliche Körper verändert sich aber nicht nur im Hinblick auf die geschlechtliche Differenzierung, sondern auch hinsichtlich der Körperproportionen und des Tempos des Längenwachstums. Kopf, Hände und Füße erreichen zuerst die volle Größe. Beine und Arme wachsen langsamer als die zuvor genannten Körperteile, aber schneller als der Rumpf. Diese Asynchronitäten machen sich in Disproportionen (übergroße Gelenke und Hände, lange Gliedmaßen) bemerkbar. Der disharmonische Verlauf der Entwicklung der einzelnen Körperteile führt vor allem bei Knaben zu einem schlaksigen, linkischen, sogar etwas unbeholfenen Eindruck. Grobmotorische Aktivitäten sind somit bei Jungen stark bevorzugt.

Mit etwa 15 bis 16 Jahren verändern sich langsam die oben erwähnten Disproportionen durch zunehmendes Muskelwachstum. So erhalten die Gliedmaßen, der Brustkorb und die Schultern eine Kräftigung, welche den Knaben zum Mann werden lassen. Jugendliche erreichen mit etwa 18 bis 20 Jahren ihre endgültige Körpergröße, wobei Mädchen etwas früher aufhören zu wachsen, als Knaben.

Die körperliche Reife tritt in ganz bestimmten Altersabschnitten auf, jedoch gibt es unter Jugendlichen erhebliche Entwicklungsunterschiede. Unter säkularer Akzeleration ist die beschleunigte Entwicklung einer jüngeren Generation gegenüber früheren Generationen gemeint. Man vergleicht z.B. die durchschnittliche Körpergröße von 14-jährigen Jugendlichen, die 1890, 1920 und 1980 geboren wurden. Genau so kann dies mit verschiedenen Völkergruppen geschehen.

In vielen europäischen Ländern wurden aus dem Archivmaterial über Rekrutenuntersuchungen Rückschlüsse über die säkulare Zunahme des Körperwachstums gezogen (vgl. Ewert 1983, 70). Es kommt zu einer Beschleunigung des Körperwachstums auf allen Altersstufen, nicht nur in der pubertären Entwicklung. Schon Säuglinge sind heute bei der Geburt um einige Zentimeter größer als vor 20 bis 30 Jahren. Schulkinder im Alter von sechs und sieben Jahren sind durchschnittlich um acht bis zehn Zentimeter größer als zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.

Auf der einen Seite reift der Mensch biologisch betrachtet immer früher, andererseits verzögert sich die innere Entwicklung (Identitätsfindung) zunehmend und gestaltet sich schwieriger.

Die Umwelt reagiert auf die körperlichen Veränderungen. Die Reaktionen fallen unterschiedlich aus, frühreife männliche Jugendliche werden eher wie Erwachsene behandelt, d.h. man gesteht ihnen mehr Unabhängigkeit und Vernunft zu, als später Entwickelten. Frühreife Jugendliche finden leichter Anschluss zu älteren Peergruppen, was mit erhöhtem Risiko des Drogenkonsums verbunden sein kann, oder sie sind schneller in der Erwachsenenwelt und entwickeln eine großteils übernommene Identität. Später Entwickelte dagegen haben oft nach der für sie eventuell schwierigen Jugend die Möglichkeit, eine Identität selbst zu erarbeiten, da den Erwartungshaltungen der Umwelt zunächst nicht vollständig nachgekommen werden kann, somit aber die Möglichkeit besteht, sich von ihnen (den Erwartungen) zu distanzieren und eigene Wege zu finden. Letzteres kann sich auch in rebellischem Verhalten äußern.

Die oben beschriebenen Entwicklungsverläufe dienen der groben Orientierung und sind als Tendenz zu verstehen. Sie können den individuellen Ausgestaltungsformen menschlicher Entwicklung nur teilweise gerecht werden.

Psychologische Entwicklung

Im Vergleich zum anderen Geschlecht befinden sich Jungen in dem Bereich der körperlichen Entwicklung generell in der Situation der „Nachzügler“. So ist bei vielen männlichen Jugendlichen ein Wunsch nach möglichst früher Reifeentwicklung zu beobachten und beim Eintreten derselben beginnt ein heftiger Wettbewerb. Sie vergleichen bei jeder Gelegenheit das Wachstum ihrer sekundären Geschlechtsmerkmale, geben mit jedem kleinen Fortschritt an, pflegen Demonstrationsrituale ihrer Manneskraft und den Spätentwicklern bleibt nicht selten der Spott.

Wichtige Neuigkeit Nr. 2: Ich kriege tatsächlich Bartstoppeln. Wahnsinn, Tagebuch. Bald renne ich mit einem üppigen Bart durch die Gegend wie Karl Marx. Ich hab den Bart vorhin entdeckt, nachdem ich mich auf dem Klo einigen japanischen Aktivitäten gewidmet hatte. Wenn ich im grellen Sonnenlicht stehe, mitten am Tage, und die Sonnenstrahlen genau auf mein Kinn scheinen, kann

man tatsächlich einen dichten Teppich aus Bartstoppeln erkennen (Jacobsson und Olsson 1993, 39).

Retardierte Jugendliche bzw. spätentwickelte männliche Jugendliche sind am stärksten von solchen schwerwiegenden, Selbstwert reduzierenden Ereignissen, betroffen. Sie leiden unter einem Unterlegenheitsgefühl, das noch verstärkt werden kann durch ihre schlechten sportlichen Leistungen aufgrund ihrer schwachen körperlichen Voraussetzungen.

Die sexuelle Entfaltung

Die vermehrte Ausschüttung des Hormons Testosteron setzt nicht nur die gesamte Reifeentwicklung in Gang, sondern verstärkt auch die sexuelle Lust. Die Jungen haben in vielen Situationen, die auf sie stimulierend wirken, eine Erektion und fühlen sich dabei oft ausgeliefert.

Auf die an männliche Jugendliche gestellte Frage, was sie am meisten beschäftige, kommt nicht selten die spontane Antwort: „Sex“. Das bedeutet nicht, dass Jungen beziehungslose „Sexmonster“ sind, aber es drückt aus, dass sie intensiv mit ihren sexuellen Bedürfnissen konfrontiert werden. Diese Bedürftigkeit verursacht auch viele Ängste. Da Jungen später reifen, liegt das Durchschnittsalter für den ersten Geschlechtsverkehr später als bei Mädchen. Etwa 29% der Jungen im Alter von 14 bis 16 Jahren sind koituserfahren. Knapp die Hälfte der Jungen hatte mit 17 noch keinen Geschlechtsverkehr. Trotz der scheinbar guten Aufklärung haben viele Teenager grundlegende biologische Wissenslücken. Dabei scheinen die Jungen noch häufiger, viel mehr als Mädchen, wenig Bescheid zu wissen über den genauen Zeitpunkt einer möglichen Empfängnis und die Möglichkeiten, wie es zu einer solchen kommen kann.

Wie sich Verantwortungsbewusstsein aktuell bei Jungen zeigt, ist in einer Untersuchung der Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung (BZgA) zu erkennen: 55% der Befragten gaben an, dass sie beim ersten Geschlechtsverkehr mit einem Kondom verhütet hätten. 16% verließen sich auf die Wirkung der Pille, aber 16% trafen beim ersten Mal keine Vorkehrung zur Empfängnisverhütung (Jugendsexualität 2001, www.bzga.de). Sexuelle Erfahrungen zu machen wird Jungen relativ selbstverständlich von der Gesellschaft zugestanden und sie müssen nicht in dem Maße wie Mädchen auf ihren „guten Ruf“ achten. Sie erhalten auch mehr Ausgang als Mädchen und werden in der Regel weniger kontrolliert. Deshalb ist es für Jungen aus dieser Sicht leichter, eine sexuelle Beziehung einzugehen.

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.3 Das Jugendalter

3.3.2 Entwicklungsaufgaben im Jugendalter

Das Konzept der Entwicklungsaufgaben wurde erstmals von Havighurst erarbeitet (vgl. Oerter u. Montada, 1998, 326ff). Der Begriff der „sensitiven Periode“ ist hier von zentraler Bedeutung. Nach Havighurst ist der Mensch in bestimmten Lebensabschnitten besonders „sensitiv“ für bestimmte Lebensaufgaben. Zwar könnten diese entwicklungspezifischen Aufgaben auch teilweise später bewältigt werden, dies sei dann aber ungleich schwerer.

Die Bewältigung der Aufgaben Familienplanung, Identitätsfindung und Weltanschauung reicht bis in das Erwachsenenalter hinein.

Die Aufgaben sind nach einer Untersuchung aus dem Jahre 1985 in einzelnen:

- Aufbau eines Freundeskreises: Zu Altersgenossen beiderlei Geschlechts werden neue, tiefere Beziehungen hergestellt.
- Akzeptieren der eigenen körperlichen Erscheinung: Veränderungen des Körpers und des eigenen Aussehens annehmen.
- Sich das Verhalten aneignen, das man in unserer Gesellschaft von einem Mann bzw. einer Frau erwartet.
- Aufnahme intimer Beziehungen zum Partner (Freund/Freundin)
- Von den Eltern unabhängig werden bzw. sich vom Elternhaus lösen.
- Wissen, was man werden will und was man dafür können (lernen) muss.
- Vorstellung entwickeln, wie der Ehepartner und die zukünftige Familie sein sollen.
- Über sich selbst im Bild sein: Wissen, wer man ist und was man will (Identität).
- Entwicklung einer eigenen Weltanschauung: sich darüber klar werden, welche Werte man hoch hält und als Richtschnur für eigenes Verhalten akzeptiert.
- Entwicklung einer Zukunftsperspektive: Sein Leben planen und Ziele ansteuern, von denen man glaubt, dass man sie erreichen kann.

(Oerter u. Montada, Dreher u. Dreher):

Identitätssuche

Auf dem Weg zu einer eigenen Identität sind drei Grundfragen zu erkennen:

(1) „Wer bin ich, (2) was kann ich und (3) was will ich erreichen?“.

In diese Situation kommt der Jugendliche, weil er immer mehr die Fähigkeit der Selbstreflexion erlangt. Dieses Erkennen oder zumindest reflektieren des eigenen Seins differiert nicht selten mit der Vorstellung eines angestrebten Seins. Ein Gefühl der Unvollständigkeit ist die oft schmerzliche Folge dieser Diskrepanz. Erst die Selbstreflexion- und –Wahrnehmung bringt den Jugendlichen in die Lage, in ein neues Verhältnis zu sich und seiner sozialen Umgebung zu kommen, Normen und Werte beispielsweise der Eltern oder Gesellschaft zu hinterfragen, eine eigene

„Autonomie“ und somit Identität zu gewinnen.

Auseinandersetzung und Kampf um Autonomie wird Jungen im Allgemeinen mehr zugeschrieben und als in dieser Phase „normal“ betrachtet. Ihnen scheint es leichter zu fallen, sich über geltende Normen und Werte hinwegzusetzen. Sie bilden sich oft eine sehr konträre (politische) Meinung zum Elternhaus.

Die emotionale Situation zeigt sich im Jugendalter als äußerst bewegt und schwierig, was sich in teilweise extremen Stimmungsschwankungen ausdrückt. Die schon beschriebene Diskrepanz zwischen Sein und angestrebten Sein verstärkt diese Labilität und Verletzlichkeit der Psyche. Dies ist eine Tatsache; welche meist immense, chaotische Wirkung auf die Identitätsfindung hat.

„Irgendwo in meinem Körper wurde ein Schalter umgelegt, und die Reise begann wirklich. Die Pubertät. Es war im Sommerhalbjahr in der sechsten, es war gar nichts Dramatisches, was sich ereignete, ich wurde mir nur sehr deutlich einer Veränderung bewusst. Das war nichts Körperliches, auch kein äußeres Zeichen, das war etwas im Gehirn. Etwas geschah da drinnen, jemand nahm dort einen Platz ein. Jemand, der mir ähnlich war, aber doch ein anderer. Eine Launenhaftigkeit kam in mein Leben, die ich nicht beherrschte. Eine Unduldsamkeit, die ich selbst nicht verstand. Und ein unerwartetes, ein wirklich überraschend starkes Interesse für Sex“ (Niemi. 2002, 115).

Für Jungen sind männliche Bezugspersonen und Vorbilder, mit denen sie sich identifizieren können, in dieser Phase sehr wichtig. Eng in Zusammenhang mit Identifikation und Identitätssuche bei Jungen ist die gesellschaftliche Rolle des Mannes, welche sich in den letzten Jahren stark verändert hat. Es gibt eine Reihe von Männermagazinen, die sich mit Aussehen, Fitness und der idealen sexuellen Befriedigung der Partnerin beschäftigen. Dies spiegelt einen Trend wieder, der für Männer bedeutet, dass auch sie an Äußerlichkeiten gemessen werden. Der so genannte **six-pack-Bauch**, im Fitnesscenter erworbene muskulöse Körper, schnelle Autos, finanzieller Erfolg und sexuelle Hochleistung sind die „Religion“ einer breit angelegten Medien- Werbe- und Filmindustrie. Diesen „Idealbildern“ zu entsprechen, ist für viele natürlich nicht möglich, was tiefer in das oben besprochene Unvollständigkeitsgefühl führt. Ein Anstieg der Zahl von männlichen Jugendlichen mit Essstörungen ist zu beobachten (www.bzga-essstörungen.de).

Früher gaben Religion, Stand, Traditionen oder Gesellschaft eine eindeutige Antwort auf die Identitätsfrage. Heute stehen junge Menschen vor einer ungleich größeren Auswahl an Möglichkeiten. Man muss davon ausgehen, dass die Bildung einer festen Identität heute nicht mehr mit dem Jugendalter abgeschlossen ist. Eine verlängerte Jugendphase und ein ungleichzeitig verlaufender Übergangsprozess in die Erwachsenenwelt tragen dazu bei, dass die psychosoziale Krise einer Identitätsfindung oft erst in einem Alter gelöst werden kann, das weit in die Phase des frühen Erwachsenenalters hineinreicht.

Geschlechtsspezifische Störungen bei der Identitätssuche bei Jungen

Ist eine gesunde Identitätsbildung nicht oder nur unzureichend möglich, kann es zu Verhalten kommen, welches diesen Missstand kompensieren will. Es kommt zu Störungen, die sich bei männlichen Jugendlichen häufig durch riskantes Verhalten, Aggressionen, Alkohol- und Drogenkonsum, Suizidversuche und Suizid ausdrücken.

Viele männliche Jugendliche neigen zu riskantem Verhalten. Wird riskantes Verhalten durch den regelmäßig benötigten „Kick“ aber zur Sucht, wird massive Eigen- oder Fremdgefährdung von Leib und Leben betrieben, liegt eine ernstzunehmende Störung vor. Diese Jugendlichen brauchen Hilfe.

Der Psychiater Van Danzig erklärt das Auftreten von aggressivem Verhalten, das hauptsächlich Jungen an den Tag legen, mit der feindseligen Einstellung der Erwachsenen gegenüber ihren Kindern. „...Mit jeder Enttäuschung müssen sie allein fertig werden. Wer so aufwächst, kann später keine Kritik, keine Zurückweisung, keine Misserfolge ertragen...“ (Van Danzig, zit. n. Kohnstamm 1999, 174f).

Diese Jungen neigen dazu, Schwierigkeiten mit Gewalt zu lösen und für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse notfalls das gleiche Mittel anzuwenden. Oft erleben sie andere Menschen nicht als Person, sondern als Objekt. Das Versagen der Eltern kann schließlich dazu führen, dass die Justiz für den gewalttätigen Sohn zuständig wird, wobei der pädagogischen Lenkung hier nicht mehr viel Rechnung getragen werden kann.

Es ist allgemein gültig, dass Jungen wesentlich mehr Alkohol konsumieren als Mädchen. Eine Folge von übermäßigem Alkoholkonsum ist der Abbau von Hemmungen, was oft in aggressivem Verhalten mündet. Meist bekommen männliche Jugendliche, nach einer mitunter heftigen Ausprobierphase, einen vernünftigen Umgang mit Alkohol.

Wenn Eltern offen oder auch verdeckt mittels Alkohol versuchen, Probleme „verschwinden“ zu lassen, übernehmen Jugendliche dieses Vorbild leicht.

Im Gegensatz zu Alkohol ist der geschlechtsspezifische Unterschied beim Drogenkonsum gering. Nur im Fall der Beschaffungskriminalität neigen Jungen eher zu Diebstählen und Raubüberfällen, wobei ein wesentlicher kleinerer Teil als bei den Mädchen in die Prostitution gerät.

1998 schieden 622 Jungen bis zum Alter von 25 Jahren durch Suizid aus dem Leben. Das sind etwa dreimal mehr als bei Mädchen. Dabei neigen Jungen zu „härteren“ Methoden wie Erhängen, sich überfahren lassen, oder Erschießen. Eine solche Gewalttat an sich zu verüben, lässt mit Sicherheit auf äußerst tiefe Verzweiflung und Perspektivlosigkeit schließen. Weil männliche Jugendliche weniger durch Suizidversuche auf sich aufmerksam machen, als durch tatsächlich vollzogene Selbsttötung, müssen Alarmzeichen, welche oft sehr verdeckt sind, dringend erspürt und beachtet werden. Zu diesem Thema schreibt Helga Käsler-Heide: „...Wichtig ist immer den Versuch ernst zu nehmen, den Kindern und Jugendlichen beizustehen und eine Veränderung herbeizuführen. Diese Veränderung muss sich zwangsläufig immer auf die ganze Familie beziehen“ (Käsler-Heide, 2001, 11, 93).

Soziale Entwicklung

In der Peergroup

Im Streben nach Autonomie ist die Peergruppe besonders wichtig, auch wenn sich zunächst eine Gruppenidentität entwickelt. In der Auseinandersetzung mit den anerzogenen Normen und Werten wird die Einstellung und Meinung Gleichaltriger

ungeheuer wichtig. Wenn die „sichere“ Einheit Familie erstmals verlassen wird, braucht der Jugendliche einen Ersatzschutz, aus dem heraus im gesunden Fall der Entwicklung eine Eigenständigkeit im Denken, Fühlen und Handeln erworben wird. Wie schon erwähnt, reicht dieser Prozess der Identitätssuche bis weit hinein in das Erwachsenenalter

In reinen Jungengruppen wird gespielt, gehandelt und vor allem auf sportlicher und körperlicher Ebene gemessen. Hier geht es weniger um das gemeinsame Gespräch, in dem Unsicherheiten und Ängste zum Ausdruck kommen. Die bereits erwähnte männliche Bezugsperson ist von hoher Wichtigkeit.

Aus der Peergruppe heraus entstehen meist tiefere Freundschaften und/oder eine Partnerin wird gefunden. Erst diese Freundschaften und vor allem das Eingehen einer Beziehung zum anderen Geschlecht bedeuten i.d.R. die wirkliche Ablösung vom Elternhaus.

Aus der Familie heraus

Abgrenzung ist ein wichtiger Schritt, denn Jugendliche beginnen, ein eigenes Leben jenseits der Familie zu führen und sich abzulösen. Jugendliche wachsen vermehrt in ihre Peergruppe hinein. Einerseits benötigen sie Zuwendung, andererseits sind sie oft sehr konfrontierend. Junge Menschen brauchen eigene Reviere. Jugendliche müssen sich von ihren Eltern abgrenzen können und die Eltern dürfen nicht mehr alles wissen. Jugendliche brauchen eigene Zimmer, eigene Reliquien und ein eigenes Tagebuch.

„Halli hallo, Tagebuch!

Gestern war ich mit meiner Alten einkaufen. Mit seiner Alten einkaufen ist wohl das Bekloppteste, was es gibt. Da kann es einem glatt passieren, dass man in einem Laden landet, in dem nur Damenunterwäsche verkauft wird. In so einem Fall bleibt einem nichts anderes übrig als sich neben ein Regal zu stellen und ein Gesicht wie ein BH zu machen und sich der Umgebung anzupassen.

Mama wollte mir helfen Schulsachen zu kaufen. Es begann geradezu umwerfend damit, dass sie mir ein Radiergummi mit „My little pony“ drauf kaufen wollte.

„Verehrte Greisin“, sagte ich, „ich erledige meine Einkäufe selbst.“

Mama murmelte, dass sie noch keine vierzig sei.“ (Jacobsson und Olsson 1993,139)

Eltern erwarten, dass ihre Söhne in der Pubertät schwierig werden. Sie stellen sich auf Konflikte und harte Auseinandersetzungen ein. Sie wissen, dass viele Jungen einige Male so viel Alkohol konsumieren, bis sie sich erbrechen. Auch ist bekannt, dass sehr viele männliche Jugendliche in dieser Zeit mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Selbstverständlich ist ihnen klar, dass ihre Söhne sexuelle Erfahrungen sammeln wollen.

Auf Grund dieses Wissens und dieser Erwartung sind Eltern ihren Söhnen gegenüber eher tolerant.

Berufswahl

Die Wahl eines Berufes hat in ihrer Bedeutung bei Jungen eine andere Dimension als für Mädchen. In unserer Gesellschaft arbeiten Männer i.d.R. von der Berufsausbildung bis zu ihrem Rentenalter und unterbrechen ihre Berufstätigkeit nur extrem selten beispielsweise wegen Kindern. Der männliche Jugendliche muss deshalb damit rechnen, dass er einen Beruf ca. 45 Jahre ausübt.

Geschlechtstypisches Verhalten und Berufswahl

Die Interessen der Jungen sind eher sachorientiert und im Vergleich zum anderen Geschlecht, mit relativ konkreten Vorstellungen verbunden. Nicht nur geschlechtertypische Wünsche, sondern auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht beeinflussen die Berufswahl von Jugendlichen (vgl. Degenhart und Trautner 1979, 41)

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.4 Das Erwachsenenalter als Mann

3.4.1 Das frühe Erwachsenenalter ab ca. 21 - 42 Jahre

Frühere Generationen sind meist mit der Mentalität aufgewachsen, dass Stabilität die akzeptierte Norm ist. Heute sind die Veränderung und der Wandel zur Norm geworden. Wir leben in einer Gesellschaft, die enormen und rasanten Veränderungsprozessen unterlegen ist. Dies gilt in besonderem Maße für das Erwachsenenalter. Ein Mann im Erwachsenenalter muss davon ausgehen, dass er während seines Lebens öfter nicht nur die Arbeitsstelle, sondern auch den Beruf wechseln muss, um in dem gesellschaftlichen Wandel mitzukommen und nicht stecken zu bleiben. Die Gesellschaft erwartet heute Flexibilität, Mobilität, Innovation, lebenslanges Lernen und Weiterbildung.

Warum sind Lebensläufe heute heterogener als früher?

Die vertikale, horizontale und geographische Mobilität haben zugenommen.

Der Arbeitsmarkt verlangt flexible Arbeitskräfte mit der Bereitschaft, lebenslang zu lernen.

Der Anteil der Frauen mit höherer Bildung nimmt zu.

(Oerter und Montada 2002, 321)

Das frühe Erwachsenenalter ca. 21 -42 Jahre

Definition

Der juristische Begriff der Volljährigkeit macht den Beginn des Erwachsenenlebens eindeutig am Alter fest. Doch nicht alle Jugendlichen werden mit 18 Jahren automatisch zum „erwachsenen“ Menschen. Daher reicht das Alter offensichtlich nicht als alleiniges Kriterium für das Erwachsen sein aus. Der Übergangsprozess ins Erwachsenenalter kann in unserer heutigen Gesellschaft nicht nur eine relativ lange Lebensphase sein, sondern er ist auch stark individualisiert. Es ist schwierig, das „Erwachsen sein“ an einem bestimmten Alter festzumachen. Der Übergangsprozess kann somit frühzeitig abgeschlossen sein oder bis in die 30er Jahre reichen.

So kann zum Beispiel ein 26jähriger Elektriker bereits Familienvater und Meister sein und selbst Jugendliche ausbilden, während ein anderer 26jähriger gerade erst sein Hochschulstudium beendet hat und nun als Berufsanfänger seinen Platz suchen muss. Obwohl beide dasselbe Lebensalter haben, sind die Aufgaben und Ereignisse in ihrem Leben sehr verschieden. Durch diese unterschiedliche Entwicklung in den Erwachsenenstatus hinein kann diese Phase eine psychisch recht verunsichernde Zeit für einen Mann sein.

Das „Erwachsen sein“ ist also nicht an einem einzigen Kriterium festzumachen, sondern an einer Kombination verschiedener Kriterien. So schreiben Whitbourne und Weinstock: „Der Begriff Erwachsener ist anhand der kombinierten Kriterien des Lebensalters, der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und des Erreichens eines bestimmten Grades an psychischer Reife zu definieren (Whitbourne und

Weinstock 1982, 26).

Entwicklungsthemen

„In dieser Lebensphase stehen Übergangsprozesse vom Jugendalter zum frühen Erwachsenenalter und Entwicklungsprozesse im Vordergrund. Infolge der Ablösung von der Primärfamilie und der beruflichen Orientierung werden soziale Beziehungen sowie Verantwortlichkeiten intensiviert und distanziert. Diese Intensivierungen und Differenzierungen beziehen sich vor allem auf (1) das Privatleben und das Freizeitverhalten (Aufbau persönlicher Partnerschaften, Lebensformen, Freundes- und Bekanntenkreise), (2) die Einbettung in soziale und gesellschaftliche Gruppen (definiert durch Sport, Hobbies, Religion, Politik, soziales Engagement etc.) sowie (3) den Berufseintritt und die Berufstätigkeit“ (Oerter und Montada 2002, 319).

Entwicklungsthemen des frühen Erwachsenenalters sind also:

- Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung
- Übernahme von Verantwortlichkeiten
- Ablösung von der Herkunftsfamilie
- Partnerwahl
- Partnerschaft und Elternschaft
- Beziehungsentwicklung
- Berufliche Orientierung

Biologische Entwicklung

- Die körperliche Leistungsfähigkeit und Vitalität erreicht im frühen Erwachsenenalter, meist um das 25. Lebensjahr, ihren Höhepunkt.
- Während diesem Altersabschnitt verstärken sich beim Mann häufig auch der Bartwuchs und andere Körperbehaarungen, wie z.B. die Brustbehaarung.
- Außerdem kommt es oft im Alter zwischen 20 und 30 Jahren zu leicht verstärktem Fettansatz am Bauch- und Hüftbereich.

Psychologische Entwicklung

Identität

„Die Identität eines Erwachsenen besteht in der Gesamtheit körperlicher Merkmale, Fähigkeiten, Motive, Ziele, Einstellungen, Werthaltungen und sozialer Rollen, die ein Mensch sich selbst zuschreibt.“ (Whitbourne und Weinstock 1982, 108)

Jeder erwachsene Mann besitzt also eine einzigartige Identität, die sich aus seinen selbst wahrgenommenen Qualitäten und Persönlichkeitsmerkmalen zusammensetzt.

Die Bildung einer festen Identität ist keinesfalls mit dem Jugendalter abgeschlossen, sondern reicht oft weit in das Erwachsenenalter hinein.

Gründe hierfür können sein:

- Verlängerte Ausbildungsdauer
- Finanzielle Abhängigkeit von den Eltern
- Vielfalt von Lebensformen, die ausprobiert werden

Scheinbar kann sich der junge Mann sein Leben so kreieren und planen wie er will, doch er wird nur dann wirklich akzeptiert und gefördert, wenn er bestimmten Normen entspricht. Er soll erfolgreich, dynamisch, modisch, sportlich, schön und reich sein. Unter solchen Bedingungen ist es für einen jungen Mann nicht einfach, die Integrität der Person zu erhalten und eine gefestigte Identität zu erlangen.

Prozesse der Identitätsveränderung

Durch die Auseinandersetzung mit verschiedenen Lebensereignissen, durch den Umgang mit anderen Menschen und durch das Engagement in den unterschiedlichsten sozialen Rollen kommt es zu einer verstärkten Differenzierung der Identität beim Erwachsenen.

Bei der Veränderung der Identität kann man von zwei unterschiedlichen Prozessen sprechen: Die *induktive Differenzierung* und die *deduktive Differenzierung*

„Veranschaulichen wir uns, wie deduktive Differenzierung bei einem bestimmten Menschen ablaufen kann, und betrachten wir zu diesem Zweck einen Erwachsenen mit hoher Motivation für berufliches Vorankommen. Ihren Umgang mit Kollegen und Vorgesetzten wird diese Person unter dem Aspekt ihres ausgeprägten Karrierewunsches interpretieren. Ihre beruflichen Interaktionserfahrungen wird sie danach differenzieren, ob diese einen eher hohen oder eher geringen Beitrag zu ihrem beruflichen Erfolg leisten. Demgegenüber wird eine Person, die an Geselligkeit und Beliebtheit gelegen ist, berufliche Interaktionen unter diesem Aspekt wahrnehmen und in positiven Gefühlen, die andere ihr gegenüber ausdrücken, die Bestätigung ihrer Identität suchen. So können zwei Menschen durchaus dieselbe Erfahrung machen, diese aber völlig unterschiedlich deduktiv differenzieren – je nach den Motiven, die einen Teil ihrer Identität bilden“ (Whitbourne und Weinstock 1982, 109).

Einflussnahme der Identität auf andere Lebensbereiche

Bemerkenswert ist, wie die Festigung der Identität Auswirkungen hat auf andere Lebensbereiche, wie z.B. die Partnerschaft hat. Befunde von Orlofsky et al. (1973) belegen, dass junge Männer, die ihre Identität erreicht hatten, leichter Beziehungen eingehen konnten. Jene, die noch in einem Stadium der Rollendiffusion standen, waren isolierter, lebten seltener in einem intimen Austausch (vgl. Whitbourne und Weinstock 1982, 114 ff).

Whitbourne und Weinstock schreiben auch von anderen Bereichen, auf die der Identitätszustand Einfluss nimmt:

„Wie erwartet erzielten Männer mit **erreichter Identität** niedrige Werte bei Fragebögen der Autoritätsunterwürfigkeit und der Angst. Sie waren in der Lage,

Bedrohungen ihres Selbstwertgefühls zu widerstehen und schwierige Aufgaben unter widrigen Umständen zu bearbeiten. Männer mit erreichter Identität erzielten im Vergleich zu den Männern anderer Identitätszustände auch die höchsten Werte im moralischen Urteilen. Dies zeigt, dass ihre moralischen Standpunkte auf inneren, selbstgewählten Prinzipien beruhten. Schließlich kennzeichnete die Männer dieses Identitätszustands eine Reflexionstendenz – eine Tendenz, vor einer Reaktion alle Handlungsalternativen abzuwägen.
(Whitbourne und Weinstock 1982, 116).

Partnerschaft

Die Übergangsschritte vom Status eines Ledigen in den eines Verheirateten bis in die Elternrolle sind mit die wichtigsten normativen Erwartungen an den jungen Erwachsenen. Der Umgang damit und der Ablauf und Ausgang dieses Übergangsprozesses werden wesentliche Bedingungen der persönlichen Entwicklung sein und den weiteren Lebensweg stark beeinflussen.

Während ein Jugendlicher in erster Linie noch mit der „Entdeckung des Ich“ oder mit der Entwicklung der eigenen Identität beschäftigt ist, öffnet sich ein junger Erwachsener und entwickelt sich in Beziehungen und im intimen Austausch mit einem Partner weiter.

Heutzutage entspringen Partnerschaften aus dem Bedürfnis nach Liebe, Geborgenheit und Nähe. „„Liebe“ ist die häufigste Antwort auf die Frage, warum geheiratet wird. Die Heirat ist zudem die kulturell normierte Formalisierung einer intimen Beziehung, die als dauerhaft geplant ist“ (Oerter und Montada 2002, 342)

Die persönliche Entwicklung eines jungen Erwachsenen kann in einer Partnerschaft dadurch gefördert werden, dass sich die beiden Partner aneinander reiben. Er lernt, auf andere Menschen Rücksicht zu nehmen und mit verschiedenen Anforderungen umzugehen. Dabei lernt ein Paar auch, gemeinsam Probleme zu bewältigen.

Elternschaft

Seit den 60er Jahren vollzogen sich nachhaltige Veränderungen im Hinblick auf das familiäre Zusammenleben. Zurückgehende Heiratsziffern, Zunahme des unverheirateten Zusammenlebens, gewandelte Sexualmoral, Geburtenrückgang und zunehmende Scheidungshäufigkeit charakterisieren den vielschichtigen Wandel.

Für viele Männer im frühen Erwachsenenalter ist die Erfahrung der Elternschaft ein wichtiges Lebensthema und aus entwicklungspsychologischer Sicht ein bedeutsamer Wendepunkt.

Einflüsse der Partnerschaftsqualität auf die Elternschaft

Der Frage nach den Auswirkungen der Partnerschaftsqualität auf eine gelingende bzw. erschwerte Anpassung an die veränderte Lebenssituation der Elternschaft wurde in vielen Studien nachgegangen.

Es zeigte sich, dass die jeweilige Anteilnahme der werdenden Väter an der Schwangerschaft der Partnerin und eine aktive Beteiligung an der Vorbereitung auf

Geburt und Elternschaft sich positiv auf die Frauen auswirkten (Belsky 1981; Lukesch - Tomann 1979 ; Macy und Falkner 1980 ; Miller und Sollie 1980 ; Minsel 1992).

Männer entwickeln manchmal während der Schwangerschaft ihrer Partnerin psychisch bedingte körperliche Symptome verschiedenster Art (z.B. Bauchschmerzen, Bluthochdruck etc.). Dieses so genannte „*Couvade-Syndrom*“ (=Männerkindbett) wird auch als Versuch interpretiert, an den Erfahrungen, die die Frau durchmacht, teilzuhaben und sich damit zu identifizieren. Die Anwesenheit des Mannes bei der Geburt wird als außerordentlich wichtig für dessen künftiges Selbstverständnis als Vater angesehen.

Bei jungen Männern zeigte sich auch, dass die subjektive Zufriedenheit mit der ehelichen Beziehung die Anpassungsprozesse an die Vaterschaft beeinflussen.

Nach der Geburt des Kindes findet häufig eine Rückkehr zu traditionellen Rollen statt, indem der Mann wieder seinem Beruf nachgeht und die Frau für die Versorgung des Kindes und des Haushalts zuständig ist. Außerdem gewinnen Väter nicht so schnell Gelassenheit und Routine im Umgang mit dem Neugeborenen. Sie fühlen sich häufig nach einigen Monaten durch die gleichzeitigen Anforderungen in Beruf und Familie überfordert. Zudem belastet sie die neue Verantwortung für ihre kleine Familie.

Abschließend kann man sagen, dass eine geringere Intimität zwischen den Partnern, eingeschränkte Kommunikation und vermehrtes Streitverhalten im Verlauf der beginnenden Elternschaftserfahrung die Hauptbelastungen sind.

Soziale Entwicklung

Beruf

Die Persönlichkeit des jungen Erwachsenen entwickelt sich zu einem großen Teil in der Auseinandersetzung mit der Arbeitstätigkeit. Fähigkeiten, Motive und Verhaltensweisen verändern sich in der und durch die Arbeit. Es werden neue Erfahrungen und Kompetenzen sowohl bei der Tätigkeit selbst als auch im sozialen Kontext der Berufsarbeit erworben (vgl. Faltermaier 1992, 88). Die Berufstätigkeit nimmt auch Einfluss auf Denken, Fühlen und Handeln im privaten Lebensbereich und prägt diesen. Für junge Männer ist das Thema Arbeit auch deshalb wichtig, da sie, trotz der Emanzipation der Frau, meist für die finanzielle Lage der Familie verantwortlich sind.

Veränderungen in den Arbeitsformen bedeuten für die beruflichen Lebensläufe der jungen Erwachsenen, dass diese diskontinuierlicher werden und durch häufige Wechsel sowie Unterbrechungen durch Arbeitslosigkeit gekennzeichnet sind.

Berufswahl und Berufseinstieg

Das frühe Erwachsenenalter ist für die meisten jungen Erwachsenen die Zeit des Einstiegs in den Beruf. Neben den persönlichen Vorlieben spielen verschiedene Instanzen wie Familie, Freunde, Schule, Medien usw. im Prozess der Berufsfindung eine große Rolle. Auch Bildungsbarrieren, Arbeitsmarktstrukturen und Beziehungen beeinflussen die Entscheidung bei der Suche nach der passenden Arbeit.

Sind Berufswahl und Ausbildung abgeschlossen, ist der nächste Schritt die Arbeitsplatzsuche. Verschiedene Faktoren tragen dazu bei, dass ein Arbeitsplatz gefunden wird, der sich mit der eigenen Persönlichkeit, den Werten und Zielen einigermaßen verträgt. Ungünstige Arbeitsmarktbedingungen zwingen jedoch junge Menschen oft dazu, Kompromisse einzugehen. Häufig erschweren Arbeitslosigkeit, die Anforderung von Zusatzqualifikationen, Teilzeitarbeit und befristete Arbeitsverträge den Einstieg in die Berufswelt. Zudem vermittelt eine Berufsausbildung zunehmend nur noch Basisqualifikationen, die ein lebenslanges Lernen nach sich ziehen.

Der Eintritt in die Berufswelt bestimmt in der Regel über die soziale Position, die der Betreffende einmal einnehmen wird und wirkt sich auf die Selbstdefinition aus, da sich die Identität, vor allem bei Männern zu einem großen Teil über die Arbeit bestimmt. Das Verfügen über Geld ist eine entscheidende Voraussetzung für die weitere Teilhabe an der Erwachsenenwelt (Wohnung, Kleidung, Auto, Freizeit usw.) und der Ablösung von den Eltern.

Freizeit und soziale Beziehungen

Im frühen Erwachsenenalter beginnen viele Männer, Verantwortung in der Gesellschaft zu übernehmen.

„Im Übergang vom Jugend- zum frühen Erwachsenenalter finden soziale Platzierungen in der Gesellschaft statt, die nicht nur durch den Familienstand sowie die Berufsausbildung und -tätigkeit, sondern auch durch die aktive Teilnahme in sozialen und gesellschaftlichen Gruppen in Vereinen, Religionsgemeinschaften, Politik, Bürgerinitiativen, Interessengemeinschaften und durch soziales Engagement markiert sein können“
(Oerter und Montada 2002, 349)

Außerdem wollen junge Erwachsene neue Freundschaften finden und bestehende Freundschaften erhalten und vertiefen. Dabei kommt es häufig zu Überlappungen zwischen privaten Freundes- und Bekanntenkreisen, Kontakten, die aus der aktiven Teilnahme in gesellschaftlichen Gruppierungen entstanden sind und Kontakten aus der Berufsausbildung bzw. -tätigkeit.

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.4 Das Erwachsenenalter als Mann

3.4.2 Das mittlere Erwachsenenalter ab ca. 42 - 65 Jahre

Entwicklungsthemen

Während das frühe Erwachsenenalter hauptsächlich von „Aufbauarbeiten“ geprägt ist, finden im mittleren Erwachsenenalter Bewertungen, Rücküberprüfungen und Modifizierungen statt (vgl. Faltermaier 1992, 122).

Erikson hatte die Ansicht, dass die Entwicklungsaufgaben des mittleren Erwachsenenalters die Generativität bzw. schöpferische Tätigkeit versus Stagnation (verantwortungsvolle Besorgtheit als Ziel) sei. Dies wurde jedoch von anderen Entwicklungspsychologen wie Peck und Havighurst als zu undifferenziert kritisiert (vgl. Faltermaier 1992, 123).

Havighurst sieht nun fünf zentrale Entwicklungsaufgaben für diese Zeit:

- Den Kindern zum reifen Erwachsensein verhelfen
- Soziale und politische Verantwortung entwickeln
- Befriedigende berufliche Entwicklung
- Freizeitinteressen entwickeln
- Akzeptieren physiologischer Veränderungen

Zudem muss laut Faltermaier auch die Bewältigung von kritischen Lebensereignissen genannt werden, wie der Auszug der Kinder, Großelternschaft oder auch die Pensionierung des Ehepartners.

Biologische Entwicklung

- Im mittleren Erwachsenenalter zeigen sich die ersten Alterserscheinungen wie Falten, Haarausfall oder ergrauendes Haar.
- Die Augenbrauen und Nasen- und Ohrenhaare werden in diesem Altersabschnitt dichter.
- Ab ca. 40 sinkt der Kalorienverbrauch, was in der Regel zu Gewichtszunahme führt. Außerdem vergrößert sich die Prostata, was leicht zurückgehendes sexuelles Interesse und zurückgehende sexuelle Aktivität verursachen kann. Die Zeugungsfähigkeit vermindert sich dagegen kaum.
- Ab ca. 50 nimmt die Sehfähigkeit ab (Altersweitsichtigkeit, Nachtblindheit, Grauer Star. etc.).
- Ab ca. 55 wird der Mann kleiner (bis zum Lebensende etwa 2 cm).
- Das Herz-Kreislauf-System wird schwächer, was zu geringerer Leistungsfähigkeit führt und das Herzinfarkt- und Schlaganfallrisiko erhöht. Dazu verringert sich die Lungenkapazität, wodurch man schneller außer Atem kommt.

Psychologische Entwicklung

Identität

Im Laufe des mittleren Erwachsenenalters stabilisieren sich Identitätsstile, wie Whitbourne (1987) in einer empirischen Studie gezeigt hat; dies ist ein weiterer Hinweis auf die Bedeutung der differentiellen Perspektive in der Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. Danach kann beim Einzelnen entweder die Offenheit für neue Erfahrungen (akkommodativer Identitätsstil) oder das Festhalten an bisherigen Maßstäben und Negation oder Umdeutung widersprüchlicher Erfahrungen (assimilativer Identitätsstil) überwiegen. Der Einzelne kann aber auch versuchen, beide Elemente im Gleichgewicht zu halten (balancierter Identitätsstil)“ (Faltermaier 1992, 128)

Sexualität

Familie

Während des mittleren Erwachsenenalters erlebt der Mann meist den Auszug der Kinder aus dem elterlichen Haushalt und damit eine veränderte Situation des Zusammenlebens mit seiner Ehefrau, aber auch eine Veränderung in der Strukturierung des Alltags und der Zeitplanung.

Die Soziologen sprechen in diesem Zusammenhang vom Stadium der „nachelterlichen Gefährtschaft“. Ende der 70er Jahre verfolgte man die Annahme, dass Eltern in dieser Zeit eher unglücklich und deprimiert seien und mit dem Weggang der Kinder nicht gut zurecht kämen. Seit den 80er Jahren ist es aber eine anerkannte Tatsache, dass Eltern das „empty nest“ und die damit verbundenen neuen Freiräume in ihrem Leben als durchaus positiv empfinden. Sie fühlen sich trotzdem als Eltern, aber sie wissen auch, dass sie ihre Aufgabe zu einem großen Teil erfüllt haben. Die meisten Eltern wissen es durchaus zu schätzen, dass sie nun weniger Hausarbeit haben, mehr Zeit haben für ihren Partner und flexibler sein können in ihrer Freizeitgestaltung. Auf jeden Fall muss sich der erwachsene Mann mit diesen Veränderungen auseinandersetzen und sich darin zurechtfinden.

Rollenüberschneidung

Nach dem Auszug der Kinder wird ein Mann nicht selten Schwiegervater und gewinnt damit einen „zusätzlichen Sohn“ bzw. eine „zusätzliche Tochter“. Auch findet er sich in der Rolle des Großvaters wieder und wird sich dadurch einmal mehr seines Alters bewusst. Wenn er sich zu dieser Zeit auch noch seinen alten Eltern widmen muss, befindet er sich nach Lehr im „Schnittpunkt verschiedener Rollen mit gegensätzlichen

Rollenanforderungen und in einer dadurch bedingten Phase der „Verunsicherung zwischenmenschlicher Bezüge“ (Lehr 1991, 161).

Laut Lehrs Beschreibung ist dies aber eher eine für Frauen schwierige Situation. Für einen Mann könnte es dagegen Schwierigkeiten geben, wenn er im Berufsleben einerseits der für seine Erfahrung und Umsicht geschätzte ältere Mitarbeiter ist, den man gerne um Rat fragt, er andererseits aber auch feststellen muss, dass man ihn mit Innovationen oder Umgang mit neuen Technologien nicht mehr so zutraut wie seinen jüngeren Kollegen. Aus diesem Zustand der Rollenüberschneidung kann sich laut Lehr auch die „Krise in der Lebensmitte“

ergeben.

Die Krise in der Lebensmitte

Das mittlere Lebensalter ist geprägt von der Thematik des „Innehaltens und Bewertens“. Daniel Levinson und Mitarbeiter haben dazu folgende Fragen zusammengetragen, die sich Menschen in solchen Situationen stellen:

- Was habe ich mit meinem bisherigen Leben getan?
- Was gibt mir meine Frau, was geben mir meine Freunde, was gibt mir meine Arbeit wirklich und was gebe ich zurück?
- Welches sind meine wirklichen Werte, und wie bilden sich diese in meinem Leben ab?
- Was sind meine größten Begabungen und wie nutze oder vergeude ich sie?
- Was ist aus meinen alten Träumen geworden und was möchte ich nun mit ihnen tun?
- Kann ich fortan so leben, dass meine Wünsche, Werte, Begabungen und Sehnsüchte auf bestmögliche Weise kombiniert werden?

(vgl. Mietzel 1992, 214)

Aus solchen Fragen und der kritischen Auseinandersetzung damit kann sich auch die so genannte „*Midlife-Crisis*“ ergeben. Nämlich dann, wenn sich Unzufriedenheit oder gar Panik einstellt, weil man die gewünschten Ziele im Leben nicht erreicht hat und sie in der verbleibenden Zeit auch nicht mehr erreichen kann. Trotzdem kann man diese Krise nicht als Norm deklarieren.

"Die neueren Untersuchungen zeigen zusammenfassend, dass die Frage nach einer universellen Krise im mittleren Erwachsenenalter eindeutig zu verneinen ist" (Faltermaier 1992, 122).

Eine sehr aufwendige Studie zur Lebensmitte von Männern wurde von Farrel und Rosenberg (1981) durchgeführt. Sie sehen das mittlere Erwachsenenalter nicht als einheitliches Geschehen an, sondern stellen ganz unterschiedliche Wege der Entwicklung fest, die sie in vier Gruppen zusammenfassen:

- Bei 12 Prozent ihrer Probanden sehen sie Krisenmerkmale wie hohe Unzufriedenheit, Entfremdungsgefühle und ein Ringen um Identität.
- • Bei 32 Prozent sehen sie eine erfolgreiche Lebensmeisterung mit nur wenig Anzeichen von Belastung. Hohe Zufriedenheit, hohe Emotionalität und das Gefühl der Kontrolle über das eigene Schicksal sind kennzeichnend.
- • 26 Prozent der Probanden sind zwar vordergründig zufrieden, überspielen aber die Belastungen in ihrem Leben durch Rigidität und Autoritarismus; sie verneinen Gefühle und neigen zu Depressivität und Ängstlichkeit.

- • 30 Prozent der Probanden sind verbittert und vom Leben enttäuscht, sind unzufrieden mit ihrer äußeren Lebenssituation und verhalten sich der Umwelt gegenüber aggressiv, haben Konflikte mit den eigenen Kindern.

(Faltermaier 1992, 121)

Intelligenz

Zur Untersuchung der geistigen Leistungsfähigkeit über die Lebensspanne wird meist als Basis ein Zwei-Komponenten-Modell der Intelligenz verwendet.

Grundlegend ist hierbei die Unterscheidung zwischen fluider Intelligenz und kristalliner Intelligenz.

Fluide Intelligenz steht in engem Zusammenhang mit der Leistungsfähigkeit des neurophysiologischen Apparates. Diese Intelligenzkomponente äußert sich in grundlegenden Prozessen der Informationsverarbeitung, wie der Wahrnehmungsgeschwindigkeit oder elementaren Vergleichs-, Unterscheidungs- oder Klassifikationsprozessen. Sie umfasst die Leistungen des Denkens, der Wahrnehmung, des Gedächtnisses und der Motorik.

Kristalline Intelligenz erwirbt das Individuum dagegen in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Diese Komponente umfasst somit Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen, die der Mensch im Laufe seines Lebens erwirbt. Hierzu zählen z.B. sprachliche Fähigkeiten, allgemeines Weltwissen und soziale Kompetenzen.

Bei der fluiden Intelligenz setzt ab einem bestimmten Alter ein Abbau ein, während sich die kristalline Intelligenz auch im Alter in positive Richtung entwickelt.

Entwicklung über die Lebensspanne ist somit von Gewinn und Verlust gekennzeichnet. Von Bedeutung ist hierbei, dass Verluste auf der einen Seite (hier im Bereich der fluiden Intelligenz) durch Gewinne in einem anderen Bereich (hier im Bereich der kristallinen Intelligenz) kompensiert werden können (vgl. Oerter und Montada 2002, 925).

Soziale Entwicklung

Beruf

Wie bereits erwähnt, hat der Beruf entscheidenden Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung und ist wichtiger Bestandteil der Identität. Man kann sagen, dass sich Männer, trotz des gesellschaftlichen Wandels, stärker auf die Berufskarriere konzentrieren als Frauen. Zudem werden sie oft von ihren Partnerinnen darin unterstützt.

Im fünften Lebensjahrzehnt beginnen sich manche Männer allmählich auf den Ruhestand vorzubereiten. Freizeit und Familie bekommen einen höheren Stellenwert.

Der Mann im mittleren Erwachsenenalter bekommt meist ein entspannteres Verhältnis zur Arbeit und befindet sich im so genannten „Erhaltungsstadium“. D. h. er will nicht unbedingt „mehr“ erreichen, sondern vielmehr das Erreichte bewahren. Häufig tritt er immer mehr aus der Konkurrenzsituation heraus und beginnt, jüngere Kollegen mit dem eigenen Wissen und der Erfahrung zu fördern und zu unterstützen. Durch dieses Verhalten kann er sich in eine „Mentorenrolle“ begeben, in der er einem jüngeren Kollegen mit Rat und Tat zur Seite steht.

Zugunsten der Selbständigkeit des Schützlings sollte diese Rolle nach ca. 3 bis 4 Jahren wieder aufgegeben werden (vgl. Mietzel 1992, 216).

Hier ist anzumerken, dass in vielen entwicklungspsychologischen Studien der berufliche Bereich einseitig männerorientiert und mittelschichtorientiert analysiert wurde. So erscheint das mittlere Erwachsenenalter als beruflicher Höhepunkt, als Glanzzeit der Karriere. Dabei wird übersehen, dass für einen Großteil von einfachen Arbeitern und Angestellten die letzten Berufsjahre eher Stagnation, beruflicher Abstieg, das Gefühl, „auf's Abstellgleis geschoben zu werden“, bedeuten (vgl. Faltermaier 1992, 135).

Die rasche Weiterentwicklung neuer Technologien macht einen Wissenstransfer von Jung nach Alt notwendig. Nur ständige Weiterbildung sichert den Arbeitsplatz. Ein Arbeitsplatzverlust kann in diesem Alter eine schwere Krise auslösen, zumal die Chancen auf eine neue Stelle mit zunehmendem Alter sinken.

Tod der eigenen Eltern

Häufig sterben gegen Ende des mittleren Erwachsenenalters die eigenen Eltern. Dadurch wird einem Mann auch das eigene vorgerückte Alter bewusst. Er wird konfrontiert mit der Begrenztheit der Lebensspanne.

3 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zum Mann

3.4 Das Erwachsenenalter als Mann

3.4.3 Das höhere Erwachsenenalter ab ca. 65 Jahre

Das höhere Erwachsenenalter kann in etwa mit dem Altersbereich nach dem 65. Lebensjahr definiert werden. Weder Sozial- und Verhaltenswissenschaften noch Biologie und Medizin liefern eindeutige Kriterien, mit denen sich der Beginn des Alterns markieren ließe. In unserer Gesellschaft markiert hauptsächlich der Austritt aus dem Berufsleben den Übergang in die Altersphase (vgl. Faltermaier 1992, 140).

Entwicklungsthemen

„Weder Theoretische Überlegungen noch empirische Evidenz sprechen dafür, dass mit dem 63. oder 65. Lebensjahr die persönliche Entwicklung einer Person endet“ (Faltermaier 1992, 140).

Entwicklungsaufgaben im höheren Erwachsenenalter sind nach Havighurst:

- Anpassung an abnehmende körperliche Leistungsfähigkeit und Gesundheit
- Anpassung an den beruflichen Ruhestand und an ein vermindertes Einkommen (z.B. durch die Ausweitung von Freizeitbeschäftigungen)
- Anpassung an den Partnerverlust (z.B. durch eine Intensivierung von Kontakten zu den Kindern oder zu Freunden)
- Ein Akzeptieren des Umstandes, dass der Status eines älteren Menschen erlangt ist und eine Bejahung der Zugehörigkeit zu dieser Altersgruppe
- Flexible Veränderung des Rollenrepertoires (z.B. durch eine Intensivierung familienbezogener Rollen)

(Faltermaier 1992, 150)

Biologische Entwicklung

- Vermehrung des Körperfettanteils, vor allem im Rumpfbereich.
- Die Seh- und Hörfähigkeit nimmt im Alter allgemein ab.
- Die Haut wird verstärkt faltig und es entstehen z.B. Altersflecken.
- Das Haar wird lichter, häufig bis zur Glatze.
- Die Knochenmasse vermindert sich.

Psychologische Entwicklung

Partnerschaft und Sexualität

Intimität in der älteren Partnerschaft ist qualitativ anders als in früheren Lebensphasen. Sie bedeutet vor allem Sicherheit, Geborgenheit und Vertrauen. Intimität schafft in der Partnerschaft eine „Behausung“. „Diese Behausung entlastet

die Partner in ihrer direkten Beziehung zueinander und setzt Kräfte frei für Aktivitäten in anderen Interessensbereichen“ (Willi 1991, 102).

Intimität schließt in älteren Partnerschaften nicht zwangsläufig praktizierte Sexualität mit ein. Partnerschaften können im Alter mit oder ohne genitale sexuelle Aktivitäten Intimität, d.h. partnerschaftliche Bezogenheit, aufweisen (vgl. Fookon 1990, 220).

Die Fähigkeit zu sexuellem Erleben besteht bei beiden Geschlechtern weiterhin.

Austritt aus dem Berufsleben

Ob einem Mann der Austritt aus dem Arbeitsleben gut gelingt oder ob er einen „Pensions-Schock“ erleidet hängt von mehreren Faktoren ab.

Ein Mann, der in einem größeren Betrieb gearbeitet hat und sich mit seiner Tätigkeit nicht wirklich identifizieren konnte, wird sich eher auf seinen Ruhestand und die damit verbundene Freizeit freuen, als jemand, der eng mit seinen Kollegen zusammen an etwas gearbeitet hat, das ihm Spaß gemacht hat, ihn erfüllt und bestätigt hat.

Es ist ein Unterschied, ob ein Mann, der sich körperlich fit und gesund fühlt, aus dem Erwerbsleben austritt, oder ob er sich krank und schwach fühlt.

Es spielt eine Rolle, ob der Mann außerhalb seines Arbeitslebens auf genügend soziale Kontakte und familiäre Beziehungen zurückgreifen kann oder ob der Verlust seiner Kollegen für ihn die soziale Isolation bedeutet.

Außerdem kommt es darauf an, ob die Pensionierung erwartet und vorbereitet eintritt oder ob sie plötzlich eintritt, z.B. durch Entlassung oder Vorruhestand.

Wenn der Eintritt in das Rentenralter als negativ erlebt wird, kann dies schwere Folgen haben.

Man weiß nicht, was man mit sich anfangen soll (vor allem Vormittags).

Die Ehepartner stehen sich gegenseitig im Weg. Für den Mann ist zu Hause kein Platz.

Man fühlt sich einsam und es fehlt der Lebensinhalt. Man wartet auf das Ende und erleidet möglicherweise den „plötzlichen Rentnertod“.

Man bekommt keine Bestätigung mehr und stürzt sich in ungesunden Aktivismus.

Hilfreich für eine erfolgreiche Bewältigung der Pensionierung ist die rechtzeitige Erstellung eines zweiten Lebensplans, der dem pensionierten Mann eine Zukunftsperspektive eröffnet (vgl. Blattner et al. 1992, 260). Auch ist es gut, sich in der Phase der Neuorientierung Aufgaben zu suchen, nach deren Erledigung man so etwas wie Freizeit genießen kann, um damit seinen Tagesablauf zu strukturieren (z.B. Botengänge, Enkelkinder beaufsichtigen etc.).

Sieht man sich Tagesabläufe einiger Rentner an, dann erkennt man darin oft eine recht klare Gliederung, z.B. Frühstück, Zeitung lesen, Besorgungen machen, Mittagessen, Mittagsschlaf, Spaziergang oder andere Unternehmungen, Abendessen, Fernsehen, Schlafen. Es erhöht auf jeden Fall den Zufriedenheitsgrad, wenn man sich in seinem (neuen) Tagesablauf zurechtgefunden hat (vgl. Mietzel 1992, 228f).

Das Sterben

Um in Würde und Zufriedenheit alt werden zu können, ist es wesentlich, dass der Mensch sich solange wie möglich seine Autonomie bewahrt. In ähnlicher Form gilt das auch für das Sterben. Dabei macht es einen Unterschied, ob der Mensch noch relativ rüstig oder schwer pflegebedürftig ist, jedoch sollte in jedem Fall solange wie möglich die Selbstbestimmung bewahrt werden.

„Wenn ein Mensch merkt, dass er nicht mehr allzu lange zu leben hat, hält er eine „Lebensrückschau“, die ein „natürlicherweise auftretender, allgemein geistiger Prozess“ ist“ (Mietzel 1992, 250).

Das Ziel hierbei ist es, Ordnung in sein Leben zu bringen, übergeordnete Zusammenhänge zwischen einzelnen Lebensepisoden aufzudecken und zurückliegende, erinnerte Ereignisse neu zu bewerten. Es ist die Gelegenheit für den Menschen, sich mit sich selbst, seinen Unzulänglichkeiten aber auch positiven Erinnerungen auseinander zu setzen. Es ist für den Sterbenden sehr wichtig, an Entscheidungen, die seine eigene Person betreffen, solange wie möglich beteiligt zu sein (Medikamente, Pflege, etc.).

Ehrlichkeit bezüglich des Gesundheitszustandes ist für den alten Menschen unerlässlich. Insbesondere in Krankenhäusern, wo alles darauf ausgerichtet ist, Leben zu erhalten und zu verlängern, sind sowohl Ärzte als auch Pflegepersonal kaum geschult, Sterbende zu begleiten. Das hat zur Folge, dass der todkranke, alte Patient gemieden wird, obwohl er besonderer Aufmerksamkeit bedürfte. Er stirbt einen „sozialen Tod“, lange vor seinem „biologischen Tod“ (Lehr 1991).

Alte Menschen müssen darüber sprechen können, dass sie sterben. Doch leider ist Sterben und Tod nach wie vor ein Tabuthema, über das man nicht gerne spricht. Sterbende brauchen Liebe und Zuneigung und sollten nicht allein gelassen werden.

Da beim Sterbenden kurz vor seinem Tod ein beschleunigter Abbau der Sinnesorgane stattfindet, sollte dem Rechnung getragen werden, indem man sich nahe in seinem Gesichtsfeld befindet, nicht zu leise spricht und den Sterbenden nicht zu leicht anfasst, da er dies sonst nicht mehr wahrnehmen kann.

Der deutsche Mann stirbt im Durchschnitt im Alter von 75,59 Jahren (Statistisches Bundesamt 2003).

Witwenschaft

Da Frauen in Deutschland länger leben als die Männer (Durchschnittlich 7 Jahre), gibt es mehr Witwen als Witwer.

Wolfgang Stroebe und Mitarbeiter haben bei Männern ein erhöhtes Sterblichkeitsrisiko nach sechs Monaten Witwenschaft festgestellt. Grund dafür sind folgende Faktoren:

- Einsamkeit und Trauer führt Männer häufig in Hoffnungslosigkeit. Der verminderte Lebenswille führt zu einer geschwächten Immunabwehr.
- Witwer zeigen nicht selten selbstzerstörerisches Verhalten, vermehrten Alkohol- und Zigarettenkonsum und verminderte Hygiene.
- Da sich niemand mehr um sie kümmert und sie nicht gewohnt sind, für sich

selbst zu sorgen, essen und trinken sie zu wenig und zu unregelmäßig, vergessen ihre Medikamente regelmäßig einzunehmen und greifen nicht selten zu Schlafmitteln.

(vgl. Mietzel 1992, 197)

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.1 Die Kindheit als Mädchen

4.1.1 Entwicklung in der pränatalen (vorgeburtlichen) Phase

Die Entwicklung, sowohl die körperliche als die seelische, beginnt bereits in der Schwangerschaft. Der menschliche Keim heißt in den ersten 8 bis 12 Wochen Embryo. In dieser Zeit stehen die Entwicklung und der Aufbau des Körpers im Vordergrund. Die Ansätze des Nervensystems (Rückenmark, Lunge, Leber, Nieren) und die motorischen Fähigkeiten weiten sich immer mehr aus. Das Kind ist bereits ab der 28. Woche lebensfähig. Besonders interessant für unser Thema ist die Erkenntnis, dass die Geschlechterdifferenzierung bereits in der vorgeburtlichen Phase beginnt. In den ersten 6 Wochen dieser Phase gibt es noch keine Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen. Das Geschlecht eines Kindes wird durch das Spermium des Vaters chromosomal festgelegt. Erst ab der 7. Woche führt die im y - Chromosom befindliche Erbinformation bei Jungen zur Ausbildung der Hoden. Mädchen besitzen die Chromosomen XX und Jungen XY. Diese beeinflussen die Entwicklung der Fortpflanzungsorgane und damit die genetische Grundlage zur weiblichen, bzw. männlichen Entwicklung.

Bereits innerhalb der 3.-8. Woche ist der Herzschlag erkennbar. Ab dem 4. Monat wird der Embryo sehr aktiv, er kann beispielsweise schon den Kopf drehen, die Stirn in Falten ziehen oder mit den Beinen stoßen. Legt man einem Frühgeborenen im 4.-5. Monat einen Stab in die Handflächen, so ist schon ein Greifreflex zu beobachten. Das Geschlecht kann in diesem Stadium bereits erkannt werden. Ab dem 8. Monat kann das Kind unabhängig von der Mutter überleben.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.1 Die Kindheit als Mädchen

4.1.2 Die Geburt

Die Geburt stellt für den Säugling eine große Belastung dar. Bei jeder Wehe ist es dem Druck von etwa 25 kg ausgesetzt (SCHENK - DANZINGER 1986). Außerdem ist der erste Atemzug sehr schwer (vergleichbar mit dem Aufblasen eines Luftballons). Es ist im Gegensatz zum gewohnten Zustand der Kälte, dem Lärm und dem Licht ausgesetzt. Die Reflexe, wie Gähnen, Niesen und Schlucken bleiben ihm ein Leben lang erhalten und haben teilweise eine wichtige Überlebensfunktion. Mit der Geburt wird das Kind zu einem autonomen Wesen, das unabhängig von der Mutter überleben kann.

Bei der Geburt weisen Mädchen einen gewissen Reifungsvorsprung auf, den sie eine ganze Zeit beibehalten und der sie z.B. auch weniger anfällig für Krankheiten und Verletzungen macht.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.1 Die Kindheit als Mädchen

4.1.3 Säuglings- und Kleinkindalter

In dieser Lebensphase sind fast noch keine geschlechtsspezifischen Unterschiede erkennbar. Die Entwicklung der Kinder wird jedoch von Anfang an von der Umwelt - auf weiblich bzw. männlich - geprägt. Außer der Umwelt spielen auch biologische (z.B. hormonelle) und angeborene Faktoren sowie die Selbststeuerung eine Rolle. Es gibt zahlreiche Untersuchungen, die ergeben haben, dass Säuglinge, die nur ``versorgt`` (d.h. sie bekamen genügend Nahrung und klinische Sauberkeit) wurden, aber keine Ansprache und Zuwendung bekommen haben, gestorben sind. Dies zeigt uns, dass der Mensch von Geburt an ein soziales Wesen ist und bestimmte Fähigkeiten, wie z. B die Sprache, nur durch Nachahmung lernen kann.

Laute Geräusche machen ihnen Angst und sie reagieren mit Weinen, die Stimme der Mutter dagegen beruhigt die Kinder. Im 3. Monat reagiert das Kind mit dem ersten Lächeln, wenn es die gesamte Gesichtspartie sieht und sein Gegenüber auch lächelt. Später fängt es bereits an zu lächeln, wenn es die Stimme einer vertrauten Person hört oder wenn es an etwas Freude hat. Das Kind entwickelt auch eine enge Bindung zu der Person, die sich am meisten um sie kümmert. Die Mutter ist die erste Liebe für ein Kind, dies wird von beiden Seiten durch ein Lächeln signalisiert. Im 8.-9. Monate kann das Kind selbständig sitzen und erweitert seinen Aktionsradius durch das Krabbeln. Im 9.-10. Monat kann es stehen und zwischen dem 11. und 14. Monat lernt es laufen. Je mehr das Kind inzwischen gelernt hat, desto mehr kann es seine immer größer werdende Neugierde befriedigen und selber Kontakt zu anderen aufnehmen. Zwischen dem 11. und 14. Monat fangen die Kinder an, die ersten Worte zu sprechen. Dies sind Benennungen von Personen oder Dingen. Es muss nicht das ``richtige`` Wort dafür sein. Manchmal benutzen sie ein Wort für mehrere Dinge.

Mädchen beginnen in der Regel früher zu sprechen als Jungen. Mit Ausnahme der körperlichen Entwicklung (Größe, Gewicht), verläuft die Entwicklung der Mädchen insgesamt schneller.

Die Kindheit im Vorschulalter

Das Kind verliert langsam seinen „Babyspeck“, es wird schlanker. In dieser Zeit verbessert das Kind seine Fähigkeit symbolisch zu denken. Es ist in der Lage eine Gegebenheit ausschließlich im Kopf abzubilden. Das Mädchen beherrscht mit vier Jahren die hauptsächlichen Satzkonstruktionen ihrer Muttersprache. Es taucht in die neuen Welten der Vorstellung, der Phantasie und der Spielwelt ein. Typisch für diese Phase ist z.B. das Rollenspiel (Vater- Mutter- Kind Spiele oder Prinzessinnenspiele). Am Spielverhalten der Kinder wird bereits in diesem Alter das geschlechtstypische Verhalten deutlich. Mädchen spielen beispielsweise lieber mit Puppen, während Jungen sich mit Autos beschäftigen. Im Vorschulalter lernen sie auch, wie man sich als Mädchen oder als Junge verhält und wie man sich zu kleiden hat. Eine weitere Aktivität, das Zeichnen und Malen, hat in dieser Entwicklungszeit seine Besonderheit. Für das Vorschulalter ist charakteristisch,

dass im körperlichen Bereich ein sichtbarer Entwicklungsfortschritt erkennbar wird. Das Kind macht einen ersten Wachstumsschub durch, was zu Veränderungen der Körperproportionen führt (Arme und Beine wachsen relativ schnell, die Proportion Kopf zu Körper beträgt jetzt 1 zu 6, die Gesichtsproportionen verändern sich, das Kind verliert das Milchgebiss).

Entwicklungsaufgaben

Eine zentrale Entwicklungsaufgabe bei Kindern von vierten bis zum elften Lebensjahr ist es, die eigene Identität, auch die des Geschlechts, aufzubauen. Dies geschieht vor allem bei der Auseinandersetzung mit der Umwelt. Mädchen stellen sich die Fragen, wie wirke ich z.B. als Mädchen auf andere, wie soll ich mich als Mädchen verhalten, welche Eigenschaften werden mir als Mädchen zugeschrieben. Sie orientieren sich dabei an ihrer Umwelt und suchen sich hierfür vor allem Modelle ihres eigenen Geschlechts heraus. Bis circa 4 Jahre ist auch Selbstkontrolle (vor allem körperlich) eine wichtige Aufgabe sowie die Sprachentwicklung, die Phantasie, das Spiel und die Verfeinerung motorischer Funktionen. Die Entwicklungsaufgaben der Kinder von 5-7 Jahren liegen darin, einfache moralische Entscheidungen zu treffen und ihr Spiel auch auf Gruppen auszuweiten (vgl. BLATTNER, GAREIS, PLEWA; 1992).

Es gibt unterschiedliche Theorien zur Geschlechtstypisierung, die beweisen wollen, dass sie geschlechtstypisches Verhalten auslösen.

Bekräftigungstheorie (Soziale Lerntheorie)

Die Bekräftigungstheorie geht davon aus, Mädchen und Jungen würden durch unterschiedliches Verhalten bekräftigt. Laut ihrer Annahme fängt es bereits bei der Geburt eines Kindes an, dass die Eltern, später auch andere Personen (wie Gleichartige, Lehrer), das Verhalten des Kindes beeinflussen.

Geschlechtskonformes Verhalten wird belohnt. Dem Geschlecht nicht angemessenes Verhalten wird bestraft oder ignoriert. Da die Kinder lieber belohnt als bestraft werden wollen, würden sie dieses unangemessene Verhalten unterlassen.

Nach TRAUTNER gibt es 3 Hypothesen der Bekräftigungstheorie:

Differenzielle Erwartungen:

Von Mädchen und Jungen wird unterschiedliches Verhalten erwartet.

Differentielle Bekräftigung:

Diese Erwartungen werden bei Mädchen und Jungen unterschiedlich bekräftigt.

Differentielle Bekräftigungseffekte:

Das Verhalten der Kinder wird tatsächlich durch die differentielle Bekräftigung beeinflusst.

Die 3 Thesen bauen aufeinander auf, demnach müssen alle 3 zutreffen, wenn durch Bekräftigungslernen Geschlechtsunterschiede erlernt werden sollen.

TRAUTNER sieht aber noch Unsicherheiten der Bekräftigungstheorie. Zum einen umfasse sie nur einen Teil der sozialen Lerntheorie. Ein weiterer Gesichtspunkt sei

auch, dass Kinder manchmal auch Verhalten zeigen würden, für welches sie nicht bekräftigt worden seien (wie aggressives Verhalten bei Jungen). Auch würden Kinder teilweise negativ bekräftigtes Verhalten aufweisen oder positiv bekräftigtes Verhalten unterlassen. Außerdem seien die Untersuchungen auf Aggressivität, Abhängigkeit und Spielverhalten beschränkt worden - also nur auf einen Teilbereich.

Imitationstheorie (Soziale Lerntheorie)

Nach dieser Theorie lernt das Kind durch Beobachtung. Es richtet sich in erster Linie nach gleichgeschlechtlichen Personen. Dies können Eltern, Geschwister und andere Personen ihrer sozialen Umwelt sein, aber auch symbolische Modelle, wie Bücher und Fernsehen (vgl. TRAUTNER, 1996). Diese Theorie basiert aber auch auf der Bekräftigungstheorie. Das heißt, das Kind beobachtet, ob das Modell durch sein Verhalten bekräftigt wird - stellvertretende Bekräftigung.

Auch hier gibt es nach TRAUTNER (1991) 3 Hypothesen:

Differenzielle Beobachtungshäufigkeit:

Kinder haben mehr Gelegenheit zur Beobachtung gleichgeschlechtlicher Modelle als zur Beobachtung gegengeschlechtlicher Verhaltensweisen.

Selektive Nachahmung:

Wenn es die Möglichkeit gibt, beide Geschlechter zu beobachten, werden trotzdem eher Modelle des eigenen Geschlechts imitiert.

Elternidentifikation:

Am häufigsten wird der gleichgeschlechtliche Elternteil imitiert. Da diese Hypothesen nicht aufeinander aufbauen, genügt es, wenn eine zutrifft.

Kognitive Entwicklungstheorie

Diese Theorie „basiert auf der Wahrnehmung und fortschreitenden Urteilsbildung bezüglich der Geschlechtstypisierung der sozialen Umwelt und der eigenen Person. Im Mittelpunkt dieser Theorie stehen das wachsende Verständnis des Kindes für die biologische, soziale und psychische Geschlechterdifferenzierung und die damit verbundenen Einstellungen.“ (KOHLBERG; 1966; KOHLBERG u ULLIAN, 1974; IN TRAUTNER, 1991, 383). Kohlberg geht davon aus, dass die Kinder sich dem eigenen Geschlecht zuordnen und aktiv Übereinstimmungen am gleichgeschlechtlichen Modell suchen. Es ist in sich selbst bekräftigend, wenn ein Kind Dinge macht, die mit dem eigenen Geschlecht übereinstimmen. Auch bei dieser Theorie kann höchstens eine Beeinflussung für geschlechtstypisches Verhalten gesehen werden. Bereits bei der Geburt gibt es geschlechtstypisches Verhalten, da hat ein Kind jedoch noch kein Geschlechtsverständnis. Eine Verknüpfung dieser Entwicklungstheorien zur Geschlechtstypisierung kann Antworten auf die Geschlechtsidentifikation liefern.

Biologische Entwicklung

Mädchen sind bei der Geburt etwas kleiner und leichter. Ab dem 5. Lebensjahr gibt

es im Bezug auf Jungen eine Annäherung. Sie bleiben in der Regel kleiner und leichter. Nickel (1974) hat festgestellt, dass die Muskulatur bei Mädchen weniger ausgebildet ist als bei Jungen. Dafür ist bei Mädchen mehr Fettgewebe festgelegt. Diese Tatsache hat auf die allgemeine körperliche Leistungsfähigkeit Auswirkungen. Bei Mädchen, deren Körper einen hohen Androgenanteil (männliches Sexualhormon) aufweist, ist zu beobachten, dass sie im Gegensatz zu anderen Mädchen eher wild sind, ein geringeres Interesse an typischem Mädchenspielzeug und spezieller Mädchenkleidung und ein geringeres Interesse an Babys und deren Pflege haben. Außerdem bevorzugen sie das Spiel mit Jungen.

Bei Mädchen sind einige Entwicklungsschritte früher abgeschlossen als bei Jungen. Schon beim Neugeborenen lässt sich feststellen, dass Mädchen einen Reifungssprung haben. Dieser Reifungssprung ist wohl auch für die besseren feinmotorischen und sprachlichen Leistungen der Mädchen im Grundschulalter verantwortlich die geschlechtstypische Entwicklung ergeben. (ANASTASI 1958M; MERZ 1979; IN TRAUTNER 1991,365).

Psychische, emotionale und soziale Entwicklung

Das Kind braucht schon im 2. Lebensjahr nicht mehr die unmittelbare Nähe der Bezugsperson. Im 3. Lebensjahr sucht es auch verstärkt den Kontakt zu Gleichaltrigen und kann längere Phasen ohne die Bezugsperson sein. Eine wichtige Voraussetzung für die Schulreife erreicht es mit 6 Jahren. Es kann sich jetzt selbständig mit seiner Umwelt auseinandersetzen. Mädchen zeigen, im Gegensatz zu Jungen, eine positive Entwicklung, wenn sie bereits in den ersten 3 Lebensjahren zur Selbständigkeit erzogen werden. Es ist sogar möglich, dass Mädchen größere Probleme haben, wenn sie innerhalb dieser Zeitspanne von der Mutter stark kontrolliert werden. Dass sie sich dann sozial schlechter anpassen können, ist erkennbar (vgl. NICKEL 1974).

Die klassischen Geschlechterrollen in unserer Gesellschaft sind noch stark ausgeprägt. Das heißt, die Frauen sind für die Kinder mehr präsent als Männer, ob nun als Mutter zu Hause, als Erzieherin im Kindergarten oder als Lehrerin in der Schule. Mädchen haben daher die Möglichkeit, ihre Geschlechterrolle mehr zu beobachten und zu verinnerlichen. Das kann ein Grund für die von LYNN beschriebenen Verhaltensmerkmale sein. Demnach haben Mädchen weniger Probleme, ihre Geschlechterrolle zu übernehmen, als Jungen. Sie haben, im Gegensatz zu Jungen, weniger Angst ihre Geschlechterrolle nicht richtig übernehmen zu können. Sie werden von ihrer Umwelt auch nicht für jungenhaftes Benehmen bestraft (Jungen werden vor allem von ihren Vätern sehr für mädchenhaftes Benehmen sanktioniert). Außerdem entwickeln Mädchen nicht so häufig feindselige Gefühle gegenüber Jungen als umgekehrt (OERTER/ MONTADA 1989, 234).

Im Vorschulalter haben Kinder einen starken Drang, sich in männlich oder weiblich einzuordnen (TRAUTNER 1991; IN BAACKE 1999). Mädchen wollen sich zum Beispiel durch lange Haare, Kleider und mädchenhaftem Spiel von Jungen abgrenzen. Das kognitive Verständnis entwickelt sich erst im Grundschulalter. Erst dann wissen die Kinder, z. B. "Ich" bin ein Mädchen und werde das auch bleiben". Dann können sie flexibler mit ihrer Geschlechterrolle und den dazugehörigen Zuschreibungen umgehen.

Im 5.-6. Lebensjahr nehmen auch die Geschwister und Gleichaltrigen schon die Modellfunktion ein (KOCH 1956b). EMMERICH hat beobachtet, dass Männer (Väter) in Rollenspielen, sowohl von Jungen als auch von Mädchen, häufiger imitiert werden. Mädchen ahmen beide Geschlechter gleich oft nach. Auch er sieht einen Grund für dieses Ergebnis in der zentralen und dominanten Rolle des Mannes in unserer Gesellschaft.

TRAUTNER fand bei Untersuchungen mit Playmobil heraus, dass Mädchen das Spiel mit Figuren vorziehen. Die Kinder spielten am liebsten Familienszenen nach, wobei die Mutter darin eine zentrale Figur einnahm (Vater war nur Randfigur). Die Mädchen übernahmen eher die Mutterrolle und die Jungen eher die Vaterrolle. Die Folgerung des Autors war, dass es eine "starke Orientierung der Kinder an den traditionellen Geschlechterrollenstereotypen" gibt (TRAUTNER 1985, 353).

Das Kind ordnet seine soziale Welt, indem es den beiden Geschlechtern bestimmte Aufgaben zuordnet (in stark- schwach, zu Hause- außerhalb).

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.1 Die Kindheit als Mädchen

4.1.4 Mädchen im Schulalter

Mädchen wachsen etwa ab dem 8. Lebensjahr vorübergehend schneller als Jungen und übertreffen diese in ihrer Körpergröße. Die Kinder lernen in dieser Phase ihren Körper besser zu beherrschen. Ihre motorischen Fähigkeiten wie das Werfen, Fangen oder Stoßen eines Balles mit dem Fuß verbessern sich. Kinder in diesem Alter sind meist sehr "wild", spielen viel, schreien herum und rennen viel.

Eine Untersuchung von CAROL DWECK und THERESE GOETZ (vgl. MIEZEL, 2002, S. 276.) zeigt, dass Mädchen und Jungen in diesem Alter Unterschiede in Verhalten und Lernfähigkeit zeigen. Mädchen sind z. B. in der Grundschule in allen Fächern besser als ihre männlichen Mitschüler. Mädchen werden auch eher gelobt und erhalten weniger Kritik von ihrem Lehrer.

Psychische, emotionale und soziale Entwicklung

Geschlechtsspezifische Verhaltensformen werden im Schulalter weiterhin differenziert und stabilisiert. Das Grundschulmädchen identifiziert sich mehr und mehr mit der von der Gesellschaft zugeschriebenen Rolle und es internalisiert bestimmte Verhaltensformen. Mädchen identifizieren sich später mit ihrem Geschlechtsstereotyp als Jungen. Sie finden es noch länger interessant, sich auch wie Jungen zu verhalten und sich mit Jungenspielzeug zu beschäftigen.

Ab der 3. Klasse an beginnt ein Auseinanderrücken der beiden Geschlechter. Mädchen verbringen ihre Zeit am liebsten mit anderen Mädchen und das am liebsten in kleinen Zweier- oder Dreiergruppen. 9 jährige Mädchen setzen sich plötzlich nicht mehr ungezwungen auf den Schoß des Vaters oder tauschen mit diesem Zärtlichkeiten aus. Das nennt die Tiefenpsychologie „Inzestschranke“ (SCHENK-DANZINGER 1986).

Das Rollenbild des typischen Mädchens wird in Nickel (1974) wie befolgt beschrieben:

Es ist fügsam, wohlerzogen, vermeidet körperliche Auseinandersetzungen, verhält sich sozial angepasster, stark gefühlsbetont, ängstlicher, passiver und anlehnungsbedürftiger. Außerdem hat es eine größere Begabung im Gebiet der Human- und Sozialwissenschaften und der schönen Künste. Die Fähigkeit zu analytischem Denken ist nicht so stark ausgeprägt wie bei Jungen.

Diese Verfestigung der Geschlechtsstereotype ist eine Vorbereitung auf das Erwachsenenalter. Mädchen sind durch ihre Verhaltensweisen (wie fügsam, wohlerzogen) schulwilliger. Das kann zu besseren Leistungen in der Schule führen. Mädchen werden in ihren Verhaltensformen, wie Abhängigkeit, Eingeständnis von Gefühlsregungen und Ängstlichkeit von den Eltern gestärkt.

Kognitive Entwicklung

Wie MARTHA CARR von der University of Georgia feststellte, sind Mädchen in den ersten Klassen in Mathematik nicht schlechter als Jungen. Sie gehen jedoch

anders an die Problemlösung heran. Mädchen haben eine eher praktische Ader. Sie nehmen zum Zählen die Finger zu Hilfe. Erst in den höheren Klassen und weiterbildenden Schulen fallen die Leistungen der Mädchen gegenüber denen der Jungen zurück. Studienleiterin DAVIS-KEAN von der University of Michigan vermutet jedoch, dass es nicht am weiblichen Gehirn liegt, dass Mädchen sich der Lösung mathematischer Probleme nicht eignen würden, sondern vielmehr am mangelnden Interesse. Trotz gleicher Leistungen ist die Selbsteinschätzung von Mädchen in Richtung Mathematik und Physik nicht so hoch. Mädchen fühlen sich nicht so kompetent wie Jungen. Die Lehrer erwarten in naturwissenschaftlichen Fächern weniger von Mädchen. Sie werden sogar für die gleichen Leistungen schlechter bewertet. Das bedeutet, dass viele Lehrer das mangelnde Interesse der Mädchen in diesen Fächern noch verstärken. Schon in der Grundschule wird von Mädchen weniger in Mathematik und naturwissenschaftlichen Fächern erwartet. Sie werden als uninteressierter, nicht so intelligent und unkreativer eingestuft. Dafür wird Mädchen in Bereichen wie Gewissenhaftigkeit, Sauberkeit, Ordnungsliebe und Fleiß mehr Kompetenz zugeschrieben. Im selbständigen Lösen von Problemen werden Mädchen nicht in dem Maße wie Jungen unterstützt. Ihnen wird schneller geholfen, wenn sie nicht weiter kommen.

Fazit: Mädchen sind bei entsprechender Förderung und einem anschaulichen Unterricht in technischen, naturwissenschaftlichen Fächern genauso gut wie Jungen.
(NICKEL 1974)

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.2 Die weibliche Jugend

4.2.1 Entwicklungsaufgaben im Jugendalter

- Akzeptieren der „neuen“ körperlichen Gestalt

Die Beschäftigung mit dem eigenen Aussehen und den Veränderungen des Körpers ist ein Kennzeichen des Jugendalters. Das Bewusstwerden dieser Körperveränderungen und vor allem das Akzeptieren der eigenen Erscheinung sind wichtige Aufgaben.

- Ausgestaltung der Geschlechterrolle

Zur Selbstfindung der Jugendlichen trägt der Erwerb der weiblichen Rolle bei, die bereits in der frühen Kindheit beginnt und mit der Pubertät endet. Sie muss ihre persönliche Lösung für die Ausgestaltung ihrer Geschlechterrolle finden

- Aufbau neuer verantwortungsbewusster Beziehungen zu den Altersgenossen

Der Aufbau von neuen verantwortungsbewussten Beziehungen zu Gleichaltrigen, aber auch zu Erwachsenen, stellt eine andere Qualität in den Beziehungen her. Die Gruppe der Gleichaltrigen (= peer group) gewinnt an enormer Bedeutung. Doch wichtig werden auch die Beziehungen zum anderen Geschlecht, die sich zunehmend entwickelt. Die Jugendliche wird geschickter im Umgang mit anderen, sie verhält sich zunehmend verantwortungsbewusster.

- Emotionale Ablösung von den Eltern und anderen Erwachsenen

Einer der typischen Konflikte zwischen Elternhaus und Jugendlichen in diesem Zeitraum ist der zunehmende Wunsch nach Unabhängigkeit. Die Jugendliche wird mit dem Aufbau neuer Beziehungen zu Gleichaltrigen in steigendem Maße emotional unabhängig von ihren Eltern (Bezugspersonen), was von vielen als Ablehnung missverstanden wird. Die Ablösung ist aber notwendig, da wesentliche Bedürfnisse nicht mehr in der Ursprungsfamilie befriedigt werden können.

- Vorbereitung des beruflichen Werdegangs

Die Jugendliche macht sich im Gegensatz zum Kind Gedanken über ihre Lebensziele und überlegt, wie ihr zukünftiges Leben aussehen soll. Sehr eng damit hängt die Berufsfindung zusammen.

- Vorbereitung auf die Gründung von Ehe und Familie

Mit der Berufsfindung werden bereits wesentliche Voraussetzungen für die spätere Gründung einer Familie geschaffen. In den westlichen Industriegesellschaften haben sich das Heiratsalter und der Zeitpunkt der Familiengründung sehr weit "nach oben verschoben".

- Schaffung eines eigenen Wertesystems als Grundlage des Handelns

Die Jugendliche sucht nach neuen, für sie verbindlichen Wertevorstellungen, was zu häufigen Konflikten mit der Familie führt. Sie verhält sich kritisch gegenüber Gesellschaft, Kultur Religion, Erziehungssystem, Arbeitswelt und

dergleichen.

- Die Suche nach der Identität als zentrale Aufgabe

Erst im Jugendalter beginnt der Mensch, sich seiner eigenen Person zuzuwenden, die Entdeckung und Erschaffung einer eigenen Identität wird zur zentralen Aufgabe. Fasst man die oben genannten Entwicklungsaufgaben zusammen, dann steht die Suche nach Identität und Selbstfindung im Vordergrund.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.2 Die weibliche Jugend

4.2.2 Geschlechtsspezifische Aspekte des Jugendalters

Die Vorpubertät

Zu Beginn handelt es sich um eine positiv getönte Erregungsphase mit körperlicher Unruhe, starkem Rededrang und der Bereitschaft, über alles ohne Grund zu lachen.

Am Anfang der Vorpubertät haben Mädchen ähnliche Interessen wie Jungen. Einige Monate vor der ersten Regelblutung kommt es dann bei vielen Mädchen zu einem plötzlichen Umschwung, den HETZER als „negative Phase“ bezeichnet hat. Die Stimmung wird schwankend, oft leicht depressiv.

Das Bedürfnis nach Geselligkeit wechselt mit dem Verlangen nach Einsamkeit. Anpassungsfähigkeit wechselt mit Auflehnung. Unternehmungslust mit Trägheit.

Die labile Affektivität führt zu Konflikten mit den Eltern, den Geschwistern und den rasch wechselnden Freundinnen. Viele Mädchen zeigen nun ein albernes, launisches und zerfahrenes Wesen, im Gegensatz zu den Jungen werden sie inaktiv, scheuen die Bewegung, schwänzen die Turnstunden und ihre liebste Beschäftigung ist das Lesen. Der Haltungsverfall und das Nachlassen der Schulleistungen müssen als Folge der Umschichtung der Wertungen und Interessen im Zusammenhang mit der Erotisierung der Umwelt gedeutet werden. Es ist nicht, wie bei den Jungen, ein Verfall der Arbeitshaltung, sondern vielmehr ein Zurücktreten der sachlichen Interessen. Auch gut begabte Mädchen lassen in ihren Leistungen nach, empfinden wenig Lust zum Lernen. Eine statistische Untersuchung von ERHARD zeigt bei Mädchen ein Notentief zwischen 12 und 14 Jahren.

Im Gegensatz zu den Jungen haben Mädchen kein Bedürfnis nach Gruppenbildungen. Sie schließen sich lieber mit einigen Freundinnen zusammen, lieben aber auch das Allein sein. Sie lesen viel und hängen ihren Tagträumen nach, die sehr bald einen deutlich erotischen Charakter annehmen. Hier ein Beispiel:

Mädchen, 13 Jahre:

"Einmal träumte ich, ich sei eine wunderschöne Prinzessin. Ich wohnte in einem Schloss, dessen Wände mit dicken Teppichen bedeckt waren. Rings um das Schloss hatte es einen Garten mit Blumen, die sprechen konnten. Als ich einmal durch den Garten ging, hörte ich ein Pferd dahertraben. Ein junger Prinz saß darauf, er sprach aber kein Wort. Nur einmal fragte er mich, ob ich ihn liebe „Ja, ja“, sprach ich."

Die Beziehung zu Erwachsenen und Brüdern

Die Ablösung von der Familie zeigt sich vorerst als ein Sich-Zurück-Ziehen von gemeinsamen Unternehmungen. Das Mädchen bleibt lieber alleine zu Hause oder

geht mit einer Freundin spazieren. Konflikte mit den Eltern ergeben sich aus der Überempfindlichkeit, der Bequemlichkeit, der zunehmenden Nachlässigkeit und den häufigen Lernschwierigkeiten. Jeder Anlass zur Klage verschwindet allerdings, sobald das Mädchen vor eine echte Aufgabe gestellt wird, etwa in einem Krankheitsfall zu pflegen oder Haushaltspflichten zu übernehmen.

Die Beziehung zu den Brüdern ist gespannt. Auch deren Freunde werden kritisiert und meist abfällig beurteilt, jedoch schon mit Interesse beobachtet.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.2 Die weibliche Jugend

4.2.3 Die Pubertät und Adoleszenz

Der Begriff der Pubertät

Die Pubertät beginnt mit der Geschlechtsreife und dauert in unserer Gesellschaft ungefähr bis zum Alter von 17 Jahren. Sie ist ein Lebensabschnitt, in dem sich die Sexualfunktion ausbildet und erstmals reife Keimzellen entstehen. Äußere Kennzeichen sind das Auftreten der sekundären Geschlechtsmerkmale, die auch die Terminologie der Pubertät geprägt haben (lat. pubescere = behaart werden).

Zu unterscheiden von der eigentlichen Pubertät ist die so genannte Adoleszenz, die sich an die Pubertät anschließt. Sie ist charakterisiert „durch eine spürbare psychische Stabilisierung und durch zunehmende Aufgeschlossenheit gegenüber der Umwelt. Sie umfasst im allgemeinen die Altersstufe 17 - 21 Jahren.“

(Wörterbuch der Pädagogik, 1986, S.12).

Kognitiver Bereich

In neueren Arbeiten über die Intelligenz und die Entwicklung des kognitiven Bereichs bei Mädchen während der Pubertät und der Adoleszenzzeit fehlen in der Regel gesonderte geschlechtsspezifische Darstellungen. Empirische Untersuchungen haben jedoch ergeben, dass sich z.B. der durchschnittliche Entwicklungsstand des mathematischen Denkens der Mädchen von dem der Jungen nicht unterscheidet.

Viele abstrakte Begriffe wie Schönheit, soziale Gerechtigkeit, Gewissensfreiheit, lernt das Mädchen erst in der Pubertät und Adoleszenz verstehen. Mit diesem Verständnis verknüpfen sich Gefühle, die diese abstrakten Begriffe zu Werten machen.

Ebenfalls über den Charakter der individuellen Wertehierarchie entscheidet, ob die Handlungsmotivation primär durch das Streben nach Bedürfnisbefriedigung, nach Anpassung an die Umwelt oder nach Selbstverwirklichung determiniert sind

Allgemein lässt sich sagen, dass die größere biologische Reife der Mädchen dazu führt, dass die Mädchen von der Umwelt eher als gleichberechtigt akzeptiert und auch mit höheren intellektuellen Anforderungen konfrontiert werden als biologisch weniger reife Jungen.

Die biologische Entwicklung

Die endogen gesteuerten Vorgänge des körperlichen Wachstums, der biologischen Reifung am Ende der Kindheit, sind bei allen Menschen durch die Wirkung bestimmter Hormone bestimmt. Sie bewirken einschneidende körperliche Veränderungen: Die Hormone bewirken zudem auch die Geschlechtsreife: Die Sexualität wird aktiviert, der junge Mensch wird fähig zur Fortpflanzung. Mädchen durchlaufen die körperliche Entwicklung mit einer größeren Geschwindigkeit als Jungen (unterschiedliches Entwicklungstempo).

Reifemerkmale:

Das mittlere Alter der ersten Brustentwicklung liegt zwischen 10 und 11 1/2 Jahren. Sie beginnt mit der ersten Vergrößerung der Brustdrüsen, und zwar im Alter zwischen 8 und 10 Jahren

Ein frühes somatisches Reifemerkmale ist auch die Hüftrundung als Zeichen einer geschlechtsspezifisch vermehrten Einlagerung von Fettgewebe in gewissen Regionen des Körpers. Hauptsächlich sind dies außer der Brust und der Hüfte noch die Oberschenkel und das Gesäß. Es sind dies die tertiären Geschlechtsmerkmale mit sexueller Signalfunktion.

Die Schambehaarung tritt etwa 10 Monate nach der ersten Brustentwicklung auf; Streubereich: 8-14 Jahre. Die Entwicklung von Scham- und Axilarbehaarung geht beim Mädchen in der weitaus überwiegenden Mehrzahl aller untersuchten Fälle dem Auftreten der ersten Regelblutung (Menarche) voraus.

Die Selbstfindung

Das jugendliche Mädchen stellt sich 3 Fragen:

Die Frage nach der subjektiven Identität: „Wie bin ich?“

Die Frage nach der wünschenswerten (Optativen) Identität: „Wie möchte ich sein?“

Die Frage nach der zugeschriebenen Identität: „Für wen hält man mich?“

Bestimmte psychische Ereignisse der Pubertät treten bei Mädchen früher ein als bei Jungen. Zu diesen Ereignissen zählen sinkende Selbstakzeptanz, steigende Selbstreflexion und höhere Distanz zu den Eltern.

Ein gutes Beispiel hierfür ist die Tatsache, dass sich Mädchen früher und häufiger in feste Beziehungen begeben als gleichaltrige Jungen. Dabei richten die Mädchen ihren Blick allerdings nicht auf die gleichaltrigen Klassenkameraden, sondern auf die älteren Jungen innerhalb und außerhalb der Schule. Dies lässt sich auf zwei verschiedene Ursachen zurückführen:

Zum einen ergibt sich aus dem weiblichen Entwicklungsvorsprung, dass die meisten Jungen der eigenen Klasse als körperlich noch nicht attraktiv angesehen werden.

Zum anderen greift hier auch der männliche Überlegenheitsimperativ: Die Frau möchte zu ihrem Freund „aufschauen“, der Junge möchte Überlegenheit spüren und darstellen; beide Bedürfnisse lassen sich am Besten befriedigen, wenn der Junge zwei Jahre älter ist. Die kindliche Rolle wird erotisch eingefärbt.

Dabei stimmen die Erwartungen der Umwelt und die Ziele der Jugendlichen häufig nicht überein. Besonders bei Mädchen wollen die Eltern heterosexuelle Freundschaften bei Beginn ihrer Entwicklung unterdrücken und reglementieren. Die Gesellschaft schreibt den jungen Mädchen bestimmte Verhaltensweisen vor. Diese stimmen oft nicht mit den Zielen und Wünschen der Jugendlichen überein. Daraus wird ersichtlich, dass sich die Mädchen in einem Konflikt zwischen ihrem autonomen Selbst und der Notwendigkeit, feminin zu sein, befinden

Die Ablösung vom Elternhaus

Im Alter zwischen 15 und 17 Jahren erfolgt die Ablösung vom Elternhaus. Von Mädchen wird erwartet, dass sie sich genau zu dem Zeitpunkt von ihren Eltern lösen, wenn sie deren Unterstützung am meisten brauchen. Trotzdem wollen sie auf eigenen Beinen stehen. Sie besitzen noch etwas vom Denken der Kindheit, was beinhaltet, dass Eltern die Macht haben, d.h. sie vor allem Unheil beschützen und sie glücklich und zufrieden machen. Sie machen ihre Eltern für ihre Nöte verantwortlich, wollen ihnen aber von ihren Gedanken und Gefühlen wenig mitteilen und behalten deshalb sehr vieles für sich.

Die Berufswahl

Die Vorbereitung auf das Berufsleben und die Berufswahl selbst sind weitere wichtige Entwicklungsaufgaben. Das Mädchen sieht sich nun gezwungen, ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen und aktiv auf die Gestaltung ihres Lebens einzuwirken. An dieser Gestaltung sind kognitive sowie emotional-soziale Faktoren beteiligt.

Bezogen auf die Arbeitswelt muss die Jugendliche lernen, ihren Platz im Kreise der Arbeitskollegen zu finden. Eine Tatsache bei der Berufswahl von Mädchen ist, dass sie sich im Allgemeinen aufgrund des weiblichen Rollenbildes oft auf wenige „Frauenberufe“ beschränken.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.3 Frühes Erwachsenenalter als Frau (ca. 21- 24 Jahre)

4.3.1 Die Partnerwahl

Partnerschaft und Elternschaft prägen sowohl die Entwicklung im Erwachsenenalter auf individueller und sozialer Ebene. Für ERHARD OLBRICH und LEOKADIA BRÜDER (Entwicklungspsychologie) sind Partnerschaft, Partnerwahl und Elternschaft die Hauptthemen junger Erwachsener. Die folgenden Inhalte beziehen sich deshalb größtenteils auf diese Themen.

Im Folgenden wird erklärt, nach welchen Kriterien die Partnerwahl getroffen wird.

Wichtig für die Partnerwahl ist die Anziehung, aber auch äußere Bedingungen wie Ausbildung, Hobbys, Endogamie usw. haben ihre Bedeutung.

Endogamie (griech./neulat. Innere Ehe) bezeichnet eine bevorzugte oder vorgeschriebene Heiratsregelung, bei welcher die beteiligten Personen einer bestimmten Gruppe oder Kaste angehören und innerhalb dieser heiraten sollen oder müssen. Zuwiderhandlung wird - wenn die Regel vorgeschrieben ist - meist mit dem Verlust der Zugehörigkeit der Nachkommen zu diesem Heiratskreis bestraft.

Endogamie kann religiösen Bestimmungen oder aus sprachlichen, rassistischen und politischen Barrieren folgen oder, wie beim Adel, durch die Forderung der Ebenbürtigkeit erzwungen sein.

Das Gegenteil der Endogamie ist die Exogamie, bei der EhepartnerInnen außerhalb der eigenen Zugehörigkeitsgruppe gewählt werden sollen oder müssen, wie das z.B. bei den Ureinwohnern Australiens der Fall war.

Neben der passiven Zusammenführung werden und der Anziehung wird Partnerwahl auch aktiv beeinflusst. Es wird nach wie vor bewusst die Regel „in den eigenen Kreisen zu heiraten“ eingehalten (JÄCKEL, 1980), wobei für Frauen (und noch mehr deren Familien) zudem die Tendenz gilt, in „bessere Kreise“ und nicht einen rangniederen Mann zu heiraten (NEWMAN & NEWMAN, 1975).

Dies kann historisch begründet werden, da der Mann hauptsächlich für Nahrung, Status und Sicherheit zuständig war und sich die Frau vor allem mit der Erziehung der Kinder beschäftigte (family investment theory, TRIVERS, 1985). Solche und weitere pragmatische Vorschriften (politisch, ökonomisch...) gelten besonders in reichen Familien und Sippen mit hohen Einsätzen. Weitere äußere Faktoren sind Rasse, Nationalität, Religion, Alter usw.

Attraktion beschreibt die kurze Zeitspanne zwischenmenschlicher Anziehung am Anfang vieler Beziehungen d.h. die Entwicklung einer positiven Einstellung gegenüber einer anderen Person.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.3 Frühes Erwachsenenalter als Frau (ca. 21- 24 Jahre)

4.3.2 Entwicklung zur Partnerschaft

Was bei Jugendlichen die Entdeckung des "Ichs" darstellt, ist bei jungen Erwachsenen die Entwicklung von Beziehung und intimmem Austausch (ERIKSON, 1950). Nach DUVALL, 1971, sind Familienentwicklungsaufgaben und Verantwortung zum Wachstum zentral für das junge Erwachsenenalter. Die persönliche Entwicklungsthematik wandelt sich im Sinne von „from happy passivity to active coping.“ Auf erstes Kennenlernen und die Faszination füreinander folgen die Intensivierung der Begegnung, Erfahrung von Unterschiedlichkeit und deren Bearbeiten für ein Tun füreinander.

Idealtypisch entwickelt sich nach SAXTON, 1968, die Liebe nach folgendem Schema:

| Stufe 1 | Stufe 2 | Stufe 3 | Stufe 4 |
|---|--|---|--|
| Romantische Liebe: hohe Emotionalität und Sehnsucht, mehr zu fühlen als zu denken, Idealisierung des Anderen | Sexuelle Liebe: starkes Gefühl der Zärtlichkeit | Liebe der Gemeinsamkeit: deutliche Zugewandtheit zum Partner | Altruistische Liebe: Wohlergehen des Anderen im Vordergrund |

Auf der Basis von Anziehung und Sympathie wird Kommunikation möglich. Dadurch kann der Prozess der Abstimmung und Angleichung von Rollenvorstellungen beginnen, erst wenn diese mit den in der Beziehung tatsächlich ausgeübten Rollen übereinstimmt, kann die nächste Stufe erreicht werden. Diese dritte und letzte Stufe umfasst nicht nur Offenheit vor dem Partner, sondern auch die Bearbeitung von Unterschiedlichkeit.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.3 Frühes Erwachsenenalter als Frau (ca. 21- 24 Jahre)

4.3.3 Elternschaft als bedeutsame Lebenserfahrung von Erwachsenen

Seit Mitte der sechziger Jahre vollzieht sich ein vielschichtiger familiärer Wandel (Rückgang der Heiratsziffern, gewandelte Sexualmoral, Geburtenrückgang,...). Vor allem bei den Frauen zeichnete sich ein Wandel ab, sie bildeten sich fort und gaben ihre Berufe auch nach der Geburt der Kinder nicht auf. Dennoch bleiben Kinder bedeutsame Bestandteile der Lebensplanung beider Geschlechter.

Als ideale Kinderzahl werden in der Regel zwei Kinder pro Familie genannt, wobei die tatsächliche Geburtenrate in Deutschland niedriger liegt (1,36 Lebendgeburten pro Frau im Jahre 2004).

Viele Paare nehmen Aufwand und Belastungen wie Adoption oder medizinische Behandlungen in Kauf. Die Qualität des Kinderwunsches hat sich nachhaltig gewandelt von traditionellen, versorgungszentrierten und gesamtgesellschaftlichen Motiven hin zu persönlichen, sinnstiftenden (Kinder als emotionale Bereicherung).

Elternschaft ist ein bedeutsames Lebensthema im frühen Erwachsenenalter und markiert einen bedeutsamen Wendepunkt sowohl im individuellen Entwicklungsprozess als auch in der Partnerschaftsbiographie. Es werden komplexe Neuorientierungen erforderlich, die eine Herausforderung an Anpassungs- und Bewältigungspotentiale auf verschiedenen Ebenen (psychisch, sozial und biologisch- physiologisch) darstellen.

Die Erweiterung einer Familie durch die Geburt eines Kindes erfordert eine Umstrukturierung der Interaktion zwischen den einzelnen Familienmitgliedern und führt zu entscheidenden Veränderungen im individuellen Verhalten.

Besonders für die Mutter des Kindes bedeutet eine Schwangerschaft eine starke Veränderung der alltäglichen Lebensgestaltung, dadurch entstehen Stressquellen. Diese machen sich sowohl für die einzelne Person (intrapyschisch) als auch für die Beziehung untereinander und für das gesamte soziale Umfeld (interpersonaler Bereich) bemerkbar. Man spricht in der heutigen Entwicklungspsychologie nicht von einer „Krise“ sondern von einer „Entwicklungschance“ oder einem „Entwicklungsanreiz“.

Der Beginn der Erfahrung der Elternschaft vollzieht sich eingebettet im Lebensraum der betroffenen Person. Ausgangsgrößen und intervenierende Prozesse wie demographische Merkmale, Persönlichkeitsfaktoren, Umwelteinflüsse und Bewältigungsreaktionen beeinflussen die subjektive Wahrnehmung der Lebensphase, was die Bewältigungsmöglichkeiten und damit den Erfolg determiniert (Determination entspricht einer Bestimmung der Entwicklungsrichtung).

Die Anforderungen können somit Entwicklungsanreiz als auch Konflikt – und Krisenauslöser sein (u.a. HAVIGHURST, 1982; MILLER & SOLLIE, 1980).

Überschreiten die Herausforderungen nicht die individuellen Bewältigungspotentiale und Kompetenzen, können diese eine Ausweitung erfahren (BRANDSTÄTTER, 1985/1986) und können somit Entwicklungsimpuls sein.

Hypothetisches VerlaufsmodeLL (GLOGER – TIPPELT, 1988)

Dargestellt wird eine prozessorientierte Abfolge von idealtypischen psychologischen Phasen der Schwangerschaft und beginnenden Elternschaft auf einer konkreten Beschreibungsebene. Die zeitliche Eingrenzung geschieht in acht Phasen:

Pränatal:

- Verunsicherungsphase (bis ca. 12. Schwangerschaftswoche (SSW))
- Anpassungsphase (bis 20. SSW)
- Konkretisierungsphase (bis 32. SSW)
- Antizipations- und Vorbereitungsphase (bis Geburt)

Postnatal:

- 5. Geburtsphase
- 6. Erschöpfungs- und Überwältigungsphase (bis 8. Lebenswoche)
- 7. Phase der Herausforderung und Umstellung (bis 6. Monat)
- 8. Gewöhnungsphase (bis 1 Lebensjahr)

Mit diesem Modell lassen sich interindividuelle Unterschiede feststellen (physiologisch, emotional, kognitiv). Kritikpunkt an diesem Modell sind die eingeschränkte Gültigkeit für junge Väter und die mangelnde Berücksichtigung der Interaktion beider Partner.

Kontextualistisches Prozessmodell (SCHNEEWIND, 1992)

Das Hauptaugenmerk richtet sich auf das Zusammenwirken verschiedener Merkmalsbereiche für jeden fokussierten Erhebungszeitpunkt während der beginnenden Elternschaftserfahrung.

Drei zeitliche Bezüge sind:

- Vergangenheitsbezug: Erfahrungs- und Beziehungsgeschichte
- Gegenwartsbezug: Merkmale der individuellen Persönlichkeit, Partnerschaft, des Kindes, der aktuellen Lebensumstände.
- Zukunftsbezug: antizipierte Entwicklung der verschiedenen Bereiche.

Dieses Modell beachtet die Wechselwirkung der/des Mutter/Vaters, das Lebensumfeld, und ermöglicht eine differenziertere Beurteilung von Veränderungen und ihre Bedingungen.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.3 Frühes Erwachsenenalter als Frau (ca. 21- 24 Jahre)

4.3.4 Partnerschaftsentwicklung in der Phase der beginnenden Partnerschaftserfahrung

Anteilnahme und aktive Beteiligung werdender Väter an Schwangerschaft, Geburt und Elternschaft ist ein wichtiger Faktor für deren Erleben seitens der Frauen. Positiv für die bereits pränatale Beziehungsaufnahme zum ungeborenen Kind sind emotional unterstützende und kognitiv akzeptierende Interaktionen.

Negative Reaktionen folgen bei unbefriedigend oder problematisch erlebten Partnerschaften. Hier zeigen sich die Ablehnung des Ungeborenen, geringe Stillbereitschaft, Verletzungs- und Geburtsangst und körperliche Beschwerden (Übelkeit, Erbrechen, Schlafstörungen, Angstträume etc.) bei den werdenden Müttern.

GLOGER - TIPPELT & HUERKAMP belegen in ihrer Studie den Einfluss der Paarqualität auf die spätere Mutter- Kind-Bindung. Die gute Partnerschaft diene den Frauen als wichtige Ressource und Energiequelle für die Zuwendung zum Kind. Bei Paaren, die sich vor der Geburt ihres Kindes häufiger stritten, zeigte sich auch im Verlauf der Elternschaft eine erschwerte Anpassung an die neue Lebenssituation.
Elternschaft

Veränderung der dyadischen Beziehung im Verlauf der Elternschaft

Dyade = (griech) Zweiheit)

bedeutet in der (Sozio)Psychologie: Bezeichnung für eine Zweiergruppe, insbesondere der aus Mutter und Kind bestehenden. Die Dyade meint hier eine Zweierbeziehung innerhalb einer Familie, die sich durch eine besonders emotionale und intensive Bindung in der Partnerschaft hervorhebt.

Im Verlauf des partnerschaftlichen Zusammenlebens zweier Menschen greifen verschiedene Entwicklungsprozesse ineinander und verändern auch die dyadische Beziehung. Anfängliches Vertrauen auf die prinzipielle Koordinierbarkeit der Lebensgestaltung weicht oft einer schleichenden Desillusionierung und damit weniger Zufriedenheit, Liebe, Interaktion und mehr Ambivalenz (HEIL, 1991).

Jedes neu hinzukommende Familienmitglied verändert die Beziehungsstruktur einer Familie, dabei verändert sich auch zwangsläufig die Beziehungsstruktur der Eltern untereinander, es entstehen neue Subsysteme (Mutter-Kind-, Vater-Kind-, Eltern-Kind-).

Diese Prozesse beanspruchen viel Zeit, doch mit der Elternschaft verändert sich auch das zur Verfügung stehende Zeitkontingent. Obwohl mehr Abstimmungs- und Kommunikationsbedarf herrscht, verbringen die jungen Eltern weniger gemeinsame Zeit im alltäglichen Lebensvollzug und zur Erholung, was die

Auseinandersetzung erschwert. Viele Studien belegen ein Absinken der Zufriedenheit, weniger Austausch von Zärtlichkeit, veränderte sexuelle Beziehung und häufigeres Streiten der Partner.

Dies kann eine emotionale Distanzierung beider Partner und eine schleichende Erosion in der Partnerschaft begünstigen. Die jungen Mütter scheinen diese Veränderung früher und stärker wahrzunehmen als ihre Partner. Häufig fühlt sich ein Partner ungerecht behandelt und er schreibt die Verantwortung für die Veränderungen dem anderen zu. Das Gefühl wird noch verstärkt, wenn man sich vor Augen führt, dass die Erfüllung von Bedürfnissen, welche vor der Geburt des Kindes möglich waren, aus zeitlichen, aber auch finanziellen Gründen erschwert wird. Wiederum sind es Frauen, die nach der Geburt oft größere Einschränkungen durch übernommene Aufgaben aufweisen, als ihre Partner (REICHLE, 1994).

Es zeigen sich sowohl Schattenseiten als auch Wachstumsaspekte durch den Beginn der Elternschaft. Zu den Schattenseiten gehört der in der Regel auftretende Traditionalisierungseffekt, (u. a. BRÜDER, 1989, 1992) demzufolge viele junge Eltern selbst in gleich verteilten Haushalten zu eher traditionellen Rollenmustern zurückkehren. Frauen unterbrechen häufig ihre Berufstätigkeit zugunsten häuslicher Arbeit (LEY, 1985) und sehen sich dabei oft mit Erwartungen des sozialen Umfeldes konfrontiert (Ideologie der selbstlosen Mutterliebe). Zudem haben sich ihre Zeitstrukturen an Rhythmen von Kleinkind, Kindergarten, Schule und Berufskontext ihres Partners anzupassen, was genau so ständiges „auf dem Sprung sein“ wie Eintönigkeit nach sich ziehen kann.

Abgrenzungs- und Distanzprobleme

zeigen sich, wenn der berufstätige Partner Ausgleich in der Familie erfährt, während der Frau dieser Ausgleich durch die Durchlässigkeit der Grenze zwischen Beruf und Familie versagt bleibt.

Soziale Auswirkungen von Elternschaft

Die soziale Nivellierung zeigt sich in finanzieller Abhängigkeit vom Partner, geringer geschätzte Familienarbeit und soziale Isolation aufgrund geringerer sozialer Kontakte. Des Weiteren sind Mütter mit Kleinkindern vielfältigen körperlichen Anstrengungen ausgesetzt (Gewicht des Kindes, Alltagsbewältigung mit Kinderwagen, Tragetaschen, Autositzen etc.)

Weitere Faktoren sind weniger Zeit für sich selbst, weniger das Wohlbefinden steigernde Aktivitäten und eine Brüchigkeit von Lebensplanung und Lebensrealisierung, was insgesamt zu einem Anerkennungsvakuum führt. Trotz all der oben genannten Probleme im Alltag gibt es auch viele Frauen, die diese Lebenssituation als positiv empfinden.

Wachstumsaspekte zeigen sich unter anderem im positiven Erleben von Freiraum und Beziehungsarbeit (Unentbehrlichkeit, Wachsen an Verantwortung, mehr Sinnhaftigkeit). Gefahren stecken jedoch in einer unausgewogenen Geben-Nehmen-Bilanz, durch einseitige Zentrierung auf Familien-Dienstleistung und Stressquellen.

Erwerbstätige Mütter sind dreifach belastet mit beruflichen Aufgaben,

Haushaltsführung und kindbezogener Alltagsarbeit, was durch fehlende institutionalisierte Hilfsnetze und mangelnde außerfamiliäre Betreuungsmöglichkeiten erschwert wird. Die Hauptverantwortung für Haus- und Familienarbeit liegt mit geringen Abweichungen bei der Frau (BRAUCH & BARNETT, 1986)

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.3 Frühes Erwachsenenalter als Frau (ca. 21- 24 Jahre)

4.3.5 Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung

Zwei Forschungsprojekte, KOHN & SCHOOLER, 1983 in den USA und HÄFELI, KRAFT und SCHALLBERGER in der Schweiz, bewiesen mit ihren Studien, dass sich einschränkende Arbeiten negativ auf die intellektuelle Flexibilität auswirken, andererseits wirken Autonomieorientierungen auch auf die Selbstbestimmung bei der Arbeit zurück. Ein weiteres Ergebnis war, dass psychisches Leiden häufiger bei Leuten vorkommt, deren Arbeit durch mangelnde Vielfalt und Problemhaftigkeit gekennzeichnet ist.

Es konnte festgestellt werden, dass Arbeits- und Persönlichkeitsmerkmale sich gegenseitig beeinflussen und insgesamt kann man resümieren, dass restriktive (anforderungsarme, einengende, belastende) Arbeit negative Persönlichkeitsmerkmale bewirkt und diese wiederum die Restriktivität verfestigen, z.B. in Form des beruflichen Abstiegs.

Forschungsprobleme dabei waren folgende Punkte:

- wie erfasst man objektiv die Arbeitsbedingungen
- Erforscht werden nur Einzelaspekte der Arbeit
- Person-Umwelt-Interaktion wird zu wenig berücksichtigt
- Erschwerte Erfassung der Persönlichkeitsmerkmale

Die Forschung beschäftigt sich schon seit langem mit den Zusammenhängen zwischen Arbeit und Freizeit, genauer gesagt mit dem das Denken, Fühlen und Handeln derselben Personen in ihrem hauptsächlichen Lebensbereich. Hinzu kommt ein weiteres Spannungsfeld, das vor allem die Frauen betrifft, nämlich die Doppelbelastung von Familie und Beruf.

Die wichtigsten Befunde lassen sich folgende Thesen zuordnen:

These der Generalisation:

Man geht von einem einseitigen Einfluss aus, positiv oder negativ werden Kognitionen, Emotionen oder Verhaltensweisen von der Arbeit auf die Freizeit übertragen, damit werden sich die Bereiche immer ähnlicher.

These der Kompensation:

Es gibt einen Ausgleich negativer Erfahrungen und Verhaltensweisen in der Arbeit durch positive in der Freizeit.

These der Neutralität:

Es wird kein Zusammenhang zwischen Arbeit und Freizeit gesehen.

Untersuchungen zu Arbeit und Freizeit von BÜSSING (1992)

Diese Längsschnittuntersuchung hat gezeigt, dass Personen ein komplexes

Muster mit einer (oder zwei) Vorstellungsform(en) identifizieren.

BÜSSING verglich Industriearbeiter und Krankenpflegekräfte. Bei Krankenpflegekräften gab es eine enge Verknüpfung zwischen Arbeit und Freizeit, wohingegen die Industriearbeiter meinen, beide Bereiche seien unabhängig voneinander („Dienst ist Dienst, Schnaps ist Schnaps“).

Die Untersuchungen von Sozialwissenschaftlerinnen konzentrieren sich überwiegend auf Frauen im Spannungsfeld von Erwerbs- und Hausarbeit bzw. von Beruf und Familie. Frauen sind in der „freien Zeit“ stärker als Männer für jene Haus- und Familienarbeit zuständig, die wegen des engen Verständnisses von Arbeit als Erwerbsarbeit oft nicht als „richtige“ Arbeit gilt.

Bei Männern laufen in der Regel die beiden Lebensstränge Arbeit und Freizeit parallel nebeneinander her, ohne sich gegenseitig zu stören. Dagegen gibt es bei Frauen Brüche in der Erwerbsbiographie, vor allem durch die Geburt von Kindern. Die subjektive Doppelorientierung von Beruf und Heim bewirkt, dass sich Frauen oft weder den einen noch den anderen Anforderungen völlig genügen können, was vor allem Abstriche bei der beruflichen Entwicklung zur Folge hat.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.4 Das mittlere und das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. 42- 63 Jahre)

4.4.1 Biologisch-physiologische Perspektiven der Frau im mittleren Erwachsenenalter

Wir leben in einer Zeit, in der durch neue Lebensbedingungen und der Suche nach mehr Lebensqualität und Lebenszufriedenheit bis ins höhere Erwachsenenalter hinein das „Altern“ einer Frau neu definiert werden muss.

Die Frau im mittleren und/oder höheren Erwachsenenalter hat heute zunehmend vielfältige Interessen. Sie ist Mutter und Berufstätige zugleich und ist in Bereichen tätig, in denen vor noch wenigen Jahren weder Familie noch Gesellschaft sie vorzufinden vermutet hätten. In der heutigen Zeit sind Frauen flexibler, offener und bereit, sich neuen Entwicklungen zu stellen. Das mittlere Erwachsenenalter erstreckt sich dabei auf den Alterszeitraum von 40 bis 60 Jahren, das höhere Erwachsenenalter auf den Lebensabschnitt ab dem 60igsten Lebensjahr.

Diese Alterseinteilung sollte als provisorisch angesehen werden, da sie von der Zuordnung bestimmter Lebensereignisse abhängt, die heute von einer individuellen Variabilität geprägt sind. (FALTENMAIER, MAYERING et al. 1992 / LEHR 2000)

Die Organe des Menschen sind nicht so gebaut, dass sie Ihren Dienst unendlich verrichten können. Genetisch ist daher die Veränderung jedes Körperorgans im Verlauf des mittleren und höheren Alters festgelegt, indem seine Leistungsfähigkeit abnimmt und das in einer mehr oder weniger vorhersehbaren Weise.

Entscheidend für die Schnelligkeit des Altersprozesses sind die Umweltbedingungen. Bezüglich der Veränderungen muss man unterscheiden zwischen sichtbaren Veränderungen und den nicht sofort erkennbaren Veränderungen des Körpers.

Geschlechtsspezifische biologische Altersdefizite zeichnen sich bei einer Frau im mittleren Erwachsenenalter vor allem in der Veränderung der Fortpflanzungsorgane und der Haut ab.

Sichtbare Veränderungen

- Ab dem 35igsten Lebensjahr nimmt die Elastizität der Haut ab. Die ersten Falten werden sichtbar. In einer Gesellschaft, in der dem Jungsein höchste Attraktivität zugeschrieben wird, beeinträchtigt oft die erste Faltenbildung das Selbstbild der Frau.
- Die biologischen Alterungsvorgänge wirken sich folglich auf das Verhalten und Erleben sowie auf die unterschiedlichen psychologischen Vorgänge der Frau aus.
- Falten bei Männern hingegen werden als „Reifeprozess“ interpretiert. Signale des Älterwerdens werden bei Frauen grundsätzlich negativer bewertet als bei Männern.

Nicht sichtbare Veränderungen der Fortpflanzungsorgane

- Durch die Veränderung des Hormonspiegels in den Wechseljahren (Abnahme der Progesteron- und Östrogenproduktion) beginnt die Veränderung des weiblichen Fortpflanzungssystems.

Das Ausklingen der Geschlechtsreife und der Verlust der Fruchtbarkeit stellen einen entscheidenden Einschnitt im Leben der Frauen dar, der von Frauen unterschiedlich erlebt wird. Manche Frauen klagen in dieser Zeit vermehrt über Hitzewallungen, Schweißausbrüche, Schlaflosigkeit und Kopfschmerzen.

- Hormon – Substitutionstherapien werden oft verschrieben, um die körperliche Umstellung in den Wechseljahren zu erleichtern. Risiken und Nebenwirkungen sind jedoch beträchtlich. Akupunktur, homöopathische Medikamente oder Tees sind dagegen eine körperlich verträglichere Alternative.
- Nach landläufiger Meinung ist die Psyche der Frau von den Wechseljahren ebenso betroffen. So wird die Frau angeblich unzurechnungsfähig und depressiv.

Studien jedoch widerlegen eine während des Klimakteriums stärker auftretende Unzurechnungsfähigkeit. Man kam zu dem Ergebnis, dass in diesem Alter weniger Geisteskrankheiten auftreten als in anderen Lebensabschnitten

(Unser Körper – Unser Leben 1991:244)

- Es ist jedoch auch eine Tatsache, dass Frauen häufig eine vorübergehende Depression erleiden, die allerdings nicht nur auf die Hormonveränderungen zurückgeführt werden kann. Vielmehr kann Stress, unter anderem ausgelöst durch Veränderungen in der „Lebensmitte“, psychische Beschwerden wie eine Depression hervorrufen.

Unter Veränderungen versteht man in diesem Fall familiäre, partnerschaftliche und auch berufliche „Einschnitte“, die durchaus psychische Beschwerden zur Folge haben können.

Nicht vergessen darf man die Veränderungen des Körperbildes, die eventuell eine entscheidende Rolle bei psychischen Beschwerden spielen.

- Weiterhin ist es für manche Frauen schwierig, sich damit abzufinden, keine Kinder mehr bekommen zu können.
- Andere wiederum beginnen hingegen mit Beginn der Menopause ihre Sexualität neu zu erleben (hormonelle Veränderungen durch das Klimakterium haben keinen Einfluss auf das Lustempfinden und die Orgasmusfähigkeit der Frau). Sie genießen nun die Freiheit von der Angst, schwanger zu werden und an Verhütungsmittel denken zu müssen.
- Bei Frauen, die sich bewusst gegen Kinder und für Beruf und Karriere entschieden haben, kann es in dieser Zeit verstärkt zu einer inneren Unruhe kommen, bedingt durch die Auseinandersetzung mit der Frage, ob die Entscheidung, keine Kinder zu bekommen, richtig war.

Der Verlust der Fruchtbarkeit unterliegt auch einer gesellschaftlichen Wertung. Nach einem Bericht der WHO 2001 zum Thema „Frauen und Gesundheit im Alter“ werden 50- jährige Frauen nach der Menopause als „alt“ bezeichnet.

Eine seelische und körperliche Vorbereitung auf die Wechseljahre kann durch eine frühe Auseinandersetzung mit der körperlichen Veränderung (z.B. in Gesprächen mit gleichaltrigen Freundinnen) und durch Zulassen von Trauer und Abschied zur Bewältigung dieser Umstellung aktiv beitragen.

(MIETZEL 1998 / Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit u. Soziales 2000)

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.4 Das mittlere und das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. 42- 63 Jahre)

4.4.2 Sozial-emotionale Perspektiven der Frau im mittleren Alter

In der modernen Gesellschaft gibt es Tendenzen zur Auflösung einer „Normalbiographie“, die eine bestimmte geschlechtsspezifische Abfolge von Rollen im Lebenslauf vorsieht (z.B. Pensionierung mit 60 Jahren). Hierdurch kommt es zu einer Variabilität der Rollen.

Eine Frau ist eingebunden in verschiedene Rollen, im familiären, partnerschaftlichen, gesellschaftlichen und beruflichen Bereich, die einschneidenden Veränderungen im mittleren Erwachsenenalter unterliegen. Die Art der Anpassung an die neue soziale Rolle und der Umgang mit der Bewältigung von kritischen Lebensereignissen ist von großer Bedeutung für den weiteren Lebensweg einer Frau. (OERTER/MONTADA 1995)

Im mittleren Alter hat die Frau in vier verschiedenen Bereichen Entwicklungsmöglichkeiten bzw. Entwicklungspflichten:

- familienbezogen
- partnerschaftsbezogen
- gesellschaftsbezogen und
- berufsbezogen kann, darf bzw. muss sie sich weiterentwickeln

Die Rolle in der Familie

Im Hinblick auf die Familie tritt in der Regel bei Frauen mit eigenen Kindern das Ereignis des „empty nest“ ein. Frauen, die berufstätig sind, fällt es dabei leichter mit dieser Situation fertig zu werden, da sie anderweitig Aufgaben und Sinn finden.

Die nicht berufstätigen Mütter erleben diese „empty nest“ Phase besonders häufig als Krise. Sie haben den Eindruck, dass das, was für sie vorgesehen war, erledigt ist, dass sie nur ausgenutzt wurden, und werfen sich teilweise selbst vor, dass sie letztendlich schuld an ihrer Leere sind. Hoffnungslosigkeit macht sich breit und die eigene Identität wird in Frage gestellt .

FAHRENBERG (1986) untersuchte in einer differentiellen Perspektive zentrale Variablen, die das Erleben des Auszugs der Kinder aus dem Haus beeinflussen:

| Situation der Mutter | Situation des Kindes |
|---|---|
| Alter, soziale Schicht, Familienstand, soziales Netz der Mutter | Alter, Geschlecht, Gesundheit, soziales Netz des Kindes |
| Rollen (Hausfrau, Berufstätigkeit, andere Aufgaben) | Stellung in der Geschwisterreihe, Reihenfolge des Auszugs |
| Partnerschaft | Zeitpunkt des Auszugs |

| | |
|---|---------------------------------------|
| Gesundheit (psychisches und körperliches Befinden) | Selbständigkeit und Status des Kindes |
| Lebenszufriedenheit | Emotionale Tönung des Auszugs |
| Erwartungen, Einstellungen zur gegenwärtigen und künftigen Lebensspanne | |

Nach FAHRENBERG wird das "empty nest"-Phase weniger belastend empfunden, wenn der Auszug der Kinder im gegenseitigen Einverständnis stattfindet und verbunden ist mit positiven Erwartungen und Einstellungen gegenüber der künftigen Lebenssituation. (FALTENMAIER, MAYERING et al. 1992 / HÖPFLINGER 1994)

Bei berufstätigen Frauen wird diese empty nest Phase häufig eher als Befreiung, Zugewinn persönlicher Freiheit und finanzielle Entlastung erlebt.

Veränderungen der Geschlechterrolle

GUTMANN'S „Theorie des geschlechtsspezifischen Alterns“ (1975) geht von der gegenseitigen Angleichung der Persönlichkeitsmerkmale von Frauen und Männern mit zunehmendem Alter aus. Frauen zeigen beim Älterwerden stärker die Tendenz, Anforderungen aktiv anzugehen.

Nach GUTMANN hängt diese Veränderung mit der Elternrolle zusammen, die die Unterdrückung gewisser natürlicher Bedürfnisse durch die gegenseitige Abhängigkeit der Eltern erzwingen. Frauen unterdrücken demnach aggressive Impulse, um den Kindern emotionale Unterstützung zu gewähren. Mit Auszug der Kinder zeigt die Frau wieder die Persönlichkeitszüge, die sie vorher unterdrückt hat.

Ob diese veränderte Verhaltensweise auch auf kinderlose Frauen zutrifft, bedarf noch einer empirischen Überprüfung. (LEHR 2000)

Pflege der hoch betagten Eltern in der Familie

Viele Frauen sind zunehmend im mittleren Erwachsenenalter Belastungen durch Pflege in der Familie ausgesetzt.

98% der daheim lebenden Pflegebedürftigen in Westdeutschland, laut Socialdata 1980, werden von der Tochter oder Schwiegertochter gepflegt. Meistens trifft der Beginn der Pflege mit dem Auszug der Kinder zusammen. Die gesamte Lebensplanung der Frau, aber auch der Familienangehörigen wird von der Pflegepflicht betroffen. Es kommt zu Doppelbelastungen durch gleichzeitige Berufstätigkeit und Pflege, zu Konflikten zwischen den verschiedenen Generationen durch unterschiedliche Lebensstile, zu finanziellen Belastungen durch pflegebedingte Ausgaben, zu Spannungen in der Partnerschaft und zu Einschränkungen von außerfamiliären Sozialkontakten und Urlaub.

Es hängt zum Teil von materiellen, sozialen und psychischen Ressourcen, von sozialpolitischen Maßnahmen (Soziale Dienste) und dem hier so notwendigen stärkeren Engagement der Männer ab, ob die Frau als Hauptpflegeperson mit

dieser Belastung fertig wird. (FALTENMAIER, MAYERING 1992)

Partnerschaft

Hauptgrund für die Scheidung bei Frauen im mittleren Erwachsenenalter ist der Seitensprung des Ehepartners. Frauen fühlen sich durch das Verhalten ihres Ehemannes gekränkt und degradiert.

Die meisten Frauen sehnen sich nach dem Wegfall der Kindererziehung durch ein erneut zunehmendes Interesse an der Person des Partners wieder vermehrt nach Zärtlichkeit und Intimität. Heutzutage setzen Frauen die Ideale Liebe und partnerschaftliches Verhalten in der Ehe an 1. Stelle. Die Zweck- oder Versorgungsgemeinschaft hat ausgedient. Scheidungen werden daher auch oft von Frauen in diesem Lebensabschnitt eingereicht, wenn eines von beiden Idealen nicht mehr stimmt und die Ehe ihre Basis verloren hat.

Die Ehezufriedenheit im Alter hängt von der Übereinstimmung in den Einstellungen und Wertvorstellungen beider Partner, dem Vorliegen gemeinsamer Interessen, der Erfüllung seelischer Bedürfnisse sowie dem Austausch von Zärtlichkeiten (Sexualität) ab. Ein besonders zentraler Faktor spielt dabei auch die Kommunikation zwischen den Ehepartnern. (HÖPFLINGER 1994)

Pensionierung des Ehemanns

Nicht nur Hausfrauen; sondern auch berufstätige Ehefrauen sind direkt von der Pensionierung des Ehepartners betroffen. Sie müssen die konkreten Folgen eines geringen Renteneinkommens im Alltag umsetzen.

Auch die Partnerschaft muss an die neue Lebenslage angepasst werden. Die verstärkte Häuslichkeit des Ehemannes kann zu ehelichen Spannungen führen. Oft müssen Frauen die auftauchende Sinnkrise ihres Ehepartners – der sich an eine neue, unstrukturierte Lebenssituation anzupassen hat – mit bewältigen.

Diese Aufgabe dürfte für Frauen bei konjunktur- oder strukturbedingter Frühpensionierung des Ehemannes besonders entscheidend sein. Die Langeweile des pensionierten Ehemanns und sein Wunsch nach gemeinsamer Freizeitgestaltung oder die Erkrankung des älteren Ehepartners kann bei Frauen häufig auch den Übergang in den Ruhestand beschleunigen.

(HÖPFLINGER 1994)

Soziale Kontakte

Den Auszug der Kinder, die Pensionierung des Ehepartners oder die eigene Pensionierung erleben Frauen mit eingeschränkten sozialen Kontakten primär als eine negative Lebenserfahrung. Dies betrifft vor allem Frauen, die eine starke Ehe- und Familienzentrierung aufweisen.

Das Engagement in nicht-familiären sozialen Rollen ist eine wichtige Voraussetzung für das Wohlbefinden im Alter. Daher ist es wichtig, dass sich Frauen nicht allein nur auf die Ehe und die Familie zentrieren, sondern durch eine berufliche Tätigkeit oder eine anderweitige außerhäusliche soziale Orientierung ihren Alterungsprozess positiv beeinflussen. Es entsteht dadurch ein Schutz vor

mangelnder Kompetenz, Einsamkeit und Langeweile und vor dem Gefühl eines „sinnlosen“ Lebens im Alter. (LEHR 2000)

Berufliche Perspektiven

Nach der Kindererziehung versuchen viele Frauen wieder einen Einstieg in den Beruf. Die Berufstätigkeit zählt dabei meistens als Mittel zu neuer Sinnfindung und Selbstverwirklichung. Aber auch die Chancen für eine größere persönliche Entfaltung und Unabhängigkeit sind von großer Bedeutung. Der berufliche Wiedereinstieg kann (abhängig von der zeitlichen Größe der Erziehungspause) durch die großen Unterschiede in der früher und heute geforderten Berufsqualifikation zu geringen Chancen auf dem Arbeitsmarkt führen.

Nach COLEMAN und ANTONUCCI (1983) weisen berufstätige Frauen im mittleren Erwachsenenalter ein höheres Selbstwertgefühl, weniger Angstgefühl, eine bessere psychische Gesundheit, eine höhere Ehezufriedenheit und eine allgemeinere Lebenszufriedenheit als reine Hausfrauen auf. (FALTENMAIER, MAYERING et al. 1992)

HELSON, ELLIOT und LEIGH (1990) thematisierten „Arbeit und Familie“ noch genauer und stellten fest, dass das Agieren von Frauen in unterschiedlichen Rollen als Berufstätige, Partnerin und Mutter und das Aktivsein in sehr unterschiedlichen Lebensbereichen abhängig ist von einem positiven Selbstbild (OERTER/ MONTADA 1995)

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.4 Das mittlere und das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. 42- 63 Jahre)

4.4.3 Kognitive Perspektiven der Frau im mittleren Erwachsenenalter

Die kognitiven Fähigkeiten sind im mittleren Erwachsenenalter wie auch schon davor weiterhin einer mehr oder minder deutlichen Abnahme unterworfen, deren Abbau zum einen durch biologische Prozesse begründet ist. Abfallende kognitive Leistungen können durch größeren Erfahrungsschatz, Sicherheit und Lerntechnik kompensiert werden. Älteren Menschen fällt es schwerer als jüngeren, sich in neue Wissens- und Tätigkeitsbereiche einzuarbeiten und darin höchsten Anforderungen gerecht zu werden.

Dem entgegensetzen ist, dass es Erwachsenen viel leichter fällt, ihren einmal erreichten Leistungsstand in solchen Bereichen zu bewahren oder sogar zu steigern mit deren Fragen und Anforderungen sie sich alltäglich auseinandersetzen. (MIETZEL 1992)

Geschlechtsspezifische Unterschiede in den „fluiden“ und „kristallinen“ Fähigkeiten bestehen darin, dass bei Frauen die Abnahme der „fluiden“ Intelligenz ihren Anfang zu einem früheren Zeitpunkt nimmt. Eine bessere Schulausbildung verlangsamt mitunter auch deutlich den Altersabbau der intellektuellen Leistungen.

Wer seine kognitiven Fähigkeiten im Alter weitgehend erhalten möchte, sollte versuchen, lange geistig aktiv zu bleiben. (LEHR 2000)

Das mittlere Erwachsenenalter als Krise oder als Chance

Allgemein wird der Beginn des mittleren Erwachsenenalters oft als Krise erlebt, begleitet von starkem inneren Aufruhr. Alte Muster und Werte werden in Frage gestellt, Frauen machen sich von Illusionen frei, überprüfen sich selber und lernen, auf die Ideale der Jugend zu verzichten. Sie erwerben die Fähigkeit, Verhaltensmuster zu durchschauen und zu hinterfragen und sich von überholten Vorstellungen zu lösen. Menschen lassen sich im mittleren Erwachsenenalter als „Produzenten ihrer eigenen Entwicklung begreifen“ (OERTER/MONTADA: 1995. LERNER U. BUSCH-ROSSNAGEL: 1981).

Durch die gesteigerten Möglichkeiten der Verantwortungsübernahme und der Erweiterung von Handlungsspielräumen können auch die Gestaltungsmöglichkeiten der eigenen Entwicklungsbedingungen steigen.

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.5 Das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. ab 63 Jahren)

4.5.1 Biologisch - physiologische Perspektiven im höheren Erwachsenenalter

Altern wird in der differentiell-pluralistischen Entwicklungskonzeption als intraindividueller (Veränderung und Konstanz altersbedingter Abbauprozesse sind von Individuum zu Individuum verschieden), multidimensionaler (Altersprozesse verlaufen keineswegs generell in Richtung auf eine Verminderung psychischer Kompetenzen) und multikausaler (Altersprozesse sind nicht einfaktoriell bedingt) Prozess beschrieben. (FALTENMAIER, MAYERING et al. 1992).

Das Pensionsalter ist daher nur zum Teil ein Definitionskriterium für den Beginn des Alterns. Heute wird die Lebensphase sogar oft in sich noch dreigeteilt in:

- junge Alte (60-69 Jahre),
- Betagte (70-79 Jahre)
- Hochbetagte (ab dem 80igsten Lebensjahr).

Gerade bei Frauen kann biologisches, psychologisches und soziales Altern auseinanderfallen, daher ist das chronologische Alter immer nur ein sehr grober Indikator. Da aus demographischen Gründen die Mehrheit der Betagten und Hochbetagten weiblichen Geschlechts ist, sind Frauen in vieler Hinsicht von typischen Problemen des Alterns stärker betroffen als Männer. (LEHR 2000).

In der Vergangenheit wurde das höhere Alter sehr negativ eingeschätzt, und zwar sowohl subjektiv als auch objektiv. Dies hat sich mittlerweile etwas verändert. Das Altern wird heute „positiver, neutraler, situativer und differenzierter“ (QUIDOR UND ZUCHOWSKI 1993: 97) gesehen. Dennoch dominieren auch heute noch negative Einschätzungen, wobei die alten Frauen und Männer sich selber in wesentlich geringerem Maße negative Merkmale zuschreiben.

Der Preis weiblicher Langlebigkeit ist in der Häufigkeit von physischen und psychosomatischen Erkrankungen im Alter und dem Risiko der Pflegebedürftigkeit zu finden. Geschlechtsspezifische Unterschiede liegen in der Morbidität (Krankheitshäufigkeit) und Mortalität (Sterblichkeit).

Während Männer häufiger an lebensbedrohenden Krankheiten (z.B. Herzerkrankungen) erkranken, sind Frauen eher von Erkrankungen, die funktional einschränken (Arthritis, Osteoporose (Knochenschwund), Diabetes, Bluthochdruck, Inkontinenz) betroffen. Psychische Erkrankungen (chronische Angstzustände, affektive Störungen) und depressive Syndrome werden bei älteren Frauen doppelt so häufig diagnostiziert als bei gleichaltrigen Männern.

Die höhere Lebenserwartung spiegelt sich in dem hohen Anteil von Alzheimerpatientinnen wieder.

Eine Erklärung für die größere Häufigkeit diverser Krankheiten und gesundheitlicher Beschwerden im Alter finden wir bei der Frau mitunter in der

vermehrten Konfrontation mit Stress durch die Doppelbelastung (Familie und Beruf) und mit der Bewältigung von Krisen des Partners (Pensionierung, Krankheit) und kritischen Lebensereignissen (Krankheit des Partners, Tod des Partners, Verwitwung).

Ältere Frauen schätzen im Allgemeinen ihren Gesundheitszustand subjektiv schlechter ein als ältere Männer. Der subjektive Gesundheitszustand hängt im höheren Alter vor allem von der Fähigkeit ab, körperlich aktiv zu bleiben.

Gesundheit ist auf alle Fälle ein wichtiges Element der Lebenszufriedenheit. Sportliche nicht an Leistung gebundene Aktivitäten (Wandern, Schwimmen, Fahrrad fahren) bis ins betagte Alter hinein können den körperlichen Altersprozess positiv beeinflussen.

(LEHR 2000)

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.5 Das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. ab 63 Jahren)

4.5.2 Sozial-emotionale Perspektiven der Frau im höheren Erwachsenenalter

Soziale Beziehungen eines Individuums sind über die Lebensspanne hinweg einem Wandel unterworfen, so auch im Übergang der Frau vom mittleren ins höhere Erwachsenenalter.

Die Aktivitätstheorie von TARTLER (1961) geht von der Annahme aus, dass Lebenszufriedenheit im höheren Alter abhängig ist von der sozialen Aktivität, während die Disengagement – Theorie von CUMMING und HENRY (1961) die Zufriedenheit im Alter mit einer Reduzierung der sozialen Kontakte verbindet. Beide Theorien können je nach konkreten Rollen und spezifischen Eigenarten des Individuums zutreffend sein oder nicht. Eine hohe Zufriedenheit in der Pflege außerfamiliärer Beziehungen (Aktivitätstheorie) aber auch in der nachlassenden Aktivität in der Elternrolle (Disengagement – Theorie) zeigen, dass beide Theorien relevant sind.

Ein weiterer Aspekt der Lebenszufriedenheit im höheren Erwachsenenalter kommt in der Kontinuitätstheorie von ATCHLEY (1989) zum Tragen, indem die Erhaltung von ein Leben lang erworbenen Handlungs- und Orientierungsmustern als robuste Anpassungsstrategie im Alter angesehen wird.

QUIDOR UND ZUCHOWSKI stellten eine höhere Introvertiertheit älterer Frauen fest und führen diese am ehesten auf die Geschlechtszugehörigkeit und auf das Alter als prägende Faktoren zurück. Dieselben Faktoren bedingen ihrer Meinung nach die geringe Offenheit von Frauen höheren Alters. Eine zunehmende Selektivität im Aufsuchen sozialer Kontakte wird in dieser Lebensspanne beobachtet, wie es auch die Sozial-emotionale Selektivitätstheorie von CARSTENSEN (1993) beschreibt. Es werden weniger soziale Kontakte gepflegt, aber dafür stehen Intimität und Wert der Interaktionspartner füreinander im Zentrum dieser Kontakte. (LEHR 2000).

Eintritt in den beruflichen Ruhestand

Die eigene Pensionierung bedeutet für Frauen, dass neue Aktivitäten und ein neuer Tagesrhythmus gefunden werden müssen. Soziale Kontakte am Arbeitsplatz gehen verloren und müssen kompensiert werden, z.B. durch besonders befriedigende Beziehungen zu ausgewählten anderen Menschen. Erwerbstätige Frauen erfahren ihre eigene Pensionierung grundsätzlich ähnlich wie die Männer. Jedoch sind Frauen oft stärker betroffen durch kritische Lebensereignisse (Erkrankung des älteren Ehemanns, Pflegebedürftigkeit der eigenen Eltern).

Frauen müssen dazu aufgrund geringerer beruflicher Qualifikation und niedrigerer Löhne mit geringeren Renten auskommen. Vor allem betroffen sind davon ledige und geschiedene Frauen, was sich auf ihr Selbstwertgefühl, ihre Lebenszufriedenheit und ihre konkrete Lebensgestaltung auswirken kann. Trotz der niedrigen Rentenerwartung zeigen alleinstehende Frauen eine bessere Anpassung an den Übergang in den Ruhestand, was zum Teil mit der Tatsache erklärt werden kann, dass sie sich schon während des mittleren

Erwachsenenalters einen persönlichen Lebensraum durch Freizeitaktivitäten und Sozialkontakte aufbauen konnten, wie es den berufstätigen Hausfrauen ihrer Doppelrolle wegen nicht möglich war. (HÖPFLINGER 1994)

Verwitung

Der Verlust des Ehe- oder Lebenspartners erfordert eine Vielzahl von Neuorientierungen. Die Frau verliert neben einem Vertrauten (auch im Bezug auf persönliche Aussprachen) einen Sozial- und Freizeitpartner. Meistens bieten in der ersten Zeit danach Kinder, Geschwister, Freunde und Nachbarn Ersatzpartner für den Verlust des Lebenspartners dar. Durch die Veränderung von einem Zwei-Personenhaushalt in einen Ein-Personenhaushalt müssen Wohnverhältnisse neu geregelt werden und durch große geschlechtsunterschiedliche rechtliche Regelungen kann es bei Frauen mitunter zu einer Verschlechterung des Einkommens kommen. Längerfristige individuelle Auswirkungen wie Einsamkeit, Depression, Lebensunzufriedenheit und eine erhöhte Morbidität und Mortalität lassen sich nicht generell feststellen und sind eher in einer differentiellen Perspektive zu sehen.

Frauen kommen mit dem Verlust des Ehe- oder Lebenspartners durch ein ausgeprägtes intensiver gepflegtes soziales Umfeld besser zurecht als Männer.

Verwitung kann bei Frauen trotz aller Sorgen und Benachteiligungen auch zu einem reiferen und abwechslungsreicheren Leben als während der Ehe und zu persönlichen Veränderungen wie z.B. einem sozialen Engagement in neuen Kontakten und Aufnahme von Aktivitäten wie Reisen und Tanzen führen. (FALTENMAIER, MAYERING et al. 1992)

Soziale Kontakte

Während bei Frauen im mittleren Erwachsenenalter das Informationsbedürfnis ein wesentliches Motiv zur Aufnahme sozialer Kontakte darstellt, rückt im höheren Erwachsenenalter die emotionale Qualität in den Vordergrund.

Hauptsächlich Frauen tragen und pflegen die familiären und verwandtschaftlichen Kontakte zwischen den Generationen, so dass sie auch im Alter stärker in ein innerfamiliäres Kontaktnetz einbezogen sind.

Frauen pflegen dazu eher Freundschaften mit einer hohen emotionalen Intensität. Langjährige enge Freundinnen der gleichen Generation können durch gleiche Lebenserinnerungen und Werthaltungen wesentlich mithelfen, altersbedingte körperliche, geistige und soziale Veränderungen mit zu tragen und fördern damit Gesundheit und Lebenszufriedenheit älterer Frauen. (LEHR2000).

Sexualität

Obwohl in biologischer Hinsicht die Sexualität der Frau weniger beeinträchtigt wird als die des Mannes, hören Frauen meistens mit koitalem Sex sechs Jahre früher

auf als Männer.

Das Sexualleben der älteren Frau wird nicht vom eigenen sexuellen Bedürfnis bestimmt, sondern vom Sexualleben des Mannes.

Dass die Sexualität heute noch verbunden ist mit Jugend, Attraktivität und Leistung führt oft zu einer sexuellen Entwertung älterer Frauen und zu einer Doppeldiskriminierung als Frau und als Hochbetagte.

(Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit u. Soziales 2000)

Übersiedlung ins Alten- oder Pflegeheim

Das Geschlecht der hilfs- und pflegebedürftigen Betagten und Hochbetagten ist zum größten Teil weiblich. Chronische psycho-organische Störungen (Demenz) führen bei Frauen häufiger zu einer Institutionsaufnahme, da sie aufgrund höherer Lebenserwartung jenes Alter erreichen, indem solche Störungen gehäuft auftreten. (HÖPFLINGER 1994)

Die Übersiedlung ins Alten- oder Pflegeheim stellt für die betroffenen Hochbetagten einen wichtigen Einschnitt in ihrem Lebenslauf dar. Die selbstständige Lebensführung wird aufgegeben und die Wohnverhältnisse sind in den gängigsten Altersheimen meist weniger privat und mehr beengt. Das soziale Umfeld ändert sich und wird altershomogen. Die finanziellen Verhältnisse ändern sich vor allem für Pflegeheimbewohnerinnen, die aufgrund der hohen Pflegekosten meist zu Sozialhilfeempfängern werden. Die zeitliche Rhythmisierung des Tages ist geprägt durch organisatorische Abläufe wie festgelegten Zeiten für Frühstück, Mittag- und Abendessen sowie für nachmittägliche Veranstaltungsangebote. Die Individualität der älteren Menschen wird eingeschränkt. (FALTENMAIER, MAYERING et al. 1992)

Dass ältere Menschen im Alter trotz körperlicher Beeinträchtigungen weiterhin mitten im Leben stehen und nicht ins gesellschaftliche Abseits gedrängt werden wollen, zeigten Anfang 1994 elf ältere Frauen, die sich einig waren, nicht als alte Menschen und als Pflegefälle im Alten- oder Pflegeheim landen zu wollen.

Seitdem gibt es mit Hilfe des gemeinnützigen Vereins „Freie Altenarbeit Göttingen“ die

1. Alten-WG in Göttingen und eine der wenigen Alten-WGs in der Bundesrepublik

Der Wegweiser für dieses Projekt in der Arbeit mit alten Menschen war für den FAG-Verein das Interesse daran nicht für, sondern mit alten Menschen zu arbeiten, zu planen und zu entscheiden. Dies entsprach auch der Philosophie des Vereins, die auf den Grundgedanken des „Empowerment“ (sich seiner Ressourcen und Fähigkeiten bewusst werden und sie für die Bewältigung der alltäglichen Probleme zu nutzen) aufbaut. Es gilt, Bedingungen zu schaffen, die den älteren Menschen ein selbständiges Leben bis an ihr Lebensende ermöglichen.

Emotionalität im Alter

Lange Zeit wurde nur die Veränderung der Emotionalität in der Kindheit betrachtet,

erst neuere Untersuchungen befassen sich mit der Entwicklung der Emotionen im Alter; dabei stellt sich die Frage, ob diese Lebensphase besonders durch negative Emotionen charakterisiert ist, und zum anderen beschäftigen sich viele Arbeiten damit, inwieweit sich der Emotionsausdruck in Gestik und Mimik mit dem Altern verändert.

Die Häufigkeit von positiven affektiven Zuständen (fröhlich, enthusiastisch, usw.) nimmt im höheren Alter allmählich ab, die Häufigkeit von negativem Affekt (Furcht, Ärger, Schuldgefühle, Scham, Bedrücktheit) unterscheidet sich aber nicht über die Altersgruppen hinweg. Dennoch berichten ältere Menschen aus ihrem subjektiven Erleben eher seltener von negativen Emotionen, vielmehr weisen sie insgesamt eine höhere Zufriedenheit auf als jüngere Erwachsene. (OERTER/MONTADA: 1995. LAWTON ET AL. 1993)

MALATESTA (1987) stellte fest, dass die Klarheit des Emotionsausdrucks bei älteren Menschen deutlich reduziert ist, was auf eine altersbedingte Abnahme der Kontrolle über die Gesichtsmuskulatur zurückzuführen ist. Nach LEVINSON (1991) sind emotionale „Basismechanismen“ im Alter intakt, wirken jedoch aufgrund der verminderten Affektintensität älterer Menschen häufig auf ihre Umgebung als weniger emotional (OERTER/MONTADA 1995).

Lebensbewältigung im Alter

Es hat den Anschein, als ob ältere Menschen über eine Vielzahl von Ressourcen verfügen, um mit denen sich auf das Wohlbefinden auswirkenden Belastungen im höheren Alter zurechtzukommen.

Nach einer Studie von CHAPPELL und BADGE (1989) mit 60 jährigen Probanden hängen die Lebenszufriedenheit und das Wohlbefinden im höheren Alter maßgebend davon ab, ob ältere Menschen über einen Gefährten oder eine Vertrauensperson verfügen.

QUIDOR UND ZUCHOWSKI hingegen führen die hohe Lebenszufriedenheit im höheren Alter auf die Tatsache zurück, dass Frauen eine hohe soziale Orientierung aufweisen, die sie von Kindheit an in hohem Maße erlernen (müssen) und ihr Leben lang ausüben. (QUIDOR UND ZUCHOWSKI 1993: 87)

Vor allem ältere Menschen mit einem hohen Selbstwertgefühl, stellten FILIP und AYMANN (1987) fest, sind eher in der Lage, die mit vielen Belastungen im höheren Erwachsenenalter verbundene Selbstwertbedrohung auszublenden.

Erstaunlich ist, dass nach einer Studie von MEEKES, CARSTENSEN et al. (Studie III, 1989) ältere Patienten ihre Erkrankung in deutlich geringerem Maße als belastend einschätzen als jüngere Patienten. LAWTON et al. (1992) stellte im Allgemeinen höhere Werte in emotionaler Kontrolle, Stabilität und Reife bei älteren Probanden im Vergleich zu der jüngsten Verhaltensgruppe fest. Was in jüngeren Jahren als „Belastung“ oder „Bedrohung“ erlebt wurde, erfährt nach PAUL BALTES (1992) im Alter eine anderer Bedeutung und ist emotional weniger bedeutsam. (OERTER/MONTADA 1995)

Weiterhin wählen ältere Menschen ihre Interaktionspartner zur Sicherung ihres Wohlbefindens danach aus, ob diese ihnen vornehmlich der Selbstwerterhaltung dienen und Intimität und Offenheit gewähren (OERTER/MONTADA: 1995).

CARSTENSEN 1992, 1993).

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.5 Das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. ab 63 Jahren)

4.5.3 Kognitive Perspektiven der Frau im höheren Erwachsenenalter

Intellektuelle Leistungsfähigkeit unterscheidet sich bei den Betagten und Hochbetagten, wie im mittleren Erwachsenenalter schon näher beschrieben, durch eine interindividuelle Variabilität. Diese Variabilität ist bedingt durch die Verschiedenheit der Generationen, Lebenskontexte, Persönlichkeiten und den individuellen Lebenslauf.

Grundsätzlich, finden man hinsichtlich der Intelligenzleistungen im höheren Alter Stabilität wie auch einen alterskorrelierten Abbau vor. Die Intelligenzminderung betrifft eher die Leistungen, in denen die Geschwindigkeitskomponente bedeutsam ist. (OERTER/MONTADA: 1995. Vgl. MAYER & BALTES 1995, EISDORFER 1965).

Die psychometrische Intelligenz

Die psychometrische Intelligenz wird in zwei verschiedene Formen aufgeteilt

(OERTER/MONTADA: 1995. CARTELL 1963, HORN 1978, u. a.). Es zeigen sich hier geschlechtsbezogene Unterschiede bezüglich der Abnahme von Intelligenzleistungen:

Die fluide Intelligenz bezieht sich auf das logische Denken, die Fähigkeit zu abstrahieren, schöpferisch und erfinderisch zu sein und sich auf neue Situationen einzustellen. Sie ist dabei unabhängig vom erworbenen Wissensstand. Diese Form der Intelligenz nimmt bei Frauen früher ab.

Die kristalline Intelligenz hat mit erlernten Strategien, erworbenem Wissen und erworbenen Fähigkeiten zu tun. Organisch bedingt nimmt diese Intelligenzform ab dem 90igsten Lebensjahr bei beiden Geschlechtern ab. Eine Abnahme in fast allen Teilfunktionen der Intelligenz wird ab etwa dem 75. Lebensjahr beobachtet, dabei scheint diese Abnahme durch Training reversibel zu sein (OERTER/MONTADA: 1995. SCHAIE 1993).

| Form | Fluide, flüssige Intelligenz | Kristalline Intelligenz |
|---|---|--|
| Kultur- und erfahrungsabhängiges Wissen | spielt dabei keine Rolle | spielt dabei keine Rolle |
| Wird charakterisiert durch folgende Fähigkeiten | Abstrahieren, Schlussfolgerungen, Begriffsbildung, Kurzzeitgedächtnis | Sprachgewandtheit, schulische Lerninhalte |
| Im Alter ist zu beobachten | Abfall dieser Form der Intelligenz, da sie abhängig von neurologischen und physiologischen Vorgängen ist, oder da sie zu wenig genutzt wird | Stabil, oder eher eine Zunahme dieser Intelligenzform durch Strategien des Lernens und Erinnerns, durch erlernte Problemlösungsverfahren |

| | | |
|-----------------|---|--|
| Ist trainierbar | Eher nicht | Ja |
| | Diese Form der Intelligenz nimmt bei Frauen früher ab | Diese Form nimmt bei Männern früher ab |

Ebenso können Erkrankungen und Agonie zur Intelligenzminderung führen.

Schaie (1983) konnte nachweisen, dass es einen Zusammenhang zwischen bestimmten Erkrankungen und Intelligenzleistungen im höheren Erwachsenenalter gibt. So weisen ältere Menschen mit kardiovaskulären Erkrankungen und Arthritis im Allgemeinen schlechtere Intelligenzleistungen auf.

Eine Erhaltung der geistigen Aktivität ist auch hier eine gute Empfehlung für die Lebenszufriedenheit im höheren Erwachsenenalter.

Nach der Seattle-Längsschnittstudie von BOSWORTH und SCHAIE (1999) wurde ein rapid verlaufender Abfall kristalliner Intelligenz im 90igsten Lebensjahr nachgewiesen.

Das Phänomen des „terminal drop“ zeigt in „follow back“ – Analysen einen deutlich nachweisbaren Abfall der intellektuellen Leistungsfähigkeit und allgemeinen Anpassungsfähigkeit des alternden Individuums kurz vor dem jeweiligen Todeszeitpunkt.

(OERTER/MONTADA 1995 / Lehr 2000)

Das Gedächtnis

SUGAR und MCDOWD (1992) beschäftigten sich mit Einflussfaktoren auf die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses und ihrer interindividuellen Variabilität im Alter. Sie stellten fest, dass die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses älterer Menschen von bestimmten Ausgangsbedingungen wie genetischen Faktoren (z.B. Abnahme der Kapazität des Kurzzeitspeichers durch die reduzierte Geschwindigkeit der Informationsverarbeitung), gegenwärtigen Lebensumständen (Lebensalter, Anforderungen der Lebenswelt) und emotionalen sowie motivationalen Faktoren abhängig ist. HÜPPE (1998) untersuchte die emotionalen Faktoren und fand heraus, dass die Gedächtnisleistungen bei älteren Menschen bei positiver emotionaler Befindlichkeit deutlich besser waren als unter neutralen Bedingungen.

Weiterhin nimmt im Allgemeinen bei älteren Menschen die Geschwindigkeit des Abrufs von gehaltenem Material eher ab. Das freie Erinnern aus dem Langzeitgedächtnis ist für ältere Menschen schwierig, wenn sie keine Hinweisreize zur Verfügung haben.

Studien legen nahe, dass es älteren Personen schwer fällt, Informationen vom Kurzzeit- in das Langzeitgedächtnis zu übertragen. Dabei ist wohl eher die spontane Nutzung als die Kapazität des Gedächtnisses beeinträchtigt, da z.B. bei der Verwendung von alltagsnahen Texten altersbezogene Lern- und Gedächtnisdifferenzen nicht mehr oder weniger stark auftreten.

Weisheit wird kulturgeschichtlich betrachtet von jeher mit dem Alter assoziiert (OERTER/MONTADA: 1995. BOSCHIED 1994). So entspricht es der Tatsache, dass in älteren Kulturen und Religionen Weisheit im Alter als eine höchst wünschenswerte, gleichwohl interindividuell unterschiedlich ausgeprägte Form

menschlichen Wissens gilt.

Dennoch ist in der Regel nur eine Minorität, die meist zugleich eine herausragende soziale Position einnimmt, damit ausgestattet.

Das Wissen, welches man als Weisheit auslegt, schließt das Verstehen von Bedeutung und Zweck des Lebens mit ein und zeigt sich im sozialen Verhalten des älteren Menschen.

Dabei kann Weisheit sowohl als Entwicklungsziel als auch als Voraussetzung der erfolgreichen Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im höheren Alter angesehen werden (OERTER/MONTADA: 1995. BALTES 1979, ERIKSON 1973).

Weise Personen zeichnen sich nach dieser Vorstellung durch Ruhe und Gelassenheit aus, zentrieren ihr Leben um die Verantwortung für andere und entsagen dem Streben nach Macht und Ruhm ebenso wie sie Angst vor Alter, Krankheit und Tod hinter sich gelassen haben.

Laut SMITH und BALTES (1990) bestätigt keine empirische Studie, dass Weisheit mit dem Alter zunimmt, sondern verteilt sich, wenn sie auch nur selten zu finden ist, über alle Altersbereiche. Vielleicht erleichtern diese „Mythen des Alters“ einfach auch nur das Älterwerden für die Menschen. (OERTER/MONTADA 1995)

4 Entwicklungspsychologische und soziologische Grundlagen zur Entwicklung zur Frau

4.5 Das höhere Erwachsenenalter als Frau (ca. ab 63 Jahren)

4.5.4 Umgang mit der Endlichkeit des Lebens

Die Entwicklungspsychologie thematisiert insbesondere die Aspekte der Auseinandersetzung mit Tod und Sterben, die im Zusammenhang mit Lebensrückblick und –bilanzierung stehen. Der Rückblick auf sein eigenes Leben und dessen Bilanzierung ist kein passiver Prozess, sondern ein aktives Bemühen Stärken und Schwächen des eigenen Lebens zu sehen und die zurückliegenden Jahre auch im Hinblick auf die individuelle Lebenspläne zu bewerten. Die tief verankerte Akzeptanz des eigenen Lebens scheint zur Akzeptanz der Endlichkeit des eigenen Lebens und des eigenen Sterbens führen zu können.

(FALTENMAIER, MAYERING et al. 1992)

Nach SCHMITZ-SCHERZER (1991) weisen Untersuchungen darauf hin, dass die Sterbende oft eher bereit ist, den Tod anzunehmen und darüber reden möchte.

Jedoch beeinflusst die Angst das Erleben und Verhalten der Angehörigen, die sich häufig unvorbereitet in der Rolle des Begleiters Sterbender befinden. (LEHR 2000)

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

5.1.1 Benachteiligung im Kindergarten?

Unter den Kindern der Kindergärten und Kindertagesstätten ist die Teilhabe der Geschlechter ungefähr gleich verteilt. Schauen wir nun im Hinblick auf die heutige Kindertagesstätten-situation die Beschäftigungsstatistiken an, so werden wir feststellen, dass der Beruf des Erziehers eine reine Frauenmetropole ist. Welche Auswirkungen diese Dominanz für die Kinder hat, ist heute noch keinesfalls ganz geklärt.

Heutigen Beobachtungen zu Folge werden die Mädchen, von den Erzieherinnen vor den Jungen in Schutz genommen oft als Unterstützung in Bezug auf Mitverantwortung den Kleineren gegenüber gerne in Anspruch genommen.

Erzieherinnen leben den Mädchen die Mutterrolle vor, hemmen so die Selbständigkeit der Mädchen und diese werden dadurch an ihrer Entfaltung gehindert.

Bei den Jungen sieht es wie folgt aus:

- es wird ihnen weniger Zutrauen entgegengebracht.
- sie müssen stärker ihre Bedürfnisse einfordern.
- sie werden bei unpassendem Verhalten öfter ermahnt als die Mädchen.
- sie gelten des öfteren als Störenfriede.
- Sie haben kein männliches Identifikationsmodell

Wir sehen anhand dieser Auflistungen, dass sowohl für Mädchen wie auch für die Jungen Vor- und Nachteile entstehen. Hannelore Faulstich – Wieland verweist darauf, dass für sie die eindeutigen Nachteile bei den Jungen liegen. (Hannelore Faulstich-Wieland: Die Gleichstellung der Geschlechter als zentrale Aufgabe in allen Bildungsbereichen)

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

5.1.2 Verteilung der Geschlechter an Schulen

Im vorschulischen Bereich der Kindergärten fällt auf, dass die Einschulungsempfehlungen für die Mädchen positiver ausfallen als für die Jungen. D.h. Mädchen werden in der Regel früher eingeschult, als Jungen (diese werden öfters zurückgestellt).

Die Verteilung nach Mädchen und Jungen ist in den Schularten verschieden. Besonders hohe Anteile von Jungen finden sich in Sonderschulen (63,2 %) und Hauptschulen (56,4 %). Die Überrepräsentanz an Sonderschulen ist vielleicht auch damit zu erklären, dass Jungen häufiger an körperlichen und geistigen Behinderungen erkranken. Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Störung (ADHS) tritt häufiger bei Jungen auf als bei Mädchen.

ADHS: ADHS liegt vor, wenn aufmerksames und impulsives Verhalten mit oder ohne deutliche Hyperaktivität ausgeprägt sind, nicht dem Alter und Entwicklungsstand entsprechend und zu Störungen in den sozialen Bezugssystemen, der Wahrnehmung und im Leistungsbereich von Schule und Beruf führen.

Gegenüber der Überrepräsentanz an Sonder- und Hauptschulen sind Jungen und junge Männer an Gymnasien deutlich unterrepräsentiert (46 %).

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

5.1.3 Nichtversetzungen im Schuljahr 2003/2004

Unterscheidet man die Nichtversetzten-Quote zwischen den einzelnen Schularten nach Geschlecht, so ist deutlich zu vernehmen, dass Mädchen häufiger das Klassenziel erreichen als Jungen. An den Grundschulen liegt die Nichtversetzten-Quote (1 % bei den Jungen und 0,8 % bei den Mädchen) zwar noch recht eng beieinander, während an weiterführenden Schulen ein deutlicher Unterschied zwischen den Geschlechtern sichtbar wird.

So wurden an den Hauptschulen durchschnittlich 3,2 % der männlichen, aber nur 1,8 % der weiblichen Schüler nicht versetzt. Die Quote an den Gymnasien betrug 3,9 % männlich und 2,4 % bei den weiblichen Schülern. An den Realschulen stellen wir den höchsten geschlechtsspezifischen Unterschied fest, hier haben 5,1 % von den männlichen und 3,3 % von den weiblichen Schülern das Klassenziel nicht erreicht.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

5.1.4 Schulabschlüsse

Geschichte:

1886 legten die ersten Mädchen in Deutschland ihr Abitur ab, worauf 1908 offiziell die ersten Mädchengymnasien errichtet wurden.

Jedoch war die Präsenz der Jungen bis zu den 60er und 70er Jahren deutlich höher als die der Mädchen. In den 60er und 70er Jahren stieg die Akzeptanz höherer Schulbildung für Mädchen, so dass ab diesem Zeitpunkt immer mehr Mädchen von der Grundschule auf das Gymnasium wechselten. 1988 wurde erstmals die 50-Prozentmarke übersprungen und 1995 war erstmals zu registrieren, dass der Mädchenanteil bei der Abiturprüfung in Baden-Württemberg höher war, als der der Jungen. Seitdem steigt dieser Anteil von Jahr zu Jahr.

Bei der Generation der heute 60-70-Jährigen haben Männer(67%) und Frauen (70%) überwiegend einen Haupt-/Volksschulabschluss.

Bei den heute 20 bis 30-Jährigen in Baden-Württemberg sieht die Verteilung der Schulabschlüsse folgendermaßen aus:

Männer: 2,4% ohne A. 33,2% Hauptschule 27,4% Realschule, 37,4% Abitur

Frauen: 2,5% ohne A. 32,7% Hauptschule 33,0% Realschule 31,8% Abitur

(Quelle: Stat. Landesamt, Meister-Scheufelen, 2005)

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

5.1.5 Berufliche Bildung

Duales Ausbildungssystem

Bei der beruflichen Bildung (duales Ausbildungssystem) sind männliche Auszubildende stärker vertreten (59,4 %) als weibliche Auszubildende (40,60 %). Auffallend ist jedoch, dass mehr Mädchen mit Hochschulzugangsberechtigung in das duale Ausbildungssystem wechseln. Nach wie vor konzentriert sich über die Hälfte aller Mädchen (52%) bei rund 350 wählbaren Ausbildungsberufen auf einen der zehn häufigsten Ausbildungsberufe. Seit 1985 hat sich nur wenig geändert.

Die TOP 3 bei Mädchen sind:

Arzthelferin

Bürokauffrau

Kauffrau im Einzelhandel

Auch Berufe wie Arzt- oder Zahnarzthelferin, Friseurin oder Erzieherin, die später wenig Möglichkeiten des beruflichen Aufstiegs bieten, sind nach wie vor die bevorzugten Ausbildungsberufe.

Anders dagegen bei den jungen Männern, bei ihnen sind es heute 33%, die sich auf die 10 beliebtesten Ausbildungsberufe verteilen. Sie wählten folgende Ausbildungsberufe zu ihren Top 3:

Kraftfahrzeugmechaniker

Elektroniker-Energie-Gebäudetechnik

Anlagentechnik für Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik

Unter den TOP-Ten-2004 bei Jungen sind vier kaufmännische Berufe zu finden, an der Spitze stehen moderne und zukunftssträchtige technische Berufe. So bilden sich bereits bei der Berufswahl rein geschlechtsspezifische Berufsgruppen heraus, die typischen Männer- und Frauenberufe.

Schulisches Ausbildungssystem

Im schulischen Ausbildungssystem haben wir eine deutliche Überrepräsentanz (79 %) der Mädchen. Die hier am häufigsten gewählten Berufe sind zum Teil sehr klassische „Frauenberufe“, wie z.B. Berufe im Gesundheitswesen oder auch Fremdsprachenausbildungen.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

5.1.6 Hochschulen

Im Studienjahr 2003/2004 haben in Deutschland 377.504 Studierende ihr 1. Hochschulsemester begonnen, darunter waren 48,2 % Frauen und 51,8 % Männer. An Universitäten haben wir mittlerweile bei den Erstsemestern einen höheren Frauen- als Männeranteil, dennoch bleibt ein geringerer Anteil der Frauen an den Fachhochschulen weiterhin bestehen.

Diese Anteilsunterschiede haben viel mit den Studienrichtungen zu tun:

Gut ein Drittel beider Geschlechter wählten auf Rangplatz 1 die Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Frauen wählen auf Rangplatz 2 der Studienrichtungen die Sprach- und Kulturwissenschaften. Männer wählen auf Rangplatz 2 die Ingenieurwissenschaften.

Durch die Wahl der Studienrichtungen ist auch die Unterrepräsentanz der Frauen an Fachhochschulen zu erklären, denn dort werden mehrheitlich technische Studiengänge angeboten. Weiter ist zu vermerken, dass der Frauenanteil bei den Studienanfängern in den letzten 25 Jahren überproportional zugenommen hat.

Insgesamt studierten im Studienjahr 2003/2004 2.019.831 Studenten, darunter waren 47,4 % Frauen und 52,6 % Männer. Es ist auffällig, dass sich der geschlechtsspezifische Unterschied deutlicher zeigt als im ersten Hochschulsemester. Gründe hierfür sind möglicher Weise, dass Frauen in der Regel eher ihr Studium abbrechen (z.B. bei Schwangerschaft oder anderer familiärer Probleme) als Jungen.

Unter den an Hochschulen bestanden Prüfungen 2003 waren 48,4 % weiblich und 51,6 % männlich.

Außerdem wurde nachgewiesen, dass jeder Abschluss von den Männern angeführt wird. Mit Ausnahme der Lehramtsprüfung, bei welcher eindeutig die Frauen in der Überzahl sind. Deutlich wird hier auch, je höher die akademische Laufbahn, desto geringer wird der Frauenanteil und desto mehr nimmt der Männeranteil je Bildungsgrad zu.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

5.1.7 Promotionen/Habilitationen

Außerdem wurde nachgewiesen, dass die Frauenquote abnimmt, je höher das erreichte Qualifikationsniveau ist. Während immerhin noch 37,9 % der Promotionen von Frauen abgelegt wurden, betrug ihr Anteil bei den Habilitationen nur 22,0 %. Der Anteil der Frauen in der Professorenschaft lag Ende 2003 lediglich bei 12,8%, bei den Professoren in der höchsten Besoldungsstufe (C 4) sogar nur 8,6 %.

Jedoch ist bei der Auswertung der Studie darauf zu achten, dass der Erwerb akademischer Abschlüsse sehr zeitaufwendig ist. So vergehen zwischen der Erstimmatrikulation und der Erstberufung zum Professor durchschnittlich rund zwei Jahrzehnte. Dies bewirkt, dass selbst ein rapider Anstieg der Frauenanteile in der jüngeren Generation zunächst kaum Auswirkungen auf den Frauenanteil, z.B. in der C 4- Professoren Gruppe, hat, sondern sich erst mit erheblicher Zeitverzögerung auswirkt. Der Frauenanteil nach Altersjahrgängen zeigt, dass die Frauenanteile in den jüngeren Jahrgängen, sowohl beim hauptberuflichen wissenschaftlichen und künstlerischen Personal, als auch bei der Gruppe der Professoren insgesamt und der C 4-Professoren, deutlich höher sind als bei den älteren Beschäftigten. Die Einstellungschancen haben sich für Frauen somit in der jüngeren Vergangenheit verbessert.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.1 Bildung

5.1.8 Internationaler Vergleich

In der Europäischen Union nehmen über 25 % (also jeder 4.) aller 18-jährigen nicht mehr an Bildungsmaßnahmen teil. Doch beteiligen sich mehr Frauen als Männer an Ausbildungsmaßnahmen. In 19 Ländern liegt der Anteil der Frauen, die sich mit 18 Jahren noch in Ausbildung befinden, bei über 75 %. Bei Männern dieses Alters wird dieser Anteil nur in 12 Ländern erreicht.

In der Sekundarstufe II gibt es mehr weibliche als männliche Lehrkräfte, aber dennoch weniger weibliche als männliche Schulleiter. In 21 der 29 Länder sind weibliche Lehrkräfte stärker vertreten als männliche Lehrkräfte. Allein Bulgarien und Slowenien verfügen über mehr Schulleiterinnen als Schulleiter. Der Anteil weiblicher Lehrkräfte unterscheidet sich von dem der Schulleiterinnen besonders wenig in Frankreich, Schweden und Slowenien (unter 10 %). In einigen Ländern (Belgien, Irland, Slowakei und ehemalige jugoslawische Republik Mazedonien) beträgt diese Kluft mehr als 25 %-Punkte.

5.1.9 Fazit

Zusammengefasst lässt sich folgendes sagen:

- Frauen haben höhere Schulabschlüsse und die besseren Noten als Männer
- verzichten häufiger auf ein Studium
- streben nicht so oft eine Promotion an
- habilitieren wesentlich seltener als Männer

Wir haben zwar die beste allgemeinbildende ausgebildete Frauengeneration, dennoch können nicht immer alle jungen Frauen diesen Vorteil für ihre berufliche Zukunft nutzen. Mädchen konzentrieren sich sehr stark und unverändert auf wenige Berufsfelder, die zum Teil nur geringe Aufstiegschancen bieten und schlechter bezahlt werden. Frauen wählen „Frauenberufe“, Männer wählen „Männerberufe“. Dies führt konsequenterweise zu einer Konzentration von Männer und Frauen auf jeweils unterschiedliche Berufsgruppen und damit zu einer horizontalen Teilung des Arbeitsmarktes, welcher auch geschlechtssegregierter Arbeitsmarkt genannt wird

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.2 Löhne

5.2.1 Rechtliche Grundlagen

Das Gebot der Gleichberechtigung von Frau und Mann ist in Artikel 3 im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland verankert. Diese Gleichstellungsartikel fordert die Gleichstellung der Geschlechter auch in Bezug auf die Löhne (siehe Absatz 2 und 3)

Artikel 3 (GG)

[Gleichheit vor dem Gesetz; Gleichberechtigung von Männern und Frauen; Diskriminierungsverbote]

(1) Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.

(2) Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.

(3) Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.2 Löhne

5.2.2 Entwicklung der Lohndifferenzen

Im Grundgesetz ist die Angleichung der Löhne ein politisch erklärtes Ziel. In den 80er und zu Beginn der 90er Jahre erfolgte auf die deutliche Verbesserung der Situation der Frauen eine leichte Verringerung der Lohndifferenzen. Zu bemerken ist, dass die Angleichung der Lohnsituation der Frauen an die der Männer nicht kontinuierlich verläuft. Um diese ungleichmäßige Entwicklung zu verstehen, müssen die Veränderungen in der allgemeinen wirtschaftlichen Situation berücksichtigt werden.

Hierbei wäre z.B. das Wirtschaftswachstum zu beachten, welches für die Frauen einen positiveren Einfluss auslöste als auf die Männer.

Dies ist teilweise wie folgt zu erklären:

- Die niedrigen Einkommen profitieren vom Wachstum am meisten
- Während der Wachstumsperiode der letzten Jahrzehnte wurden sehr viele Industriearbeitsplätze durch Stellen im Dienstleistungssektor ersetzt.

Die Umstrukturierung hat offenbar die Diskriminierung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt reduziert. Dieser positive Einfluss wurde jedoch teilweise durch andere Veränderungen (wie z.B. Einwanderungspolitik, weniger qualifiziertere Arbeitsplätze, zunehmende Zahl der Arbeitnehmerinnen) aufgehoben, welche die Angleichung der Löhne von Frauen und Männern bremsen.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.2 Löhne

5.2.3 Aufschlüsselung der Lohnungleichheiten zwischen Männern und Frauen

Die Lohndifferenzen zwischen Frauen und Männern setzen sich aus 3 Komponenten wie folgt zusammen:

- aus der unterschiedlichen Ausstattung von Frauen und Männern bezüglich Humankapital-Variablen (wie Ausbildung, Erfahrung oder Dienstalter)
- aus deren Preisstruktur
- aus deren Bewertung, die verschieden ausfallen kann (je nachdem ob man eine Frau oder ein Mann ist)

Zum diskriminierenden Teil der Lohndifferenzen gehören z.B., dass ein Jahr Zusatzausbildung bei einer Frau nicht gleich viel Lohn bewirkt wie bei einem Mann oder dass der Zivilstand nicht für beide Geschlechter die gleichen Auswirkungen bezüglich des Lohnes haben.

Um die Diskriminierung zu messen, wurden Hauptfaktoren analysiert, welche das Lohnniveau auf dem Arbeitsmarkt beeinflussen. Diese Methode erlaubt es festzustellen, welche in der Person liegenden Merkmale von den Arbeitgebenden in welchem Ausmaß belohnt bzw. bestraft werden.

"Wirtschaftlich betrachtet bilden Männer und Frauen fast zwei verschiedene Kästen; unter sonst gleichen Voraussetzungen haben die ersteren vorteilhaftere Stellungen, höhere Löhne, mehr Erfolgsaussichten als ihre neu aufgetretenen Konkurrentinnen; sie haben in der Industrie, der Politik usw. eine weit größere Zahl von Stellen inne, die wichtigsten Posten sind ihnen vorbehalten."
Simone de Beauvoir (1908-1986) Frz. Philosophin und Schriftstellerin, 1949

Humankapital – Variablen

Ausbildung:

Es kann festgestellt werden, dass der Arbeitsmarkt die Geschlechter ohne Grund ungleich behandelt. 1996 erhielten Männer 5,3 % Lohnsteigerung pro Ausbildungsjahr, hingegen mussten sich die Frauen mit 5,1 % zufrieden geben. (Auf dem Weg zur Lohngleichheit? (Juni 2000))

Erfahrung:

Ein Jahr zusätzliche Berufserfahrung erhöht das Erwerbseinkommen der Frau um 2,2 %, bei den Männern steigt es um 2,5 %. (Auf dem Weg zur Lohngleichheit? (Juni 2000))

Zivilstand

Es wird eine unterschiedliche Behandlung von Frauen und Männern in Bezug auf

den Zivilstand festgestellt. Männerlöhne sind immer noch Familienlöhne, während Frauenlohn als Zweiteinkommen und somit als Zusatzeinkommen angesehen wird.

So kann festgehalten werden, dass verheiratete Männer mehr Lohn bekommen als die ledigen Männer (1996 lag dieser Bonus bei 4,5 %). Jedoch wirkt die Ehe bei den Frauen nicht ganz so positiv, hier lag der Bonus 1996 nur bei 3,7 %. Hierbei handelt es sich eindeutig um die altbekannten Vorurteile gegenüber verheirateten Frauen (Risiko einer Schwangerschaft). Umgekehrt wird die Ehe bei den Männern als größere Stabilität gewertet.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.2 Löhne

5.2.4 Löhne und Gehälter 2004

Bruttomonatslöhne

Handel, Kredit und Versicherungsgewerbe

Angestellte

| | |
|-----------------|---------|
| Im Durchschnitt | 2.881 € |
|-----------------|---------|

| | |
|----------|---------|
| Männlich | 3.231 € |
|----------|---------|

| | |
|----------|--------------------------|
| Weiblich | 2.436 € = 24,6 % weniger |
|----------|--------------------------|

Arbeiter

| | |
|-----------------|---------|
| Im Durchschnitt | 2.460 € |
|-----------------|---------|

| | |
|----------|---------|
| Männlich | 2.549 € |
|----------|---------|

| | |
|----------|------------------------|
| Weiblich | 1.885 € = 26 % weniger |
|----------|------------------------|

Großhandel (Angestellte)

| | |
|-----------------|---------|
| Im Durchschnitt | 3.005 € |
|-----------------|---------|

| | |
|----------|---------|
| Männlich | 3.298 € |
|----------|---------|

| | |
|----------|--------------------------|
| Weiblich | 2.470 € = 25,1 % weniger |
|----------|--------------------------|

Einzelhandel (Angestellte)

| | |
|-----------------|---------|
| Im Durchschnitt | 2.288 € |
|-----------------|---------|

| | |
|----------|---------|
| Männlich | 2.634 € |
|----------|---------|

| | |
|----------|-------------------------|
| Weiblich | 2.025 € = 23,1% weniger |
|----------|-------------------------|

Produzierendes Gewerbe

Angestellte

| | |
|-----------------|---------|
| Im Durchschnitt | 3.304 € |
|-----------------|---------|

| | |
|----------|---------|
| Männlich | 3.693 € |
|----------|---------|

| | |
|----------|--------------------------|
| Weiblich | 2.602 € = 29.5 % weniger |
|----------|--------------------------|

Quelle SEQ Quelle * ARABIC 1: Eigene Darstellung nach Destatis (März 05)

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.2 Löhne

5.2.5 Geschlechterdifferenz bei den Löhnen

Verteilung der Löhne

In Deutschland lagen im Oktober 2001 die durchschnittlichen Bruttomonatsverdienste der vollzeitbeschäftigten Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen im Produzierenden Gewerbe, Handel, Kredit- und Versicherungsgewerbe bei 2835 €. 16 % mehr als im Oktober 1995. Im Vergleich zu den Bruttomonatsverdiensten nahmen die Nettomonatsverdienste ab: Von 1990 bis 1995 ist der Anteil der nominalen Nettomonatsverdienste an den Bruttomonatsverdiensten von 69 % auf 65,1 % zurückgegangen. Im Oktober 2001 lag er mit 64,7 % noch niedriger als vor sechs Jahren.

Verteilung der Löhne nach Geschlecht

Seit 1995 steigen die Frauenverdienste stärker (Plus von 20 %) als die Verdienste der Männer (+ 15 %). Frauen verdienen jedoch in allen Arbeitnehmergruppen der erfassten Wirtschaftsbereiche weniger als Männer. So verdienten in Deutschland im Jahr 2003 die weiblichen vollzeitbeschäftigten Angestellten im Produzierenden Gewerbe, Handel, Kredit- und Versicherungsgewerbe durchschnittlich 2.602 € monatlich. Das sind rund 30 % weniger als ihre männlichen Kollegen. In den neuen Ländern war der Verdienstunterschied zwischen Frauen und Männer deutlich geringer als im früheren Bundesgebiet. In den neuen Bundesländern verdienten die weiblichen Angestellten 2.176 € und die Arbeiterinnen 1.515 € und damit 23 % bzw. 22 % weniger als ihre männlichen Kollegen.

Ursachen für Verdienstunterschiede:

Einstufung in Leistungsgruppen:

So waren im Jahr 2003 40 % der männlichen Angestellten in Deutschland der Leistungsgruppe II, die verantwortliche Tätigkeiten und besondere Erfahrungen voraussetzt, zugeordnet, jedoch nur 15 % der weiblichen Angestellten. Bei den Arbeitern waren 60 % der Männer und nur 13 % der Frauen Fachkräfte.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.2 Löhne

5.2.6 Allein lebende Frauen sind in Deutschland materiell benachteiligt

Am 08. März 2001 teilte das Statistische Bundesamt mit, dass allein lebende Frauen in Deutschland in ihren materiellen Lebensverhältnissen, verglichen mit allein lebenden Männern, benachteiligt sind.

So betragen z.B. 1998 die hochgerechneten ausgabefähigen Einkommen und Einnahmen von 8,5 Millionen allein lebenden Frauen im Durchschnitt monatlich 1.458 €. Dies waren knapp 82 % des Betrages, der allein lebenden Männern (1.780 €) zur Verfügung stand. Jedoch sind die beträchtlichen Unterschiede zum Teil auch Folge eines „demographischen Struktureffekts“ (Auf dem Weg zur Lohnleichheit? (Juni 2000)): Die Gruppe der allein lebenden Frauen wird auf Grund ihrer höheren Lebenserwartung anteilmäßig durch ältere Frauen im Rentenalter dominiert, während der höhere Anteil bei Männern jüngere Personen im erwerbsfähigen Alter aufweist.

Des Weiteren haben allein erziehende Mütter ein deutlich höheres Risiko, in eine finanzielle Notlage zu geraten. So ist unter den allein erziehenden Müttern der höchste Anteil von Personen mit Niedrigeinkommen zu finden. Je jünger diese Frauen sind und je mehr Kinder sie haben, desto prekärer ist in der Regel ihre wirtschaftliche Lage. In Baden-Württemberg bezieht fast jede zweite allein erziehende Mutter (3 Kinder) Sozialhilfe.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.2 Löhne

5.2.7 Internationaler Vergleich von Lohndifferenzen

Zwischen 1969 und 1990 sind die Lohnunterschiede in allen entwickelten Ländern kleiner geworden. Die größte Entwicklung fand in Australien statt, wo sich der Lohnnachteil der Frauen von 35 % auf 12 % reduzierte. Die geringste Reduktion der Lohndifferenz wurde in Japan festgestellt, dort sind auch 1990 die Löhne der Frauen 50 % niedriger als die der Männer. Diese Differenz hat seit 1969 um 1 % abgenommen.

Die skandinavischen Ländern haben die niedrigsten Lohndifferenzen innerhalb der OECD. 1990 lag das Durchschnittseinkommen der Schwedinnen 10 % unter dem der Schweden, in Norwegen waren es 14 % und in Dänemark 17 % gegenüber der männlichen Bevölkerung.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.2 Löhne

5.2.8 Fazit

Zusammengefasst lässt sich folgendes sagen:

- Die meisten Lohndifferenzen sind – wegen Vorurteilen- auf diskriminierendes Verhalten gegenüber Frauen zurückzuführen (evtl. Ausfall wegen Schwangerschaft, Familie usw.).
- Frauen erhalten bei gleicher Qualifikation trotzdem weniger Lohn.
- Frauen erhalten im Durchschnitt 30 % weniger Lohn als Männer.
- Die Lohnunterschiede haben sich seit 1969 in allen entwickelten Ländern verkleinert.
- Allein lebende Frauen sind gegenüber männlichen Singles materiell benachteiligt.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.3 Biologische Aspekte

5.3.1 Demographische Entwicklung

"Wir brauchen eine Neuorientierung im Gesundheitswesen, die den geschlechtsspezifischen Unterschieden Rechnung trägt."
Christine Bergmann (*1939) Dt. Politikerin, 2001

Lebenserwartung

In Deutschland liegt die durchschnittliche Lebenserwartung einer Frau bei 80,3 Jahren, die eines Mannes bei 74 Jahren. Hier zeigt sich eine Differenz von 6,3 Jahren. In den folgenden Kapiteln wird sich anhand medizinischer Statistiken deutlich die biologische Benachteiligung zwischen den beiden Geschlechtern zeigen, welche, neben kulturellen Ursachen, die Entwicklung dieser Statistiken bestimmt. Im Vergleich zu Baden Württemberg und dem Bodenseekreis zeigt die Statistik jedoch Unterschiede. Die Differenz am Bsp. Baden Württemberg beträgt nur 5,9 und am Bsp. Bodenseekreis nur 5,3 Jahre. Die oben genannten Zahlen beziehen sich auf die Lebenserwartung bei der Geburt im Jahre 1997. Bei Betrachtung der Sterbetafel zeigt sich, dass erst ab einem Alter von ca. 80 Jahren mehr Frauen als Männer versterben. Dies lässt sich jedoch ganz einfach erklären. Männer machen ca. 2/3 der vor dem 65. Lebensjahr Verstorbenen aus. Also sterben mit höherem Lebensalter logischerweise mehr Frauen als Männer, da es in diesem Alter nur noch vergleichsweise wenige Männer gibt.

Prognosen zur Bevölkerungsentwicklung

Die Bevölkerung in Deutschland wird sich in den nächsten fünf Jahrzehnten komplett verändern. Während sich heute ein Großteil der Bevölkerung in der Verteilung über das gesamte Spektrum erstrecken, wobei Männer sowie Frauen immer älter werden und die biologischen Faktoren eine immer größere Rolle spielen. Die Zahl der Geburten wird weiter zurückgehen und die Zahl der über Achtzigjährigen drastisch ansteigen. Hierdurch wird ein Versorgungsproblem der Rentner entstehen, welches durch die rückgängige Zahl der Erwerbsfähigen nicht ohne weiteres gelöst werden kann. Anhand des Altersaufbaus von 2001 und der Prognose von 2050 verdeutlichen sich die Problematiken sehr deutlich.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.3 Biologische Aspekte

5.3.2 Medizin: Krankheiten und Mortalität

Mortalität

Als kurzer Überblick über die Todesursachen von Männern und Frauen folgen hier zwei Statistiken des Deutschen Krebsatlanten der DKFZ Heidelberg. Die Statistiken bieten einen guten Überblick über die Verteilung der Todesursachen nach Geschlechtern. Risikounterschiede zwischen den Geschlechtern sind bei fast allen Krankheiten deutlich erkennbar und lassen sich oft auch einfach erklären. Die Ursachen sind meist verhaltensbedingt. Die Suchtgewohnheiten sind z.B. ausschlaggebend für die Häufigkeit von Lungenkrebs. Das Verhalten im Straßenverkehr und das hieraus resultierende Risiko eines tödlichen Verkehrsunfalls durch Eigenverschulden ist auch ein geschlechtsspezifisch typisches männliches Verhalten.

Die Medizin macht jedoch auch den unterschiedlichen Hormonhaushalt für Geschlechtsunterschiede in der Epidemiologie verantwortlich.

Bösartige Erkrankungen / Krebs

In Deutschland stirbt etwa jeder vierte Mensch an Krebs. In den letzten Jahren verbesserten sich Präventivmaßnahmen und Behandlung dieser Erkrankungen stetig und die Lebenserwartung bei Krebs konnte hierdurch stark verbessert werden. Die Erkrankung an Krebs steigt jedoch weiter an und ist auf dem besten Weg, die Koronaren Herzkrankheiten als Todesursache Nummer eins in Deutschland abzulösen. 25-30 % der Krebserkrankungen sind dem Rauchen zuzuschreiben. Auch Ernährungs- und Trinkgewohnheiten spielen mit 20-45 % eine große Rolle. (Siehe auch Kapitel Sucht). Bei Männern steht der Lungenkrebs mit 26,3 % an erster Stelle der Krebstodesursachen, während diese bei Frauen mit 12 % an dritter Stelle steht. Beachtet man die Häufigkeit der auftretenden Fälle, so stellt sich heraus, dass fast viermal soviel Männer Lungenkrebs bekommen als Frauen. Dieses Beispiel zeigt die Benachteiligung von Männern im Suchtverhalten, da Lungenkrebs zu 70 % durch das Rauchen ausgelöst wird. Frauen sterben jedoch zu 20,4 % an Brustkrebs. Diese Benachteiligung ist genetisch und durch Risikofaktoren (z.B. Ernährung, Zeitpunkt der ersten Geburt) bedingt und zeigt die andere Seite der Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Bei allen anderen Beispielen der Statistik ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern wesentlich geringer und somit für eine Analyse der Benachteiligung zu vernachlässigen

Koronare Herzkrankheiten

Koronare Herzkrankheiten sind Krankheiten, welche durch Verengung und Verschluss der Herzkranzgefäße (Koronargefäße) zu einer Minderdurchblutung des Herzmuskels und hierdurch zu einem Sauerstoffmangel am Herzmuskel führen. Durch diese Ursachen kommt es zu Angina Pectoris (Engegefühl und

Schmerzen in der Brust) und zum absolut lebensbedrohlichen Herzinfarkt. Beim Herzinfarkt wird ein Teil des Herzmuskels durch einen Gefäßverschluss nicht mehr mit Sauerstoff versorgt und das Gewebe beginnt abzusterben. Eine ganze Reihe von Risikofaktoren spielt für die mit der KHK eingehende Arteriosklerose eine Rolle. Übergewicht (Adipositas), Rauchen, Alkoholkonsum, Diabetes Mellitus, Stress, Bewegungsmangel, Bluthochdruck, um nur einen Teil der Risikofaktoren zu nennen, lösen diese Gefäßverschlüsse aus. Noch immer sind von der KHK mehr Männer als Frauen betroffen. Bis zum 69. Lebensjahr sind überwiegend Männer betroffen, die Zahl der betroffenen Frauen steigt jedoch bei den Betroffenen ab 69 Jahren deutlich an. Bei den Risikofaktoren sind jedoch meist Männer unter 69 Jahren mehr belastet als Frauen. Auch sind Frauen eher offen für regelmäßige Vorsorgeuntersuchungen und gehen bei beginnenden Beschwerden meist früher zum Arzt als Männer. Diese Tatsache wendet oft noch Schlimmeres ab, da bei rechtzeitigem Erkennen durch invasive Maßnahmen Schlimmeres verhindert werden kann.

Schlaganfall (Apoplex)

Der Schlaganfall, auch als Hirninfarkt bezeichnet, ist eine Durchblutungsstörung im Gehirn. Meist fallen durch diese Störung Funktionen des Gehirns „wie vom Schlag getroffen“ aus. Meist ist nur eine Gehirnhälfte betroffen, weshalb die Symptome auch nur einseitig auftreten. Diese sind u.a. Sprachstörungen, Halbseitenlähmungen (Hemiparese), Sensibilitätsstörungen (Taubheitsgefühl) und Bewusstseinsstörungen. Zu 85 % liegt eine, durch einen Gefäßverschluss bedingte Durchblutungsstörung vor, zu 15 % eine durch ein geplatztes Gefäß entstandene Hirnblutung.

Ähnlich wie beim Herzinfarkt liegt der Erkrankung eine ganze Reihe von Risikofaktoren zugrunde. Rauchen, chronischer Bluthochdruck, Diabetes Mellitus (wirkt gefäßschädigend), eine KHK und für Frauen die Verbindung Pille und Rauchen, sind eine Reihe der wichtigsten Risikofaktoren. Statistisch gesehen sind Frauen öfters betroffen als Männer. In der Altersgruppe der Betroffenen zwischen 35 und 65 Jahren sind Männer jedoch mit 70 % der Verstorbenen weitaus mehr betroffen.

Oft gehen dem akuten Schlaganfall Transitorische Ischämische Attacken vor. Diese Vorstufe zeigt sich mit den gleichen Symptomen, es handelt sich jedoch nur um eine. Wird diese Vorstufe jedoch nicht ernst genommen und kein Arzt konsultiert, kommt es oft zum eigentlichen Schlaganfall mit bleibenden Schäden.

Frauen sind durch ein erhöhtes Thromboserisiko, vor allem in Verbindung mit der Anti-Baby-Pille besonders gefährdet. Männer leiden jedoch öfters an einem erhöhten Blutdruck und Fettleibigkeit. Die Benachteiligung biologischer Art am Beispiel Schlaganfall ist also nicht leicht darzustellen, da sie wie auch beim Herzinfarkt durch eine ganze Reihe von Risikofaktoren bestimmt wird.

Frauen, die die Pille einnehmen und zugleich Rauchen, haben ein sehr hohes Risiko.

Bei den einzelnen Beispielen ist oft die Rede von Risikofaktoren. Hierbei taucht fast immer die Fehlernährung und Fettleibigkeit auf.

Die folgende Statistik zeigt anhand des BMI und des Gewichts den Unterschied zwischen den Geschlechtern deutlich auf. Der BMI errechnet sich aus Körpergewicht: (Körpergröße in m²). Anhand des Werts lässt sich einfach festlegen, ob Übergewicht bzw. Untergewicht vorliegt.

Durch eine Umfrage im Mai 2003 konnte das Statistische Bundesamt eine Statistik veröffentlichen, welche alle Altersgruppen der deutschen Bürger mit durchschnittlichem BMI vergleicht. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Umfrage im Bezug auf Risikofaktor Ernährung folgen als Auszug.

Männer :

Der Durchschnitt der Männer in Deutschland hat eine Körpergröße von 1,77m und wiegt 81,8 kg. Hieraus errechnet sich ein BMI von 26. Also steht der Durchschnittsmann an der Grenze zum Übergewicht.

Frauen :

Der Durchschnitt der Frauen hat eine Körpergröße von 1,65m und wiegt 67,3 Kg. Hieraus errechnet sich ein BMI von 24,7. Also stehen Frauen gleich wie die Männer im Durchschnitt an der Grenze zum Übergewicht.

Nach Auswertung der Statistiken wird klar, dass Männer im Vergleich zu Frauen im Bereich des Übergewichts wesentlich stärker betroffen sind, während im Bereich des extremen Übergewichts Frauen und Männer fast gleichauf sind. Im Bereich des Untergewichts sind Frauen jedoch viermal mehr betroffen als Männer. Diese Tatsache lässt sich jedoch wahrscheinlich auf den biologischen Körperbau und das andere Körperbewusstsein von Frauen zurückschließen.

Esstörungen: Magersucht und Bulimie

Magersucht und Bulimie treten vor allem bei jungen Mädchen in der Pubertät auf. Der krankhafte Wahn, immer schlanker zu werden und die Angst, fett zu sein, treiben die Erkrankten immer tiefer in die Selbsterstörung. Heranwachsende Jungen, Männer und Kinder vor der Pubertät sind wesentlich seltener betroffen. Meist treten die beiden Krankheiten im Wechsel bzw. gleichzeitig auf. In den letzten Jahren nehmen die Krankheiten immer mehr zu und treten meistens in der Ober- und Mittelschicht auf.

"Als ich mit 16 Jahren mein erstes Album aufnahm, musste ich mir von meinem Produzenten anhören, ich sei zu fett. Ich nahm mir das so zu Herzen, dass ich fünf Jahre lang unter Magersucht und Bulimie litt"
Alanis Morissette (*1978) Kanadische Sängerin, 2002

Ausgelöst werden die Krankheiten durch ein vermindertes Selbstwertgefühl und das Gefühl, der Gesellschaft durch ein Schönheitsideal gefallen zu müssen. Oft schaffen es Patienten, die Krankheit über Jahre hinweg geschickt zu verstecken, was einen therapeutischen Ansatz meist nicht einfach macht. Betroffen sind fast nur Frauen.

Verkehrsunfälle / Verkehrstote

Die Statistik der Verkehrsunfälle/Verkehrstoten in Baden-Württemberg zeigt, dass deutlich mehr Männer unter den Verkehrstoten zu finden sind als Frauen. Vor allem junge Menschen machen den Großteil der zu beklagenden Verkehrstoten in Baden-Württemberg aus.

Diese Situation lässt sich anhand der Verhaltenspsychologie leicht erklären. Junge Männer sind wesentlich risikobereiter im Straßenverkehr. Außerdem machen Männer einen Großteil der Motorradfahrer aus, welche ein noch größeres Risiko eines tödlichen Verkehrsunfalls tragen.

Psychische Störungen / Angststörungen

Im Bereich der Angststörungen (Phobien) zeigt sich deutlich eine wesentlich höhere Betroffenenrate von Frauen. Dies lässt sich nicht genau erklären. Zum einen könnte es daran liegen, dass bei Frauen eine Diagnostik durch den Arzt und somit eine statistische Erfassung, wesentlich wahrscheinlicher ist, zum anderen an der Hypothese, dass Frauen eher zu Angst neigen als Männer.

"Wenn depressive Patientinnen in die psychiatrische Krisenambulanz oder geschlossene Abteilung kommen, klagen sie zuerst darüber, dass sie ihren Haushalt nicht mehr schaffen und die Familie nicht mehr versorgen können. Ich habe noch nie von einem Mann gehört, der sich für krank hält, weil er den Haushalt nicht schafft."

Andrea Hüttner deutsche Psychiaterin, 1997

Folgende Statistik zeigt die Anzahl der Betroffenen von Angststörungen, getrennt nach Geschlecht.

| Art der Angststörung | Männer | Frauen |
|----------------------|--------|--------|
| Soziale Phobie | 1,3 % | 2,7 % |
| Panikstörung | 1,7 % | 3,0 % |
| Allg. Angststörung | 9,0 % | 19,5 % |

Im Vergleich hierzu folgende Statistik, welche das Fehlverhalten Betroffener am Arbeitsplatz untersucht hat. Erfasst wurden Männer und Frauen mit mindestens einem Fehltag pro Monat. Hierbei, zum Vergleich auch Patienten und Patientinnen mit anderen Erkrankungen, z.B. aus dem Bereich der Inneren Medizin.

| Zustand / Erkrankung | Männer | Frauen |
|---------------------------|--------|--------|
| Keine psych. Störung | 11,8 % | 11,5 % |
| Keine körperliche Störung | 10,6 % | 11,5 % |
| Diabetes | 23,3 % | 24,5 % |
| Depression | 19,9 % | 20,3 % |
| Alkoholabhängigkeit | 19,6 % | 15,9 % |
| Spez. Phobie | 29,2 % | 27,2 % |
| Soziale Phobie | 46,2 % | 28,2 % |
| Panikstörung | 33,0 % | 30,0 % |

Beim Fehlverhalten am Arbeitsplatz ist der Unterschied zwischen Männer und Frauen besonders auffällig. Bei den meisten Krankheiten gleicht sich das Fehlverhalten ungefähr aus bzw. ist eine verhältnismäßig kleine Differenz gegeben.

Bei der Sozialen Phobie ist dies jedoch nicht zutreffend. Fast die Hälfte aller betroffenen Männer kommt auf mindestens einen Fehltag pro Arbeitsmonat. Vergleichsweise nicht einmal ein Drittel der Frauen erreichen dies.

Es lässt sich nun die Spekulation aufstellen, dass Männer eher dazu neigen, bei sozialen und gesundheitlichen Problemen zu flüchten und nicht zur Arbeit zu erscheinen, während Frauen sich eher fügen und trotz Krankheit zur Arbeit gehen. Um dies zu belegen, reichen jedoch Statistiken nicht aus.

„Jeder Mann legt Wert darauf, ein im Grunde „einsamer Mensch“ zu sein. Man respektiere das. Ihn sentimental sein zu lassen. Männer brauchen das - und können es nur bei einer Frau sein. Zynische Männer sind am sentimentalsten (Zynismus als Stacheldraht um ein weiches Herz)“
Irmgard Keun, Schriftstellerin

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.3 Biologische Aspekte

5.3.3 Suchtmittel

Unterteilung von Suchtmittel

Wenn nicht zwischen Drogen und Medikamenten unterschieden wird, werden Drogen oft unterteilt in

- a) **Legale Drogen:** Genussmittel wie Koffein, Nikotin, Alkohol...
- b) **Illegale Drogen:** Rauschmittel wie Haschisch, Heroin, Kokain, LSD ...
- c) **Medikamente:** Arzneimittel wie Anregungs-, Beruhigungs-, Schlafmittel...

Diese Aufgliederungen verführen zu der Annahme, dass es grundsätzlich Unterschiede zwischen den Mitteln gibt. Unter Genussmitteln verstehen wir Stoffe, die unser Leben auf wohlthuende Weise angenehmer gestalten. Arzneimittel dienen zur Behandlung von Krankheiten und nur Rauschmittel werden als schädliche Substanzen gesehen, die das Bewusstsein verändern.

Allgemeine Informationen zu Suchtmitteln im Bezug auf das Geschlecht

Der Gebrauch von pflanzlichen Drogen durch den Menschen lässt sich auf eine Zeit von mindestens 10.000 Jahren vor Christus zurück bestimmen. Bei magischen, kultischen oder religiösen Handlungen wurden die berausenden Wirkungen verschiedener Pflanzen von Medizinmännern, Schamanen, Priesterinnen unter anderem genutzt, um mit der Natur, mit den Geistern und Göttern in Verbindung zu treten.

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass auch die meisten Arten der heute bekannten Drogen und Medikamente durch Männer, wenn auch oft zufällig entdeckt bzw. erfunden wurden. Um nur einige Beispiele zu nennen war es Albert Hoffmann, der LSD entdeckte, Friedrich Wilhelm Sertürner entdeckte das Morphinum.

In der Zwischenzeit kann man nicht mehr davon ausgehen, dass Männer mehr von Drogen berührt sind als Frauen. Je nach Art der Droge, Alter der Person und soziale Umfeld können Männer sowie Frauen betroffen sein. Die nachfolgenden Statistiken geben Auskunft über die Verteilung der Suchtmittel bei den Geschlechtern.

Legale Drogen

Alkohol

Biologisch gesehen besteht für Frauen ein höheres Risiko, da sie insgesamt weniger Körperflüssigkeit haben, wodurch die Alkoholkonzentrationen im Körper bis zu 30 % höher sein können.

Frauen entwickeln häufiger Leberstörungen, da sie eine östrogenbedingte (Geschlechtshormon) verminderte Alkoholdehydrogenase (ADH) – Aktivität (Enzym zum Alkoholabbau) im Magen haben. Im Lauf des Lebens verringert sich bei Männern die ADH im Magen, sodass für über 50 jährige diesbezüglich ein gleiches Risiko für Männer und Frauen besteht.

Alkoholkonsum bei jugendlichen Männern und Frauen:

Während das regelmäßige Bier-, Wein- und Spirituosentrinken seit 25 Jahren kontinuierlich abnimmt, hat sich der Anteil Jugendlicher, die alkoholische Mixgetränke konsumieren, zwischen 2001 und 2004 von 8 auf 16 Prozent verdoppelt.

Als „besonders erschreckend“ bewertet die Drogenbeauftragte der Bundesregierung in ihrem am 22.04.2004 vorgestellten Drogenbericht, dass jede zweite Alkoholvergiftung, die in Krankenhäusern behandelt werden muss, ein Mädchen betrifft. Deren Anteil lag im Jahr 2000 noch bei 30 Prozent. Ursächlich dafür sei die Beliebtheit der süßen Alkopops, dem am häufigsten von weiblichen Jugendlichen genossenen Rauschmittel.

(Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung: Sucht und Drogenbericht April 2004)

Bei Frauen und Männern zeichnet sich eine Abnahme in den letzten Jahren ab, Männer neigen jedoch häufiger zum Alkoholismus.

Zwar geht der der Alkoholkonsum bundesweit zurück, Alkoholabhängigkeit tritt jedoch immer noch sehr häufig auf. Männer neigen häufiger zum Alkoholismus, in den meisten Ländern ist die Rate der alkoholabhängigen Männer zu Frauen derzeit 3:1. Die Anzahl der alkoholabhängigen Frauen jedoch nimmt stetig zu. Vor allem junge Frauen (18 – 20 Jahre) konsumieren zunehmend häufiger Alkohol. Zwischen dem 21. und 24. Lebensjahr ändert sich dieses Verhältnis dramatisch.

Gegenüberstellung der Blutalkoholwerte bei Mann und Frau

Nachfolgend wurde der Blutalkoholwert unter Zugabe gleicher Alkoholmenge bei Mann und Frau anhand einer Schätzformel ermittelt. Diese Schätzformel beruht auf wissenschaftlichen Tatsachen, kann aber nie ganz genaue Werte liefern. Sie hat sich jedoch bei kontrollierten Trinkversuchen als relativ zuverlässig erwiesen. Die Formel führte zu Werten, die der gemessenen Atem- Alkoholkonzentration bedeutend nahe kam.

Fakt ist jedoch, dass Frauen zu einer höheren Promillezahl und langsameren Abbau des Blutalkoholgehalts bei gleicher Alkoholmenge tendieren. Dies lässt sich am deutlichsten daran erkennen, dass bei Frauen pauschal 0,1 Promille dazugerechnet werden.

Nikotin

Nikotinkonsum bei jungen Männern und Frauen - Europaweit

Nach einer Untersuchung der Weltgesundheitsorganisation (WHO-HBSC-Erhebung von 2002/03) raucht etwa ein Fünftel aller 15-Jährigen in den EU-Ländern täglich. Entgegen den leicht sinkenden Zahlen der allgemeinen Statistik ist bei Jugendlichen in keinem EU-Land seit 1993/94 der Tabakkonsum zurückgegangen.

Erschreckend ist hierbei zu betrachten, dass in 5 von 6 Ländern mehr Mädchen als Jungen zur Zigarette greifen. Mädchen fangen zwar erst später an, ab dem 14. Lebensjahr haben allerdings mehr Mädchen als Jungen bereits Erfahrung mit Tabak. Schüler von Hauptschulen hatten hier die höchsten Werte, Gymnasiasten zeigten die niedrigsten Werte.

Nikotinkonsum bei Erwachsenen

Betrachtet man die Entwicklung der 18- bis 59-Jährigen zwischen 1997, 2001 und 2003, so ergeben sich nur leichte Veränderungen im Hinblick auf die Verteilung der Raucher, Exraucher und Nichtraucher. Insgesamt ist ein leichter Rückgang des Anteils der Raucher von 37 % im Jahr 1997, 35 % im Jahr 2000 auf 34 % im Jahre 2003 zu beobachten. Bei den Frauen sind die Anteile der Raucherinnen (30 %) unverändert geblieben. Bei den Männern ging der Anteil der Raucher von 43 % (1997) auf 37 % zurück.

Geschlechtsspezifische Erkrankungen in Folge von Nikotinkonsum

Bei Frauen sowie Männern können ähnliche Folgen des Nikotinkonsums wie Tumore und Herz- Kreislauferkrankungen auftreten, es gibt jedoch auch unterschiedliche Risiken und Erkrankungen.

Frauentypische Erkrankungen und Risiken in Folge des Nikotinkonsums können sein:

- Zyklusstörungen
- Herabgesetzte Fertilität (Fruchtbarkeit)
- Gefährdung der Schwangerschaft
- Osteoporose
- Thromboserisiko

Männertypische Erkrankungen und Risiken in Folge des Nikotinkonsums können sein:

- Impotenz
- Schädigung des Spermas
- Tendenz zu Herz- und Kreislauferkrankungen

Illegale Drogen

Cannabis ist die am häufigsten konsumierte illegale Droge in Deutschland. Im Rahmen der Bundesstudie 2003 gaben 26 % der befragten 18- bis 59-Jährigen Westdeutschen und 15 % (2000: 11 %) der Ostdeutschen (18 bis 34 Jahre: 30,3 %, 2000: 24,5 %) an, in ihrem Leben mindestens einmal Cannabis konsumiert zu haben. Die statistischen Angaben aus den Bevölkerungsumfragen dürfen aufgrund der schweren Erreichbarkeit dieser Konsumentengruppe jedoch nur als grobe

Anhaltspunkte verstanden werden.

(Quelle: Sucht- und Drogenbericht April 2004)

Drogentote in Deutschland

An legalen Drogen wie Alkohol und Nikotin sterben immer noch erheblich mehr Bundesbürger wie an illegalen Drogen. Gründe hierfür sind natürlich die einfachere Beschaffung durch die Legalität, sowie die so oder so schon weite Verbreitung.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.3 Biologische Aspekte

5.3.4 Sexualverhalten und Fortpflanzung

Potenzstörungen bzw. Impotenz

Weltweit sind 152 Millionen Männer von einer Erektile Dysfunktion (ED) oder Impotenz betroffen, schätzt die Weltgesundheitsorganisation WHO.

Umgangssprachlich sind damit Erektionsstörungen gemeint.

Alleine in Deutschland sind rund vier bis sieben Millionen Männer im Alter zwischen 30 bis 70 Jahren von einer ED betroffen, ergab eine Umfrage der Universität Köln (Cologne Men Survey, 2000). Mit zunehmendem Alter steigt die Wahrscheinlichkeit einer Potenzstörung deutlich an.

- Die Studie zeigte, dass bis zum 40. Lebensjahr nur jeder Hundertste befragte Mann unter einer ED litt.
- Bei den 60- bis 70-jährigen waren es hingegen schon 31 Prozent der Männer.

In der Altersgruppe von 60-69 Jahren gaben zwar mehr als 30 Prozent der Befragten an, Potenzschwierigkeiten zu haben, aber nur 14,3 Prozent der Männer legten Wert auf eine Behandlung.

Störungen der weiblichen Sexualität:

Störungen der weiblichen Sexualität - umgangssprachlich und häufig auch abwertend oft als „Frigidität“ bezeichnet - können in verschiedenen Bereichen sexueller Aktivität (Verlangen, Erregung, Orgasmus, sexuell bedingte Schmerzen) auftreten. Zumindest vorübergehend treten diese Probleme bei einer großen Anzahl von Frauen auf. Es werden verschiedene Ursachen diskutiert; häufig zeigen sich bei den Betroffenen ein starker Leistungsdruck und Ängste in Bezug auf die eigene Sexualität. Da (als Ursache oder in Folge der sexuellen Störungen) oft Partnerschaftsprobleme auftreten, wird der Partner in die Therapie mit einbezogen.

Sexuelle Dysfunktionen treten recht häufig auf:

- Etwa 35% der Frauen berichten, dass sie zumindest für eine gewisse Zeit kein Verlangen nach sexueller Aktivität haben.
- Bei etwa 11% der Frauen treten Störungen der sexuellen Erregung auf.
- Circa 5% der Frauen geben an, noch nie einen Orgasmus erlebt zu haben.
- 20% der Frauen berichten, nur selten zum Orgasmus zu kommen.
- Bei mindestens 8% der Frauen treten beim Geschlechtsverkehr Schmerzen auf.

„Frigidität“ bedeutet also mancherlei dem männlichen Partner gegenüber:

Entwertung der männlichen Sexualnorm, der Männer überhaupt, oder mindestens eines bestimmten Mannes.“

Alice Rühle-Gerstel (1894-1943), dt. Psychologin, 1932

Treue und Seitensprung

Treue ist eine durch Beständigkeit und Ausschließlichkeit gekennzeichnete Haltung Ideen, Dingen, Personen und auch sich selbst gegenüber. In Sexualität und Liebe ist sie eine ausschließliche Hinwendung zum Partner, die nicht und nie durch eine gleiche Beziehung zu einem Dritten verletzt wird. Der Seitensprung ist ein umgangssprachlicher Ausdruck für eine Geschlechtsbeziehung (Liebes-Abenteuer) außerhalb einer Ehe oder auch einer festen Partnerschaft. Laut Statistik gibt jeder zweite Mann und jede zweite Frau zu, mindestens einmal fremdgegangen zu sein. Eine neue Umfrage des Meinungsforschungsinstitut Gewis ermittelt genauere Zahlen zum Thema Seitensprung:

In zwölf Monaten sind 7% Prozent der Frauen zwischen 18 und 55 Jahren fremdgegangen 11% der Männer sind in derselben Zeit fremdgegangen.

Fast die Hälfte aller Frauen waren aktiv treu: Sie hatten zwar die Chance, fremdzugehen, haben sie aber nicht genutzt.

Bei den Männern waren es mehr als ein Drittel. Über 50 Prozent hatten entweder keine Chance oder sie haben selbst nicht daran gedacht.

Kommt der Seitensprung ans Licht, macht der Treuebruch oft auf einen Schlag das gegenseitige Vertrauen zunichte. Selbstzweifel und Eifersucht nagen an den Betroffenen. Doch die Beziehung muss nicht unbedingt in die Brüche gehen. Experten raten zu einer zweiten Chance, auch wenn es schwer fällt. Denn jede Krise bietet auch die Chance auf einen Neuanfang.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.4 Gewalt

5.4.1 Definition von Gewalt

Gewalt gibt es in verschiedenen Ausprägungen, wie körperliche, verbale oder passive Gewalt. Gewalt ist ein zwangsweises Einwirken auf den Willen des Opfers. Die Gewalteinwirkung kann den Willen des Opfers völlig ausschalten, z. B. wenn der Täter sein Opfer niederschlägt. Die Gewalteinwirkung kann aber auch nur mittelbar zu dem vom Täter gewollten Verhalten führen, wie z.B. beim Bedrohen eines Dritten mit einer Waffe. Des Weiteren wird zwischen autoaggressiver Gewalt (gegen sich selbst) und Gewalt gegenüber anderen unterschieden.

Gewalt kann sein:

- Ausübung von Herrschaft und Macht.
- Nötigung, Erpressung, Vergewaltigung und Raub.
- Das Bedrohen eines Menschen mit einer Waffe.
- Gewalt in der Schule.
- Für einige die einzige Lösung ihrer Probleme.
- Anwendung von physischem oder psychischem Zwang.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.4 Gewalt

5.4.2 Opfer von Körperverletzungen

Wie man aus der Statistik des Bundeskriminalamtes vom Jahre 2003 entnehmen kann, sind Männer bei den meisten Straftaten häufiger Opfer als Frauen. Es lässt sich, laut BKA, auch bei den meisten Straftaten (außer Mord und Totschlag) ein Anstieg der Opferzahlen gegenüber dem Jahr 2002 verzeichnen.

Bei den Opfern lassen sich deutliche geschlechts- und altersspezifische Unterschiede feststellen:

- Meist männliche Opfer wurden bei Raub (Ausnahme: Handtaschenraub), Körperverletzung, Mord und Totschlag und Straftaten gegen die persönliche Freiheit registriert.
- Weibliche Erwachsene und Jugendliche (14 bis unter 18 Jahren) waren vor allem bei Sexualdelikten, aber auch bei Raubdelikten, überdurchschnittlich betroffen.
- Erwachsene weibliche Opfer zwischen 21 und 60 Jahren überwogen bei Tötungsdelikten, Straftaten gegen die persönliche Freiheit und Körperverletzungen eindeutig.
- Ältere Menschen ab 60 Jahren wurden, außer bei vollendetem Mord und Totschlag und bei Raub (meist Handtaschenraub), verhältnismäßig selten als Opfer erfasst.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.4 Gewalt

5.4.3 Gewalt in der Partnerschaft

Gewalt in der Partnerschaft ist für Betroffene, aber auch für Außenstehende unerträglich. Gefühle von Schmerz und Demütigungen sprengen den häuslichen Frieden. Gewalt in der Partnerschaft ist stets ein Ausdruck für das Unvermögen, mit dem Beziehungsalltag und seinen Herausforderungen fertig zu werden.

„Wenn Männer mit Händen, Fäusten, Hämmern oder anderen schweren Gegenständen auf Frauen einschlagen, ihnen die Arme nach hinten drehen, die Knochen brechen, den Schädel einschlagen, sie mit Füßen treten, mit Messern aufschlitzen, erschießen oder ihren ganzen Erfindungsreichtum einsetzen, um sie auf andere Art zu verletzen, dann sprechen Sozialwissenschaftler unschuldig von „häuslicher“ oder „ehelicher“ Gewalt.“
Sharon Lamb, amerik. Linguistin, 1991

Physische und psychische Gewalt zwischen Frauen und Männer finden wir überwiegend im häuslichen, partnerschaftlichen bzw. familiären Bereich. Leichte Gewalt kommt in wohl jeder Partnerschaft vor. Aber auch mittelschwere Gewalt ist weit verbreitet. Die stattfindende Gewalt, insbesondere die von Frauen gegen Männer, ist noch weitgehend tabuisiert. Dabei kämpften noch in der frühen Neuzeit Frauen mit Männern im so genannten Gottesurteil (Gerichtsprozess) in körperlichen Zweikämpfen um ihr Recht.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.4 Gewalt

5.4.4 Frauen als Opfer von Gewalt

Verstümmelung der weiblichen Geschlechtsorgane

Die Verstümmelung der weiblichen Geschlechtsorgane, die im englischen Sprachgebrauch Female Genital Mutilation (FGM) genannt wird, ist eine schwerwiegende Menschenrechtsverletzung gegenüber Mädchen und Frauen, die nicht mit kulturellen oder religiösen Traditionen gerechtfertigt werden kann.

FGM wird in vielen Ländern Afrikas und in einigen Ländern Vorderasiens und sowohl von Moslems wie Christen sowie von Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften praktiziert.

- In manchen Ländern und Regionen sind über 90 Prozent der Frauen „beschnitten“.
- Weltweit sind etwa 100 bis 132 Millionen Mädchen und Frauen betroffen.
- Jährlich werden schätzungsweise weitere 2 Millionen Mädchen einer Form der Verstümmelung der weiblichen Geschlechtsorgane unterzogen.

Genitalverstümmelung ist aber nicht nur ein afrikanisches oder vorderasiatisches Problem. Nach Informationen der WHO soll die Zahl der „Beschneidungen“ in ausländischen Bevölkerungsgruppen in Europa, Kanada und den USA zunehmen. Jedoch gibt es keine verlässlichen Zahlen. Einzelfälle werden gelegentlich über die Medien bekannt. Die genitale Verstümmelung liefert die betroffenen Mädchen und Frauen Ängsten und unsäglichen Schmerzen aus und lässt sie ihr Leben lang an den Folgen dieser Misshandlung leiden.

Vergewaltigung

„Wer sagt, das Opfer ist daran schuld, dass es vergewaltigt wurde, der könnte ebenso gut sagen, die Banken seien daran schuld, dass sie ausgeraubt werden.“

Niemand hat es verdient, vergewaltigt zu werden.“

Alice Vachss, 1993, am. Juristin

Unter Vergewaltigung fallen alle sexuellen Handlungen, die mit dem Eindringen in den Körper des Opfers verbunden sind und zu denen das Opfer mit Gewalt oder durch Drohung mit einer gegenwärtigen Gefahr für Leib oder Leben oder das Ausnutzen einer hilflosen Lage gezwungen wird. Die Vergewaltigung stellt eine besonders schwere Form der sexuellen Nötigung dar. Bei Kindern wird in diesem Zusammenhang von sexuellem Missbrauch gesprochen.

Eine Vergewaltigung zieht nicht nur körperliche, sondern auch seelische Beeinträchtigungen nach sich.

Unmittelbar nach einer Vergewaltigung berichteten in einer Befragung:

- 82% der Opfer über Gefühle der Erniedrigung zu leiden.
- 74% der Opfer hatten Angstgefühle.

- 54 % erlitten einen starken Schock.
- 52% litten unter starken Schmerzen.
- 93 % gaben an nachhaltig unter starken Ängsten zu leiden!!!

1995 wurden 6224 Opfer von außerehelichen Vergewaltigungen registriert, dies entspricht 7,6 Frauen je 100 000 weibliche Einwohner. Schätzungen gingen davon aus, dass nur jede 10 – 50 sexuelle Straftat angezeigt wird.

Der starke Anstieg spiegelt weniger die tatsächliche Entwicklung der letzten Jahre wider, als vielmehr eine verstärkte Sachaufklärung der Polizei und ein verbessertes Anzeigeverhalten der Bevölkerung.

Bei Vergewaltigung und sexueller Nötigung waren weibliche Jugendliche und Heranwachsende, bezogen auf den Bevölkerungsanteil, am häufigsten Opfer. Bei sexuellem Missbrauch von Schutzbefohlenen handelte es sich überwiegend um Kinder.

„Eine Welt ohne Vergewaltiger wäre eine Welt, in der Frauen sich frei, ohne Angst vor Männern bewegen könnten. Dass einige Männer vergewaltigen, reicht als Bedrohung aus, um die Frauen im Zustand fortwährender Einschüchterung zu halten, sich ständig bewusst zu sein, dass das biologische Werkzeug des Mannes etwas Fruchtbare ist, das sich urplötzlich in eine Waffe verwandeln kann.“

Susan Brownmiller, (* 1935) am. Journalistin und Autorin, 1975

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.4 Gewalt

5.4.5 Selbsttötung

Im Durchschnitt sterben in der Bundesrepublik Deutschland jährlich zwischen 11.000 und 12.000 Menschen durch Suizid, wobei zusätzlich von einer hohen Dunkelziffer auszugehen ist. Diese Zahl entspricht ca. 13% aller Todesfälle und übersteigt damit die Anzahl der Verkehrstoten bei weitem. In der Altersgruppe der 15- bis 35-jährigen ist der Suizid die zweithäufigste Todesursache (nach dem Unfalltod).

Die Zahl ernsthafter Suizidversuche liegt bei ca. 100.000 bis 150.000 (auch hier sind genaue Erkenntnisse aufgrund der hohen Dunkelziffern schwierig), also um den Faktor 10 bis 15 über der ausgeführten Suizide. Mit anderen Worten: Etwa jeder zehnte Suizidversuch ist erfolgreich. Die Zahl der Suizidversuche ist bei Frauen weit höher als bei Männern. Allerdings ist die Zahl der erfolgreichen Suizide bei Männern größer.

Das Verhältnis der Suizidrate von Frauen zu Männern liegt etwa bei 1:3.

- Zahlen 2002 (Deutschland): Von den 11.163 Menschen, die sich das Leben nahmen, waren 74 Prozent Männer und 26 Prozent Frauen.
- Im Jahr 1982 nahmen sich in Deutschland 18.711 Menschen das Leben, während die Zahl im Jahr 2002 bei 11.163 lag. Das heißt, dass die Suizidrate im Zeitraum von 20 Jahren um 40,3 % zurückging

Die häufigste Ursache für einen Suizid bzw. Suizidversuch liegt in diagnostizierbaren psychischen Erkrankungen.

- Ca. 90-95 % aller Suizide in westlichen Gesellschaften sind hierauf zurückzuführen.
- Suizid kommt gehäuft vor bei allen Psychosen und Depressionen.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.5 Benachteiligung im sozialen Leben

5.5.1 Das Rollenverständnis der Frau

"Hausarbeit ist Menschenarbeit, nicht Frauenarbeit."
Alice Schwarzer (* 1942), dt. Journalisten, Autorin

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann die Frau, immer selbständiger zu werden. Sie wollte von nun an nicht mehr nur als Ehefrau, Hausfrau und Mutter angesehen werden und erlangte dadurch ein Selbstbewusstsein, das ein völlig neues Gefühl für sie bedeutete. Man traf sie häufiger in der Arbeitswelt an, wodurch sich auch die Einstellung der Frau änderte. Da sie jetzt selbst Geld verdiente, wollte sie auch Gleichberechtigung. Dazu gehörte, dass sie die gleichen Ausbildungsmöglichkeiten und die gleichen Löhne verlangte und ihr auch der Zugang zu den Berufen und in die Politik nicht mehr erschwert werden sollte.

Ein sehr wichtiges Ereignis war das Erringen des Wahlrechts der Frauen im Jahre 1918, d.h. die Grundvoraussetzung für die Teilnahme am demokratischen System. 1920 zogen die Frauen mit 9,6% aller Abgeordneten in den Deutschen Reichstag ein (höchster weiblicher Anteil weltweit und erst 1983 in der BRD wieder erreicht).

Dieses Erscheinungsbild der Frau war ganz neu für viele Männer und verständlicherweise sahen sie diese Emanzipation der Frau als Bedrohung an.

Aber schon 1933 beendeten die Nationalsozialisten 80 Jahre erfolgreichen Kampfes dieser ersten Frauenbewegung. Laut dem Nationalsozialismus hatte jede Frau einen bestimmten Wert, welcher durch Heirat und noch vielmehr durch Mutterschaft gesteigert werden konnte. Doch was sich eigentlich hinter all dem verbarg, war eine Missachtung der Frau als Persönlichkeit und ihre Unterwerfung ausschließlich unter ihre biologische Aufgabe. Die Frau wurde nicht nach ihrer Persönlichkeit gewertet, nicht nach ihren geistigen und seelischen Eigenschaften. Man vertrat die alleinige Bewertung der Frau aufgrund der Mutterschaft und aufgrund des Beitrages, den sie zur Bevölkerungszahl leistete.

Diese Einstellung erniedrigte die mütterliche genauso wie die intellektuelle Frau; sie widerspricht unserer Auffassung von der Wertung und der sozialen Einordnung des Menschen nach seinem Persönlichkeitswert.

Da heute die traditionellen Geschlechterrollen nicht mehr als gegeben vorausgesetzt werden können, hat sich auch die enge Verbindung zwischen Frau, Haushalt und Familie gelockert. Heute denken und organisieren sowohl Frauen als auch Männer ihr Leben nach ganz anderen Kriterien.

Über 90% aller Frauen haben im Alter von Anfang zwanzig den Wunsch einer Familiengründung
(DJI-Familiensurvey, Dr. Gisela Meister-Scheufelen, Karlsruhe 2005).

Elternschaft und Verwirklichung über den Beruf gelten als gleichrangige, selbstverständliche Bestandteile des Lebensentwurfes, und zwar sowohl für junge Frauen als auch junge Männer. Die Option der Frauen, zu arbeiten oder eine Familie zu betreuen, werden als gleichwertig angesehen.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.5 Benachteiligung im sozialen Leben

5.5.2 Sorgerecht und Erziehung der Kinder

Im Jahr 2000 wurden von deutschen Familiengerichten 26.859 Sorgerechtsentscheidungen gefällt. In 71% aller Fälle wurde der Mutter das Sorgerecht übertragen, in nur 5% aller Entscheidungen bekam der Vater das alleinige Sorgerecht.

Die Urteile für die väterliche Alleinsorge haben abgenommen, denn im Jahr 1994 wurde das Sorgerecht noch in 8,3% aller Fälle auf den Vater übertragen.

Die Betrachtung dieser Zahlen lässt auf eine Benachteiligung der Männer bei der Sorgerechtsübertragung schließen. Schon im Familienrecht ist die elterliche Sorge nicht verheirateter Eltern nichtverheirateter Eltern geregelt. Nach §1626a BGB steht den nicht verheirateten Eltern die elterliche Sorge gemeinsam zu, wenn sie erklären, dass sie die Sorge gemeinsam übernehmen wollen oder wenn sie heiraten. Ist beides nicht der Fall, so hat die Mutter die elterliche Sorge. Gegen diesen Paragraphen versuchen verschiedene Väterorganisationen seit Jahren verfassungsrechtlich vorzugehen, da er in eindeutigem Gegensatz zu Art.3 GG Abs.3 steht, nach welchem niemand aufgrund seines Geschlechts benachteiligt oder bevorzugt werden darf und zudem unvereinbar ist mit §1626 (1) BGB: „Die Eltern haben die Pflicht und das Recht, für das minderjährige Kind zu sorgen (elterliche Sorge).“

Bei verheirateten Eltern oder nicht verheirateten, bei denen beide Elternteile das Sorgerecht der Kinder haben, übernehmen jedoch meist die Frauen den Erziehungsurlaub. Zwar finden 70% der Männer einen Erziehungsurlaub theoretisch gut, aber nur noch 40% finden ihn gut, wenn dies in der eigenen Familie anstünde und weniger als 2% nehmen ihn dann tatsächlich. So übernehmen also in den meisten Fällen die Mütter auch den Großteil der Erziehung der Kinder.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.5 Benachteiligung im sozialen Leben

5.5.3 Soziale Randgruppen

Sozialhilfeempfänger

Die Sozialhilfe hat nach dem am 1. Juni 1962 in Kraft getretenen Bundessozialhilfegesetz (BSHG) die Aufgabe, in Not geratenen Bürgern/ Bürgerinnen ohne ausreichende anderweitige Unterstützung eine der Menschenwürde entsprechende Lebensführung zu ermöglichen. Sozialhilfe wird bei Vorliegen der Anspruchsvoraussetzungen nachrangig zur Deckung des individuellen Bedarfs mit dem Ziel der Hilfe zur Selbsthilfe gewährt. Am Jahresende 2002 erhielten in Deutschland rund 2,76 Mio. Menschen in 1,44 Mio. Haushalten laufende Hilfe zum Lebensunterhalt außerhalb von Einrichtungen, um ihren Grundbedarf, vor allem an Nahrung, Kleidung, Unterkunft und Heizung decken zu können.

Mit rund 56% überwogen bei den Sozialhilfeempfängern die weiblichen Bezieher. Unter den Sozialhilfehaushalten gab es 611.000 Haushalte von Alleinstehenden, 140.000 von Ehepaaren mit Kindern und 109.000 von Ehepaaren ohne Kinder. Besonders häufig und zwar in 340.000 Fällen, bezogen allein erziehende Frauen Sozialhilfe.

Mit der sog. Sozialhilfequote kann die Sozialhilfe-Inanspruchnahme verschiedener Bevölkerungsgruppen quantifiziert und miteinander verglichen werden. So lag die Sozialhilfequote zum Jahresende 2002 auf Bundesebene bei 3,3%, wobei Frauen mit einer Quote von 3,7% relativ häufiger Sozialhilfe beanspruchten als Männer mit einer Quote von 3,0%.

Neben den Empfängerquoten lassen sich auch haushaltsbezogene Quoten bestimmen. Im allgemeinen Durchschnitt bezogen zum Jahresende 2002 3,8% der Haushalte Sozialhilfe. Die allein Erziehenden Frauen weisen mit Abstand die höchste Sozialhilfequote (26,1%) auf; ihr „Sozialhilferisiko“ steigt zudem mit zunehmender Kinderzahl deutlich an. So waren von den Haushalten allein Erziehender Frauen mit einem Kind zu 21,9% betroffen, von denen mit zwei Kindern 30,2% und bei den Haushalten allein Erziehender mit drei und mehr Kindern waren es fast die Hälfte (48,4%).

Im Vergleich zu 1980 haben insbesondere die Sozialhilfequoten der Haushalte von allein Erziehenden Frauen sowie von Ehepaaren sowohl mit als auch ohne Kinder, zu genommen. Dagegen ist die Bezugsquote der Alleinstehenden im selben Zeitraum zurückgegangen.

Der größte Teil der Sozialhilfeausgaben für das Jahr 2002 entfiel auf die allein Erziehenden Frauen, nämlich 29% (2,0 Mrd. Euro) der Ausgaben.

Auch die Bezugsdauer der Sozialhilfe für allein Erziehende Frauen mit 17,4 Monaten ist überdurchschnittlich hoch.

Aus diesen Zahlen geht deutlich hervor, dass Frauen, und zwar hauptsächlich allein Erziehende Frauen, den größten Teil der Sozialhilfeempfänger darstellen und somit deutlich die benachteiligtere, weil finanziell schlechter gestellte Gruppe sind.

Die Gründe dafür liegen zum größten Teil darin, dass allein Erziehende Frauen mit

kleinen Kindern aufgrund ihrer häuslichen Bindung nicht erwerbsfähig sind, sofern sie sich, wie es größtenteils der Fall ist, die meiste Zeit selbst um ihre Kinder kümmern und sie nicht beispielsweise zu den Großeltern oder zu einer Tagesmutter bringen, um arbeiten gehen zu können.

Kommen die Kinder dann in den Kindergarten oder in die Schule, so nehmen viele allein erziehende Frauen eine Halbtags­tätigkeit an, die jedoch meist nicht ausreicht, um den Bedarf der Frau und ihrem Kind -und noch weniger einer Frau mit mehreren Kindern- zu decken.

Obdachlose

Über die Lebenssituation bei wohnungslosen Männern und vor allem Frauen gibt es, insbesondere in Deutschland, kaum ausreichende wissenschaftlich und statistisch gesicherte Daten. Außerdem existiert in Deutschland keine Wohnungsnotfallstatistik, da sie nicht gesetzlich vorgeschrieben ist, weshalb auch keine exakten Zahlen über den Umfang der Obdachlosigkeit, das Vorliegen von Wohnungsnotfällen und die Zusammensetzung der betroffenen Bevölkerungsgruppen verfügbar sind. Stattdessen werden Schätzungen durchgeführt, die lediglich auf den Angaben der Wohnungslosenhilfe basieren.

So schätzt die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAG W) für das Jahr 2002 die Zahl der Wohnungslosen auf 410.000. Der Männeranteil unter den Wohnungslosen liegt bei 55% und der Frauenanteil bei 23%, 22% sind Kinder und Jugendliche.

Bei vielen wohnungslos gewordenen Menschen ist die fehlende Berufsausbildung ein Grund. Rund die Hälfte aller Obdachlosen hat keine Berufsausbildung oder hat Tätigkeiten ausgeübt, die von struktureller Arbeitslosigkeit und Automatisierung betroffen sind.

Die Gründe der Männer, die einen mehr als doppelt so hohen Anteil an den Wohnungslosen einnehmen als Frauen, sind vor allem finanzielle Probleme. Danach kommen Arbeitslosigkeit oder der vor kurzem erfolgte Verlust des Arbeitsplatzes. Auch Scheidung und andere familiäre Schwierigkeiten sind entscheidende Einschnitte. Neben diesen psychosozialen Schwierigkeiten gibt es natürlich auch seelische Beeinträchtigungen, die zu der Situation beigetragen haben, wenn auch nicht aus Sicht der Betroffenen. Etwa vier von zehn Befragten geben Alkoholprobleme, kaum einer aber einen ernsteren Drogenkonsum zu.

Bei der Betrachtung dieser Zahlen muss jedoch auch auf eine hohe Dunkelziffer bei obdachlosen Frauen hingewiesen werden, denn weibliche Wohnungslose nutzen beispielsweise die vorhandenen Hilfesysteme weitaus weniger als Männer und leben zudem oft in einer sogenannten verdeckten Wohnungslosigkeit („latente Wohnungslosigkeit“), die natürlich öffentlich weit weniger sichtbar ist als bei Männern.

Straffällige

Im Jahr 2001 gab es in Deutschland 60.678 Strafgefangene, davon waren 58.137 (95,8%) männlich und 2.541 (4,2%) weiblich. 2003 waren es bereits 62.594, 95,6%

Männer und 4,4% Frauen. So gab es 2003 über 90% mehr männliche als weibliche Strafgefangene in Deutschland.

In der Strafverfolgungsstatistik wurden 2003 in Deutschland insgesamt 34.414 Personen mit Untersuchungshaft erfasst, darunter 31.635 (92%) Männer und 2.779 (8%) Frauen. Bei den Straftaten gegen die Person, wie Körperverletzung, Mord und Totschlag aber auch dem sexuellem Missbrauch von Kindern und der sexuellen Nötigung/Vergewaltigung waren es insgesamt 5.347 Personen, darunter 5.080 Männer und 267 Frauen. Wegen sexuellem Missbrauch von Kindern wurden 541 Männer und 3 Frauen strafverfolgt. Bei der sexuellen Nötigung/Vergewaltigung waren es 850 Männer und 2 Frauen.

Ein wesentlich höherer Anteil der Frauen ist bei den Straftaten gegen das Vermögen zu beobachten, hier wurden von 17.069 Personen 1.415 Frauen strafverfolgt. Bei den Straftaten nach sonstigen Gesetzen, darunter Straftaten nach dem Betäubungsmittelgesetz, dem Ausländergesetz und dem Asylverfahrensgesetz, ist der Anteil der Frauen am höchsten, er liegt hier bei 995 von insgesamt 10.284 Personen. Bei den Straftaten nach dem Ausländergesetz liegt der Anteil der Frauen bei 13,8%.

Analphabeten

Analphabeten gibt es noch zahlreich, auch in vielen Industrienationen, die ein allgemein zugängliches Bildungssystem aufweisen. So spielt das Problem „Analphabetismus“ auch in Deutschland trotz der Einführung der allgemeinen Schulpflicht vor über 200 Jahren eine Rolle. Dies wird durch die jährlich 20.000 Teilnehmer in den Alphabetisierungskursen der Volkshochschulen deutlich. Schätzungen sprechen von 4 Mio. funktionalen Analphabeten in Deutschland, was einem Anteil von 6,3% der Gesamtbevölkerung entspricht.

2003 gelten nach Schätzungen der UNESCO weltweit 862 Mio. als Analphabeten. 600 Mio., also mehr als zwei Drittel aller Analphabeten, leben in den E-9 Ländern, den neun ärmsten Staaten der Erde. Bei einer Weltbevölkerung von 6,2 Milliarden Menschen beträgt der Anteil der Analphabeten 13,7% der Gesamtbevölkerung. Insgesamt sind zwei Drittel aller Analphabeten weltweit Frauen.

Es gibt in allen Regionen mehr weibliche als männliche Analphabeten. Dies ist auch in den Industrienationen der Fall, in denen es sich um funktionalen Analphabetismus handelt, also um Analphabetismus trotz 9 Jahren Schulbesuch. In anderen Teilen der Welt wird weniger Wert auf Frauenbildung gelegt.

Wehrpflicht

Laut Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland können Männer „...vom vollendeten achtzehnten Lebensjahr an zum Dienst in den Streitkräften, im Bundesgrenzschutz oder in einem Zivilschutzverband verpflichtet werden.“
(Art.12a GG Abs.1)

Aus Gewissensgründen kann der Kriegsdienst mit der Waffe zwar verweigert werden, stattdessen muss jedoch ein Ersatzdienst, der Zivildienst, abgeleistet

werden. Da nach Art. 3 GG keiner aufgrund seines Geschlechtes benachteiligt werden darf, liegt hier für viele eindeutig eine Benachteiligung der Männer vor. So klagen auch viele junge Männer gegen die allgemeine Wehrpflicht, da sie der Meinung sind, dass sie durch die Wehrpflicht gleichaltrigen Frauen gegenüber benachteiligt sind. Denn junge Männer müssen Wehrdienst oder ersatzweise Zivildienst ableisten, Frauen hingegen können freiwillig Militärdienst leisten und sollen dort sogar durch Quoten bei Beförderungen bevorzugt werden.

Wie jedoch einem Artikel in „Die Welt“, erschienen am 19. Januar 2005, zu entnehmen ist, verstößt die Einberufungspraxis zur Wehrpflicht nicht gegen das Grundgesetz. Dies entschied das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig. Mit der Entscheidung war die Klage der Bundesregierung gegen ein Urteil des Verwaltungsgerichts Köln vom April 2004 erfolgreich. Es hatte die Einberufungsbefehle als willkürlich angesehen, weil das Prinzip der Gleichheit verletzt werde.

Armut im Alter

Altersarmut ist immer noch in überwiegendem Maße ein Frauenproblem. Nach Berechnungen von Rentenexperten werden 75% der heute 30-59-jährigen Frauen im Alter finanziell nicht abgesichert sein.

Die Ursachen liegen in den häufig sehr unregelmäßigen Erwerbsbiographien von Frauen. Denn durch ausgedehnte Familienpausen, niedrige Gehälter und Teilzeitarbeit werden zu geringe Ansprüche an die gesetzliche Rentenversicherung erworben. Hinzu kommen die im Vergleich zu Männern höhere Lebenserwartung und eine kürzere Lebensarbeitszeit, d.h. auch kürzere Rentenversicherungszeit.

2003 waren Frauen im Durchschnitt 25 Jahre versichert, während es bei Männern 39,5 Jahre waren. Es lässt sich also eine Differenz von 14,5 Jahren feststellen. Die Möglichkeiten der inzwischen unerlässlichen privaten Vorsorge werden dadurch deutlich eingeschränkt.

Laut einer Studie des Instituts NFO Infratest Finanzforschung legen Frauen für die Absicherung im Alter zwischen 50 und 100 Euro monatlich zurück, während bei Männern dieser Betrag zwischen 100 und 200 Euro liegt.

2003 betrug die durchschnittliche Rentenbezugsdauer von Männern 14,8 Jahre, die von Frauen 18,8 Jahre, während das Rentenzugangsalter bei Männern im Durchschnitt bei 60,8 Jahren und bei Frauen dagegen erst bei 61,4 Jahren lag.

Besonders betroffen von der Altersarmut sind allein stehende Frauen, darunter sehr häufig Witwen, sowie auch ledige und geschiedene Frauen und, wie eine DTA-Studie belegt, von ihrem Ehepartner finanziell abhängige Hausfrauen ohne eigenes Einkommen. Gerade einmal 34% verfügen über einen gesetzlichen Rentenanspruch und lediglich 32% der Hausfrauen sorgen privat vor.

Besonders Mütter sollten vorsichtig sein, denn die jüngste Rentenreform hat zwar durch einige familienfreundliche Regelungen einen gewissen Ausgleich für erziehungsbedingte berufliche „Auszeiten“ geschaffen, allerdings werden diese Maßnahmen allein keineswegs für ausreichende gesetzliche Rentenansprüche sorgen.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.1 Erwerbstätigkeit früher und heute

Zwischen 1907 und 1933 stieg die Gesamtzahl aller Berufstätigen um rund 4,3 Millionen Personen an. Während der Anteil der Frauen an der Gesamtbeschäftigtenzahl mit gut einem Drittel relativ konstant blieb, wuchs der Anteil der verheirateten Frauen von 1907 bis 1939 ungefähr um das Doppelte. Arbeitsdienste und Rüstungsproduktion führten in den nächsten Jahren zu einem weiteren Anstieg der Zahl der Berufstätigen.

Im Nationalsozialismus wurde die Erwerbsbeteiligung der Frauen nach anfänglichen Kampagnen gegen die so genannten „Doppelverdiener“ mit Umstellung auf die Kriegsproduktion ab 1936 massiv gefördert, so erhielten ab 1937 nur noch erwerbstätige Frauen einen Heiratskredit.

In der DDR stand zunächst die formale Gleichstellung der Frauen in der Arbeitswelt im Zentrum. Doppelerwerbstätigkeit beider Partner wurde mit staatlicher Kinderbetreuung kombiniert, die Idee der vollen Arbeitsmarktintegration von Frauen wurde mit ihrer primären Zuständigkeit für Haushalt und Kinderbetreuung verknüpft; für westdeutsche Frauen hingegen wurde es in den fünfziger Jahren als ein Ausdruck von Wohlstand und Privilegien gedeutet, nicht erwerbstätig zu sein.

Mit der Demokratisierung und Liberalisierung der westdeutschen Gesellschaft vor allem nach 1968 und der Entstehung einer neuen Frauenbewegung sahen viele Frauen in der Erwerbsarbeit die Möglichkeit ihrer Emanzipation.

„Was Feministinnen nach 4000 Jahren unerschütterlicher Männerherrschaft innerhalb von diesen nur dreißig Jahren erreicht haben, ist überwältigend. Die Erwartung, mit der eine junge Frau heute in die Welt geht, unterscheidet sich fundamental von dem, was ihre Altersgenossin in den Fünfzigern und Siebzigern auch nur hoffen konnte.“
Alice Schwarzer, 2000

Zu Beginn der siebziger Jahre bildete die Erwerbstätigkeit einen zentralen Kern des weiblichen Biographieentwurfs.

Von erheblicher Bedeutung war schließlich das Wachstum des Dienstleistungssektors in den letzten Jahrzehnten, das vor allem der Frauenerwerbstätigkeit zugute kam. Bis heute unterscheiden sich die Orientierungen ost- und westdeutscher Frauen zur Vollzeiterwerbstätigkeit, allerdings mit einer gewissen Konvergenz in Richtung der westlichen Leitbilder der „Gleichheit in Differenz“. Insgesamt haben sich in den letzten Jahrzehnten die Chancen für Frauen erwerbstätig zu sein, verbessert.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.2 Anzahl der Erwerbstätigen

Im Jahr 2004 waren in Deutschland 35.659.000 Menschen erwerbstätig. Darunter waren 15.978.000 weiblich und 19.681.000 männlich. Die Erwerbsquote der 15- bis unter 65-jährigen lag 2004 bei den Männern bei 79,3% und bei den Frauen bei 65,2%.

In Baden-Württemberg waren 2004 72% aller Frauen und 85% aller Männer zwischen 20 und 60 Jahren erwerbstätig.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.3 Stellung von Mann und Frau im Beruf

Auch heute gibt es noch starke Unterschiede zwischen Männern und Frauen innerhalb der Stellung im Beruf. Führungspositionen sind nach wie vor überwiegend in männlicher Hand: Obwohl sich die berufliche Qualifikation von Männern und Frauen immer mehr angleicht, sind Frauen in leitender Position noch immer sehr selten. Noch nicht einmal ein Fünftel der Führungspositionen wird von Frauen eingenommen. Am ehesten haben sie in kleinen und mittelständischen Betrieben die Chancen auf eine Führungsposition.

Der Landesfrauenrat Baden-Württemberg hat 2005 festgestellt, dass in den 86 größten deutschen Unternehmen unter 525 Vorstandsmitgliedern nur 7 Frauen sind, das entspricht einer Quote von 1,3%.

Ursachen für den geringeren Anteil von Frauen in Führungspositionen (nach Dr. Meister-Scheufelen, 2005):

- das durchschnittlich niedrigere Ausbildungsniveau älterer Frauen,
- die häufigere Teilzeitarbeit von Frauen, die mit Führungspositionen nicht vereinbar scheint
- die Tatsache, dass Frauen berufliches Engagement zugunsten der Familie zurückstellen. So erreichen im Vergleich zu Müttern über ein Drittel mehr kinderlose Frauen eine Führungsposition.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.4 Tätigkeitsbereiche und Branchen

Bei der Betrachtung der Erwerbstätigen in den verschiedenen Wirtschaftsbereichen fällt auf, dass die Männer in der Land- und Forstwirtschaft und der Fischerei sowie im produzierenden Gewerbe sehr stark dominieren, während der Frauenanteil im Handel, Gastgewerbe und Verkehr 2004 aber bei fast 50% lag. Vorwiegend sind Frauen jedoch im Bereich der sonstigen Dienstleistungen, also in den Bereichen Gesundheit, Hygiene, Sozialwesen etc. zu finden. Hier betrug der Anteil der Frauen 2004 knapp 60%.

Ein Grund für diese Verteilung ist die höhere Flexibilität in den Tätigkeitsbereichen, in denen die Frauen dominieren. So können in diesen Bereichen vor allem von Frauen mit Kindern häufiger Teilzeitarbeiten angenommen werden als in den Tätigkeitsbereichen, in denen die Männer dominieren.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.5 Wochenarbeitszeit

Im Jahr 2004 lag der Frauenanteil der Erwerbstätigen, die 35 Stunden oder weniger arbeiten, bei 73%, während von den Männern nur 27% bis zu 35 Stunden in der Woche arbeiteten. Bei den Erwerbstätigen, die 36 Stunden oder mehr in der Woche arbeiten, ist jedoch der Männeranteil deutlich höher als der der Frauen. Er lag 2004 bei 67%, der Frauenanteil bei nur 33%.

Diese Verteilung lässt erkennen, dass auch heute noch größtenteils die Frau sowohl die Erziehung der Kinder als auch die häusliche Arbeit übernimmt und aufgrund dessen zumindest für eine gewisse Zeit eine Teilzeitbeschäftigung annimmt.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.6 Frauen mit Kindern

„Nur solange er jünger ist, fasst er noch mit an im Haushalt. Sobald er verheiratet ist, sinkt seine Bereitschaft schon auf die Hälfte. Und ist erst einmal ein Kind da, teilt nur noch jeder zehnte Mann die Hausarbeit partnerschaftlich. Wenn ein Kind kommt, fallen junge Mütter beruflich zurück und machen junge Väter ihren ersten Karrieresprung - befreit von der Konkurrentin am Arbeitsplatz und unterstützt von der Hausfrau zu Hause.“

Alice Schwarzer, 2000

In Deutschland macht es für den Umfang der Erwerbstätigkeit von Frauen einen großen Unterschied, ob sie ein, zwei, drei oder mehr Kinder im Alter zwischen 0 und 14 Jahren haben. Die Erwerbstätigenquote fiel 2004 von 76% über 64% bis auf 46%, je nach Anzahl der Kinder. Die Frauenerwerbstätigenquote nahm mit der Anzahl der Kinder, die zwischen 0 und 14 Jahre alt sind, ab. 2004 betrug die Erwerbstätigenquote kinderloser Frauen 74%. Betreuen Frauen Kleinkinder, so sinkt die Erwerbsbeteiligung ebenfalls.

Zunächst ist festzuhalten, dass bei einem zu betreuenden Kind zwischen 0 und 2 Jahren zwei von drei Frauen erwerbstätig waren. Bei drei oder mehr Kindern lag die originäre Erwerbstätigenquote der Frauen in Deutschland bei 38 %. Die um die Elternzeit korrigierte Erwerbstätigenquote dürfte wesentlich niedriger sein. Doch schon bei der originären Erwerbstätigenquote der Frauen mit drei oder mehr Kindern, das jüngste zwischen 0 und 2 Jahren, lässt sich erkennen, dass Frauen in Deutschland nicht so häufig erwerbstätig sind wie Frauen in anderen EU-Staaten.

Grundsätzlich gehen Frauen mit älteren Kindern wesentlich eher einer Erwerbstätigkeit nach als Frauen mit jüngeren Kindern. Die Gründe dafür liegen in einer leichteren Vereinbarkeit von Beruf und Familie durch die wachsende Selbstständigkeit älterer Kinder, durch ein besseres Betreuungsangebot für Kinder im Kindergartenalter und für Schulkinder, aber auch in der Überzeugung, erst wieder erwerbstätig sein zu wollen, wenn die Kinder dem Kleinkindalter entwachsen sind. Hinzu kommen gegebenenfalls ökonomische Notwendigkeiten, da der Bedarf der Familien mit dem Alter der Kinder noch ansteigt. Da 2004 41% der Frauen einer Teilzeitarbeit nachgingen, ist in Deutschland der Anstieg der Erwerbstätigenquote bei Frauen seit 1997 allein durch die Zunahme der Teilzeitarbeit begründet, denn die Vollzeiterwerbstätigkeit sank gleichzeitig bei Frauen.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.7 Beförderung

Bei der Beförderung spielen die Ausbildung und die Leistung eine große Rolle. Das Geschlecht dürfte und sollte dabei eigentlich kein Nachteil sein. Doch einige Untersuchungen haben eine andere Realität gezeigt. So wurden Frauen und Männer, die sich nach einem Medizinstudium um ein Stipendium bewarben, von den Stipendiengebern unterschiedlich beurteilt. Frauen mussten bis zu 20 wissenschaftliche Veröffentlichungen mehr vorweisen, als Männer, um als gleich gut beurteilt zu werden. Andere Untersuchungen weisen in dieselbe Richtung: Das Geschlecht spielt bei Posten und Karriere immer noch eine Rolle – die Chancen sind keineswegs gleichmäßig verteilt. Männer müssen oft weniger vorweisen als Frauen, um im Beruf als gut beurteilt zu werden.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.8 Chancengleichheit

Chancengleichheit im Unternehmen betrifft gleichen Lohn für gleiche Arbeit, das Zulassen der Besetzung angesehener Stellen durch Minderheiten und die Beseitigung versteckter Diskriminierung, wie Regelungen, die z.B. durch Präsenzpfllichten Frauen mit Kindern gewisse Positionen unmöglich machen. Obwohl grundsätzlicher Konsens über die Richtigkeit der Chancengleichheit besteht, ist man sich über ihren Grad uneinig. Frauen machen zwar mittlerweile mehr als die Hälfte der Studienanfänger aus, doch Professorinnen sind immer noch selten. Der Prozentsatz an Frauen sinkt mit der höheren Stufe der wissenschaftlichen Hierarchien.

Nach Angaben des Stat. Bundesamtes standen 2002 mehr als 50 % Studienanfängerinnen einem Frauenanteil von 11,9 Prozent bei den Professuren gegenüber.

5 Benachteiligung von Männern und Frauen

5.6 Erwerbstätigkeit

5.6.9 Arbeitslosigkeit

Im März 2005 gab es in Deutschland insgesamt 5.176.000 registrierte Arbeitslose. Darunter waren 2.274.000 weiblich (44%) und 2.902.000 männlich (56%).

Die Arbeitslosigkeit der Frauen hat in den letzten Jahren schwächer zugenommen als die der Männer. 2003 erreichte die Arbeitslosenquote der Männer sogar den höchsten europäischen Wert, während die Frauenarbeitslosigkeit dem EU-Durchschnitt entsprach. Frauen weisen jedoch eine deutlich längere abgeschlossene Arbeitslosigkeitsdauer auf als Männer. 2003 beendeten sie ihre Arbeitslosigkeit im Durchschnitt nach 42,5 Wochen im Vergleich zu 30,3 Wochen bei den Männern.

Die Zahl der Langzeitarbeitslosen in Deutschland hat sich von 2002 auf 2003 um 10% auf 1,2 Mio. erhöht. Obwohl die Zahl der männlichen Langzeitarbeitslosen weiter ansteigt, sind nach wie vor häufiger Frauen langzeitarbeitslos als Männer.

6 Gender Mainstreaming

6.1 Begriffsdefinitionen

6.1.1 Gender

Die englische Sprache kennt Unterscheidungen, die in der deutschen Sprache nicht in gleicher Weise erfasst werden können. Sie unterscheidet das biologische Geschlecht „sex“ von dem sozialen Geschlecht „gender“. Eine genaue Übertragung des Begriffs gender ins Deutsche ist in einem einzigen Wort nicht möglich.

GENDER bedeutet soziale und kulturelle Geschlechterrolle. Diese Geschlechterrollen sind historisch gewachsene gesellschaftliche Konstrukte. Sie sind durch Sozialisation erlernt und somit auch, anders als das biologische Geschlecht; politisch gestalt- und veränderbar.

6 Gender Mainstreaming

6.1 Begriffsdefinitionen

6.1.2 Mainstreaming

MAINSTREAMING bedeutet, dass ein bestimmtes Denken und Handeln in den Mainstream, also den Hauptstrom, etwa von Politik, Verwaltung und Bewusstsein gebracht wird und zu einem festen, selbstverständlichen Prinzip wird.

Ein Randthema zu einem Hauptthema zu machen, heißt den Mainstream zu durchdringen und zu verändern.

6 Gender Mainstreaming

6.1 Begriffsdefinitionen

6.1.3 Gender Mainstreaming

Gender Mainstreaming ist ein neuer politischer Ansatz zur Umsetzung der Geschlechtergerechtigkeit. Gender Mainstreaming heißt, soziale Ungleichheiten und Benachteiligungen zwischen Männern und Frauen in allen Bereichen bewusst wahrzunehmen und zu berücksichtigen.

Das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) definiert Gender Mainstreaming wie folgt: „Gender Mainstreaming bedeutet, bei allen gesellschaftlichen Vorhaben die unterschiedlichen Lebenssituationen und Interessen von Frauen und Männern von vornherein regelmäßig und selbstverständlich zu berücksichtigen, da es keine geschlechtsneutrale Wirklichkeit gibt.“

(Quelle: Bundesministerium für Familie, Senioren, Familie und Jugend, 10.05.2005)

Das Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales in Niedersachsen beschreibt Gender Mainstreaming wie folgt: „Gender Mainstreaming besteht in der (Re-) Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluierung der Entscheidungsprozesse mit dem Ziel, dass die an politischer Gestaltung beteiligten AkteurInnen den Blickwinkel der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und auf allen Ebenen einnehmen.“

(Quelle: Gender Mainstreaming-Informationen und Impulse, Niedersachsen, Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales, 2.Auflage, Februar 2001, S.5)

6 Gender Mainstreaming

6.2 Geschichte des Gender Mainstreaming

6.2.1 Historische Entwicklung

In der internationalen Literatur scheint der Begriff Gender Mainstreaming erstmals in Zusammenhang mit der dritten Weltfrauenkonferenz 1985 in Nairobi aufzutreten. Die Kommission der Vereinten Nationen über die Rechte der Frau diskutierte eine neue Strategie zur besseren Einbeziehung weiblicher Wertvorstellungen und der Bewertung der Rolle der Frau in der Entwicklungsarbeit.

Ziel war, dass alle politischen Ebenen und Entscheidungsträgerinnen der Entwicklungsarbeit, d.h. von den Organen der Vereinten Nationen über die regionalen und nationalen Regierungen bis zu den Verantwortlichen vor Ort ein umfassendes politisches Konzept für die Gleichstellung der Frau entwickeln und auch die Umsetzung garantieren sollten. Die Absicht war, Frauenanliegen nicht mehr länger als einen Randbereich mit ein paar schlecht dotierten Sonderprogrammen zu betrachten, vielmehr sollte die Geschlechterperspektive und die Ziele zur Verbesserung der Situation der Frau ein Teil aller wichtigen politischen Dokumente, Programme und Zielvorgaben werden, d.h. Teil der „normalen“ politischen Arbeit.

Dies bedeutet konkret, dass alle bestehenden Politikbereiche und Gesetze einer geschlechtsspezifischen Analyse zu unterziehen sind.

Historische Entwicklung

Der Begriff des Gender Mainstreamings blickt auf eine 20jährige Geschichte zurück, die Wurzeln liegen schon in der Emanzipationsbewegung des 19. Jahrhunderts. (siehe Kapitel I. 3.8. ff S. 9) 1791 forderte Olympe de Gouges in ihrer Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin als Kontrapunkt zur Deklaration der Französischen Revolution:

„Die Frau sei frei geboren und bleibe dem Manne gleich in allen Rechten.“
Olympe de Gouges (1748-1793) Verfasserin der Frauenrechtserklärung.

Die Verfasserin wurde dafür mit der Guillotine geköpft, das Urteil lautete „Anschlag auf die Volkssouveränität.“

In der Revolution von 1848 schlossen sich die Frauen in Deutschland den radikalen Republikanern an, weil diese sie einzigen waren, die eine politische und gesellschaftliche Gleichstellung aller BürgerInnen forderten. Hier liegt der Ursprung verschiedener Zweige der Frauenbewegung. Nach dem Scheitern der Revolution wurde den Frauen jedoch die Teilnahme an politischen Versammlungen verboten. 1865 fand in Deutschland die erste Frauenkonferenz statt, mit der Gründung des „allgemeinen deutschen Frauenvereins“ und weitere Frauenvereine folgten, die folgende Forderungen stellten:

- Recht auf Bildung und Arbeit
- Industrie- und Handelsschulen für Mädchen

- Gesundheitsschutzmaßnahmen für Arbeiterinnen
- Geregelter Mutterschutz
- Chancengleichheit im Beruf sowie gleichen Lohn für gleiche Arbeit
- Das Frauenstimmrecht

6 Gender Mainstreaming

6.2 Geschichte des Gender Mainstreaming

6.2.2 Chronik

1872-1873

Erste Berufsmöglichkeiten für Frauen außerhalb von Haushalt und Landwirtschaft. Die Frauen forderten jedoch weiterhin gleiche Ausbildungsmöglichkeiten für Frauen und Männer sowie die Gleichstellung im öffentlichen und privaten Recht.

1894

Gründung „Bund deutscher Frauenvereine“. Forderung: Abschaffung des §218 (Schwangerschaftsabbruch) und Verbesserung der Lage von unehelichen Kindern.

1896

Die ersten Frauen schlossen mit Abitur die Schule ab.

1900 – 1908

Immatrikulationsrecht für Frauen

1933

Aberkennung des passiven Wahlrechtes, Gleichschaltung von Frauenverbänden im NS-Regime.

1945

Grundgesetz Abs. 2 und 3 Forderung: Gleichstellung Mann und Frau zunächst abgelehnt durch den parlamentarischen Rat.

1957

Gleichberechtigungsgesetz

1959

Dem Mann wird das endgültige Entscheidungsrecht in der Familie aberkannt.

Ende der 60iger Jahre

Neue Frauenbewegungen, radikale Feministinnen und Anhängerinnen der neuen Weiblichkeit.

70 er Jahre

Trend zur Gleichbehandlung; Problem dabei: der Mann ist das Maß

80 er Jahre

Gezielte Förderung von Frauen in Form von Schulungen, Weiterbildungen, Quotenregelungen.

1985

Weltfrauenkonferenz in Nairobi. Hier tauchte zum ersten Mal der Gender Mainstreaming-Gedanke auf.

1994

Durch die Einsetzung eines Lenkungsausschusses für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern, der für die Maßnahmen zur Förderung der Gleichstellung

zuständig und direkt beim Ministerkomitee angesiedelt ist, wird das Gender Mainstreaming Konzept auf der Ebene des Europarates aufgegriffen. In Schweden wird begonnen, Gender Mainstreaming auf nationaler, regionaler und kommunaler Ebene umzusetzen. Gender Mainstreaming wird seitdem Hauptmethode der schwedischen Gleichstellungspolitik.

1995

Auf der 4. Weltfrauenkonferenz in Beijing wird Gender Mainstreaming ausgearbeitet und entwickelt. Für die Arbeit der Vereinten Nationen ist die Beachtung und Umsetzung des Gender Mainstreaming Ansatzes und der darauf basierenden Resolution der Generalversammlung 52/100 bezüglich aller Maßnahmen und Programme verpflichtend.

1996

Erste Mitteilung der Europäischen Kommission über die Einbindung der Chancengleichheit in sämtliche politische Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft. Darin wird explizit für die EU-Politik definiert, dass Bemühungen um Chancengleichheit nicht auf Sonderprogramme zu beschränken sind, sondern „ausdrücklich sämtliche allgemeinen politischen Konzepte und Maßnahmen einzuspannen sind“. In Norwegen wird die Staatsekretärsebene zuständig für die Einführung des Gender Mainstreaming.

1997

Das europäische Parlament empfiehlt in seinem Entschluss vom September 1997 als weitere Umsetzungsschritte die Schaffung geeigneter Koordinierungsstrukturen, die Erarbeitung von Bewertungskriterien, eine Überprüfung aller Legislativvorschläge auf die geschlechtsspezifische Dimension hin, die Fortsetzung der Doppelstrategie (Gender Mainstreaming und spezielle Fördermaßnahmen) und die Ausrichtung von Datenerhebungen und Statistiken nach geschlechtsspezifischen Kriterien.

1998

wird Chancengleichheit wird in den europäischen Leitlinien zur Beschäftigungspolitik explizit als eine der vier Säulen erklärt und hat seit damals den gleichen Stellenwert im Beschäftigungsleitbild wie die Themen Vermittelbarkeit, Anpassungsfähigkeit und Unternehmungsgeist. Die Europäische Kommission übernimmt die Definition des Europarates zum Gender Mainstreaming und führt damit die europäische Interpretation des Konzeptes weit über die Ansprüche der Pekinger Konferenz hinaus.

Gender Mainstreaming erhält im Amsterdamer Vertrag jenen rechtlichen Rahmen in der EU, der Gender Mainstreaming als horizontales Ziel für alle Gemeinschaftsaufgaben festschreibt.

In Finnland beschließt die Regierung eine Erprobungsphase über 3 Jahre zur Einführung von Gender Mainstreaming.

In den Niederlanden wird auf Regierungsebene ein Aktionsplan zu Gender Mainstreaming erarbeitet, der von 1999 bis 2002 umgesetzt werden soll.

In Deutschland beschließt die ÖTV (Gewerkschaft des Öffentlichen Dienstes), Gender Mainstreaming in der Tarifarbeit umzusetzen und setzt eine Gender-Beauftragte im Tarifsekretariat ein.

Die Landesregierung Niedersachsen beschließt, Geschlechterpolitik in alle Ressorts der Landesregierung zu integrieren. Das gesamte Kabinett bekommt eine umfassende Gender-Schulung.

1999:

Inkrafttreten des Amsterdamer Vertrages und gesetzliche Verpflichtung für die Mitgliedsstaaten: Artikel 3/2: „Bei allen in diesem Artikel genannten Tätigkeiten wirkt die Gemeinschaft darauf hin, Ungleichheiten zu beseitigen und die Gleichstellung von Frauen und Männern zu fördern.“

Beschluss des Bundeskabinetts zu Gender Mainstreaming als „durchgängiges Leitprinzip der Bundesregierung“.

2000:

Konzept der Landesregierung Sachsen-Anhalt zur systematischen Einbeziehung des Ziels der Chancengleichheit von Frauen und Männern in sämtlichen Politikbereichen. Die Landesregierungen von Rheinland-Pfalz und Mecklenburg-Vorpommern beschließen, Gender Mainstreaming in der Landesverwaltung umzusetzen. Alle Ministerien verpflichten sich, ihre Mitarbeiterinnen zu Gender Mainstreaming zu schulen und mindestens ein Pilotprojekt durchzuführen. Aufnahme von Gender Mainstreaming in den Gewerkschaften ver.di und IG Metall. Gender Mainstreaming jetzt auch in Niedersachsen.

2002:

Gender Mainstreaming-Seiten der Bundesregierung gehen ans Netz.

6 Gender Mainstreaming

6.3 Notwendigkeit eines Wandels

6.3.1 Warum Gleichstellung?

„Es gibt keinen größeren Garanten für den Frieden als die Emanzipation und Gleichberechtigung der Geschlechter. Sie ist der erste Schritt zum Weltfrieden.“
Alice Schwarzer 2000

Die Gleichbehandlung der Geschlechter und das Recht auf gleiche Teilhabe in allen gesellschaftlichen Bereichen sind grundlegende Menschenrechte. Die Gleichstellung von Frauen und Männern vergrößert die Gerechtigkeit in einer Gesellschaft, die zu annähernd gleichen Teilen aus Frauen und Männern besteht. Die gleiche Teilhabe von Frauen und Männern in allen Bereichen der Gesellschaft bedeutet, die volle Verwirklichung von Demokratie. Arbeit, Kreativität und Entscheidungsmacht auch von Frauen sind für die Wettbewerbsfähigkeit von Wirtschaft und Gesellschaft unverzichtbar. Gleichstellung bedeutet in vielfacher Hinsicht für Frauen und Männer eine höhere Lebensqualität und mehr Entscheidungsfreiheit für die eigene Lebensgestaltung und zeigt für nachfolgende Generationen neue Lebensperspektiven auf. (Quelle: www.gender-mainstreaming.net)

6 Gender Mainstreaming

6.3 Notwendigkeit eines Wandels

6.3.2 Warum Gender Mainstreaming?

Geschlecht ist in unserer Gesellschaft nicht nur ein individuelles Personenmerkmal.

Frau oder Mann zu sein ist ausschlaggebend dafür, welchen Platz wir in der Gesellschaft zu welchen Bedingungen einnehmen.

In einer Gesellschaft, in der Männer und Frauen unterschiedliche Rollen und Positionen haben, gibt es keine „geschlechtsneutrale“ Perspektive. Allzu oft wird übersehen, dass der scheinbar „allgemeine“ Blick ein sehr männlicher ist. Frauen und ihre Lebenszusammenhänge, ihre Bedürfnisse und Interessen werden häufig nicht genug wahrgenommen, wodurch Benachteiligungen von Frauen zementiert werden.

„Männer nehmen die Welt nicht wahr, weil sie selber glauben die Welt zu sein.“
Virginia Woolf 1882 - 1941

Gender Mainstreaming integriert eine geschlechtsensible Perspektive in alle Politikbereiche und Maßnahmen. Das heißt, dass unterschiedliche Situationen und Bedingungen von Frauen und Männern immer bewusst berücksichtigt und alle Vorhaben so gestaltet werden, dass sie einen Beitrag zur Förderung der Gleichstellung leisten. (Quelle: www.gem.or.at)

6 Gender Mainstreaming

6.3 Notwendigkeit eines Wandels

6.3.3 Ziele von Gender Mainstreaming?

Gender Mainstreaming ist eine Strategie, mit der ein Ziel verfolgt wird, nämlich die Gleichstellung von Frauen und Männern.

In einer geschlechtstrukturierten Gesellschaft mit unterschiedlichen Frauen- und Männerrollen gibt es keine Chancengleichheit zwischen Frauen und Männern, weil die Wahl der Lebensführung – z.B. Beruf und Karriere, bzw. Familie – eine vorgeprägte Wahl innerhalb bestimmter Rahmenbedingungen ist und die Chancen, die individuelle Lebensführung zu verwirklichen, vom Geschlecht beeinflusst sind. Durch Sozialisation vermittelte Geschlechterrollen, kulturelle Leitbilder und Normen sowie die ungleichen Erwerbschancen in einem geschlechtsegregierten Arbeitsmarkt sind Wahlmöglichkeiten und Entscheidungen geschlechtsspezifisch.

Echte Chancengleichheit kann es daher nur geben, wenn die tatsächliche Gleichstellung von Frauen und Männern in allen gesellschaftlichen Bereichen erreicht ist. Wenn beispielsweise Frauen tatsächlich gleich wie die Männer in der Politik und in den Führungsetagen vertreten sind und nicht nur die mehr oder weniger theoretische Chance haben, unter mehr oder weniger großen Anstrengungen dorthin zu gelangen.

6 Gender Mainstreaming

6.4 Frauenpolitik und Gender Mainstreaming im Vergleich

6.4.1 Gender Mainstreaming als neuer Inhalt

| Politikansatz | Frauenförderung | Gender Mainstreaming |
|---------------|--|--|
| Ziel: | Gleichstellung von Frauen, Abbau von Diskriminierung und Benachteiligung | Chancengleichheit für Frauen und Männer |
| Zielgruppe: | Frauen | Frauen und Männer |
| Perspektive: | Frauenblick Spezielle Maßnahmen nur für Frauen (positive option) | Frauenblick und Männerblick Systematische Integration der Geschlechterperspektive in das Handeln; Berücksichtigung der unterschiedlichen Situationen, Bedürfnisse, Erlebnisweisen und Interessen von Frauen und Männern |

Beide Politikansätze zusammen = Doppelstrategie des Gender Mainstreaming

Beispiel: Teilzeitarbeit bei Männern. Sofern diese überhaupt von Unternehmen angeboten wird, bedeutet es heute für den Mann immer noch eine eigene Emanzipation aus der gesellschaftlichen Geschlechterrolle, sich die Elternzeit mit der Mutter zu teilen oder sie allein zu übernehmen, damit die Mutter ihre Karriere weiter verfolgen kann. Die Erwerbsarbeit stellt für Männer gesellschaftlich immer noch einen höheren Stellenwert dar, da die Definition der Persönlichkeit über den Beruf zentral ausgeprägt ist, bzw. gesellschaftlich angelernt und eingeübt wird. Gleichzeitig kommen Männer in der Teilhabe am Familienleben und der Erziehung ihrer Kinder wesentlich zu kurz, da sie auf die Ernährerrolle fixiert sind.

6 Gender Mainstreaming

6.4 Frauenpolitik und Gender Mainstreaming im Vergleich

6.4.2 Gender Mainstreaming - eine neue Methode

| Ansatz | Frauen- bzw. Gleichstellungspolitik | Gender Mainstreaming |
|----------------------------------|--|--|
| Verantwortlichkeit: | Bestimmte Personen: Gleichstellungsbeauftragte | Alle Personen und Personengruppen |
| Horizontaler Wirkungsbereich: | Ausgewählte Bereiche und Maßnahmen | Alle Bereiche und Maßnahmen |
| Vertikaler Wirkungsbereich: | Zuordnung von Verantwortlichkeiten | Alle Hierarchieebenen |
| Zeithorizont | Zeitlich begrenzter projektbezogener Prozess | Fortwährender Prozess |
| Charakter des Prozesses | Versuche der Probleminderung, keine Beseitigung der Ursachen von Benachteiligungen | Ursachenbeseitigung von Chancenungleichheit durch Übergang zum Alltagsdenken und - handeln |

(Quelle: Bundesministerium für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft

„Gender Mainstreaming ein neuer Ansatz in der Regionalentwicklung“, 2004,
Berlin)

Es kristallisiert sich heraus, dass GM ganz bewusst das Ziel hat, auch Maßnahmen für Männer zu fördern, wenn diese den gleichstellungspolitischen Zielen entsprechen. Das gleichstellungspolitische Ziel heißt Umverteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit. Somit sind auch innovative Modelle für Männer gefragt, beispielsweise als Zielgruppe von neuen Arbeitszeitmodellen und Verminderung der Erwerbsarbeitszeit zu Gunsten von Familienarbeit.

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.1 Top Down Ansatz

Die Strategie zur Umsetzung des Geschlechteransatzes ist von oben nach unten gerichtet.

TOP DOWN, d.h. die Verwirklichung für die Anwendung des Gender Mainstreaming-Prinzips in einer Organisation, liegt zunächst bei der Spitze, der Leitung. Ohne dass die Spitze die Veränderung von Entscheidungsprozessen in ihrer Organisation im Sinne des Gender Mainstreaming befürworten, unterstützen und vertreten, wird ein solcher Prozess nicht funktionieren.

Die Leitung muss die finanziellen, personellen und organisatorischen Rahmenbedingungen bereitstellen, um den Gender Mainstreaming Prozess zu initiieren. Wenn sich eine Organisation verpflichtet hat, alle Entscheidungen in ihren Fach- und Arbeitsbereichen bezüglich der Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse zu prüfen, hat das Auswirkungen auf jedes einzelne Mitglied dieser Organisation. In der Praxis bedeutet dies, dass alle Sachbearbeitenden, Experten und Expertinnen, EntscheidungsträgerInnen über die Auswirkungen ihres Arbeitsfeldes auf die Geschlechterverhältnisse Bescheid wissen müssen, ihre Ziele formulieren und entsprechend ihre Entscheidungsprozesse steuern. Dieser Idealzustand ist nur durch Bildungsprozesse zu erreichen.

(Stiegler, Barbara: Wie Gender in den Mainstream kommt)

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.2 Konkrete Umsetzung des Gender Mainstreaming

- Erfassung der geschlechtsspezifischen Realität eines Bereiches
- Definition der gleichstellungspolitischen Ziele in Kenntnis des IST-Zustandes
- Analyse der Probleme und der Betroffenen
- Entwicklung von Optionen
- Analyse von Optionen
- Umsetzung der getroffenen Entscheidung
- Erfolgskontrolle oder Evaluation (= Gender Controlling)

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.3 Rechtliche Verankerung

Europaweit:

Auf der EU-Ebene trat der Gender Mainstreaming Ansatz am 1.05.1999 in Kraft, in Artikel 2 und 3 des Amsterdamer Vertrags verpflichten sich die Mitgliedstaaten zu einer aktiven Geschlechterpolitik im Sinne des Gender Mainstreaming:

Art. 2 des Amsterdamer Vertrages:

„Aufgabe der Gemeinschaft ist es, durch die Errichtung eines gemeinsamen Marktes und einer Wirtschafts- und Währungsunion sowie die Durchführung der in den Artikeln 3 und 4 genannten gemeinsamen Politiken und Maßnahmen in der ganzen Gemeinschaft die Gleichstellung von Männern und Frauen (...) zu fördern.“ (Baer, Susanne, Frankfurt, 2002, S.50)

Art.3 des Amsterdamer Vertrages:

„Bei allen in diesem Artikel genannten Tätigkeiten wirkt die Gemeinschaft darauf hin, Ungleichheiten zu beseitigen und die Gleichstellung von Männern und Frauen zu fördern.“

(Fuchsschwanz, Roswitha, Weingarten, 2003)

Damit werden alle Mitgliedsstaaten aufgefordert, aktiv zum Abbau geschlechtsspezifischer Unterschiede beizutragen, insbesondere durch die Förderung der Frauenerwerbstätigkeit. Die Verfolgung der Beschäftigungsziele von Lissabon, die für 2010 das Ziel 60% Erwerbsbeteiligung von Frauen avisiert, gibt konkrete Forderungen an die einzelnen Staaten weiter, als Vorgabe, die es anzustreben gilt.

Deutschland:

Der *Artikel 3 im Grundgesetz* bestimmt nach einer Änderung von 1994 nicht nur „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“, sondern nimmt auch den Staat nunmehr ausdrücklich in die Pflicht, „die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Männern und Frauen zu fördern und auf die Beseitigung bestehender Nachteile“ hin zu wirken. (Art. 3 Abs. 2 2 GG)

Im Sozialgesetzbuch VIII: §9 Nr. 3 :Kinder- und Jugendhilfe.

Bei der Aufgabenerfüllung im Bereich Kinder- und Jugendhilfe müssen die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen berücksichtigt, Benachteiligungen abgebaut und Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen gefördert werden.

Im Gleichstellungsgesetz für die Bundesverwaltung (§2 BgleiG) wird diese Aufgabe als durchgängiges Leitprinzip verordnet.

Mit der Änderung des SGB III durch das Job-Aktiv-Gesetz ist durch §1 Abs. 1 S.3 klargestellt, dass in der Arbeitsförderung die Gleichstellung von Frauen und

Männern als durchgängiges Prinzip zu verfolgen ist.

Die Novellierung der gemeinsamen Geschäftsordnung der Bundesministerien durch Kabinettsbeschluss vom 26.07.2000 ist ein weiterer Schritt zur Verankerung von Gender Mainstreaming. Der neue § 2 GGO stellt alle Ressorts der Bundesregierung vor die Aufgabe, den Gender Mainstreaming Ansatz bei allen politischen, normgebenden und verwaltenden Maßnahmen der Bundesregierung zu berücksichtigen. Diese Rechtsgrundlagen stützen die Bestrebungen, Gender Mainstreaming durchzusetzen, können diese Veränderung jedoch nicht erzwingen. (Fuchsschwanz, Roswitha, Weingarten 2003)

Das neue Betriebsverfassungsgesetz (BVG) verpflichtet erstmalig auch die Arbeitgeber, über den IST-Zustand in Sachen Gleichstellung im Betrieb, wie auch in der Frage Vereinbarkeit von Familie und Beruf für die Beschäftigten umfassend zu berichten. Im §92 wird die Förderung der Gleichstellung von Frauen und Männern sowie der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit ausdrücklich als Gegenstand der Personalplanung hervorgehoben und gestärkt. Dadurch bietet sich dem Betriebsrat die Möglichkeit, sich durch Analysen seinen Überblick über die Situation im Betrieb zu verschaffen, gezielt Initiative zu ergreifen und Zielvereinbarungen mit dem Arbeitgeber zu verhandeln.

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.4 Gender Budgets

Eine wichtige Konsequenz von Gender Mainstreaming ist die geschlechtersensible Analyse der öffentlichen Haushaltspolitik. Die Auswirkungen der vorgeschlagenen Maßnahmen, Programme und Gesetze auf Frauen und Männer, bzw. auf verschiedene Gruppen von Frauen und Männern müssen untersucht und bewertet werden. Damit ist nicht gemeint, dass es separate Haushalte für Frauen oder Männer geben soll, sondern die Intention liegt bei der Verankerung von Geschlechterbewusstsein in allen Bereichen der Haushaltspolitik auf der nationalen und regionalen Ebene.

Man unterscheidet bei öffentlichen Haushalten

Geschlechtsblinde Etats

Als Beispiel werden als geschlechtsblind diejenigen Etats bezeichnet, die die unterschiedlichen sozial determinierten Rollen und Verantwortlichkeiten von Frauen und Männern und die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hinsichtlich Familien- und Erwerbsarbeit entweder ignorieren oder zu deren Verfestigung beitragen, z.B. das Ehegatten-Splitting im deutschen Einkommensteuergesetz.

Geschlechtsneutrale Etats

Geschlechtsbewusste Etats

Beispiel hierzu: Die Bereitstellung öffentlicher Mittel für Kinderbetreuungseinrichtungen, da Müttern die Aufnahme bezahlter Erwerbsarbeit erleichtert und damit die herrschende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung aufgehoben wird. (Schatzenstaller, Margit, Frankfurt, 2002, S.135ff)

Für den Staat bedeutet Gender Budgeting eine Querschnittsaufgabe, d.h. es sollten alle Politikbereiche unter dem Geschlechterblickwinkel geprüft werden, nicht nur der soziale Sektor. Darüber hinaus bedeutet es nicht, dass 50 : 50 Budgets aufgestellt werden müssen, da Frauen/Mädchen und Männer/Jungen in unterschiedlicher Anzahl in unterschiedlichen Gruppen vertreten sind. Hier gilt es immer auch die existierenden Ungleichheiten im Blick zu haben und diese mit den entsprechenden Programmen auszugleichen.

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.5 Gender Mainstreaming in der Privatwirtschaft

Bislang gab es lediglich Mitte 2001 eine freiwillige Vereinbarung zwischen Bundesregierung den Wirtschaftsverbänden. Es wurde eine Bestandsaufnahme erstellt und Ende 2003 im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung erstmals bilanziert.

Befragt wurden im Herbst 2003 mittels Telefoninterviews die Personal- und Geschäftsleitungen von 500 Unternehmen mit mindestens fünf Beschäftigten, geschichtet nach Branche und Größe.

Die wichtigsten Ergebnisse im Überblick:

Gut die Hälfte der Befragten gibt an, von der Existenz der Vereinbarung zur Chancengleichheit erfahren zu haben. Davon nennen als Informationsquelle knapp zwei Drittel die (öffentlichen) Medien und etwas mehr als ein Viertel die Wirtschaftsverbände. Nur 25% der befragten Unternehmen führt überhaupt nach Frauen und Männern differenzierte Personalstatistiken. Die Verteilung der hierarchischen Positionen und der Verdienste auf Frauen und Männer wird bei knapp 2% der befragten Unternehmen erfasst! Fast die Hälfte aller befragten Unternehmen gibt an, eine systematische Erhebung der Vereinbarkeitswünsche ihrer Beschäftigten vorzunehmen. In Unternehmen mit einem niedrigen Frauenanteil an den Beschäftigten erfolgt dies allerdings deutlich seltener als in solchen mit einem mittleren und hohen Frauenanteil. Insgesamt wird den Vereinbarkeitsproblemen von Vätern noch relativ wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Am häufigsten werden eine oder zwei in der Vereinbarung genannten Maßnahmen durchgeführt (von jeweils 22% der befragten Unternehmen). Ab mehr als fünf Maßnahmen sinkt die Zahl der Unternehmen auf unter 5%. In 13% der Unternehmen gibt es gar keine Maßnahmen. Fast drei Viertel der befragten Unternehmen plant keine weiteren Maßnahmen. Am häufigsten durchgeführt werden Maßnahmen der Flexibilisierung der Arbeitszeit sowie, allerdings mit deutlichem Abstand, die Verankerung von Chancengleichheit und Familienfreundlichkeit in der Unternehmensphilosophie und die aktive Gestaltung der Elternzeit.

(Krell/Ortlieb, 2003, www.chancengleich.dgb.de/materialien/befragung.pdf)

Diese erste Bilanz zeigt, dass in der betrieblichen Realität das Gender Mainstreaming noch nicht angekommen ist. Eine Möglichkeit, den Fokus mehr darauf zu richten, könnte die Einbindung der Gender Mainstreaming Strategie in bestehenden ökonomisch orientierte Managementstrategien sein.

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.6 Gender Mainstreaming und Diversity Management

Der Begriff „Diversity“ bezeichnet international eine Strategie zur Erhaltung der „Vielfalt“. Diversity zielt neben der biologischen Vielfalt auch auf wirtschaftlich, kulturelle und soziale Vielfalt. Als „Diversity Management“ ist dieser Ansatz international in die Personalentwicklung von Unternehmen eingeführt worden. Diversity Management zielt im Kern auf die optimale Ausnutzung personeller Ressourcen.

Gemeinsamkeiten von Diversity Management und Gender Mainstreaming

- Beide setzen auf differenzierte Wahrnehmung, denn Gender benennt das Geschlecht als eine Strukturierung neben der ethnischen Zugehörigkeit oder Herkunft, der sexuellen Orientierung, der sozialen Lage, der Befähigung bzw. der Behinderung.
- Beide benennen also soziale Strukturen, die Menschen prägen.
- Beide können gegen Diskriminierung wirken.

Unterschiede

- GM zielt nicht nur auf Modernisierung, sondern vor allem auf Gleichstellung von Frauen und Männern in ihrer Vielfalt. DM stellt dagegen den ökonomischen Nutzen deutlich in den Vordergrund.
- DM richtet sich nicht immer eindeutig auf Diskriminierung, während GM alle Formen der Diskriminierung von Frauen und Männern adressiert.
- DM orientiert sich meist primär an den Anforderungen der Ökonomie und den Zielen des Unternehmens, während GM diese Ziele beeinflussen und verändern kann.
- DM wird meist nicht als Gemeinschaftsaufgabe verstanden, während GM die systematische Anerkennung der Vielfalt ebenso wie die Orientierung auf Gleichstellung als Aufgabe aller versteht.

Gender Mainstreaming und Diversity Management können folglich auch sinnvoll miteinander verknüpft werden, wenn Diversity Management eindeutig gegen Diskriminierungen steht und Gender neben anderen sozialen Strukturmerkmalen als eine wesentliche Kategorie anerkennt, die die Gesellschaft heute prägt. Dafür müssen die Ziele, die mit Diversity Management verfolgt werden, aber erweitert werden. Einen Anreiz im Sinne von positiver Aktion stellen die externen Anforderungen der Zertifizierungsprozesse und Audit-Vergaben dar.

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.7 Externe Anreize zur Zertifizierung

Total Equality und Audit „Beruf und Familie“

Mit dem erwarteten demographischen und strukturellen Wandel bekommt die Qualifikation der MitarbeiterInnen als „Produktionsfaktor“ für die Betriebe zunehmende Bedeutung. Damit werden jüngere Frauen vor allem aus betriebswirtschaftlicher Sicht immer interessanter für die Wirtschaft und rücken ins Bewusstsein von Personalverantwortlichen. Denn insbesondere junge Frauen sind einerseits im Vergleich zur älteren Generation immer besser qualifiziert. Andererseits haben sie junge Männer im Hinblick auf das erreichte Ausbildungsniveau bereits überholt. Hinzu kommt, dass die gesellschaftlich Wertvorstellungen im Wandel sind. Zwar sind die Frauen noch überwiegend für familiäre Pflichten zuständig, ihre Beteiligung am Erwerbsleben ist mittlerweile selbstverständlich geworden. Damit stehen Unternehmen häufig vor der Frage: Können neue Human-Ressource-Ansätze innerhalb der betrieblichen Personalpolitik, wie Total Quality Management (TQM) Strategien, sowohl die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen fördern als auch zur Chancengleichheit im Betrieb beitragen? Die Verknüpfung von Equality (Gleichheit) mit Quality (Qualität) bedeutet, dass Betriebe, die ein qualifiziertes Potential an MitarbeiterInnen zur Verfügung haben wollen, gleichzeitig auch zur besseren Integration von Frauen in die Arbeitswelt beitragen müssen. Zur Förderung dieser Ziele und zur Darstellung in der Öffentlichkeit wurde 1997 das Total E-Quality Prädikat für vorbildliche Unternehmen geschaffen.

Unternehmensentwicklung durch E-Quality Management ermöglicht, Schranken abzubauen und im Betrieb vorhandene Ressourcen optimal zu nutzen. Karrierewege werden durch diese Strategie transparent und nachvollziehbar. Durch die Erhöhung der individuellen Arbeitszufriedenheit /Lebensqualität und Motivation der MitarbeiterInnen profitieren alle Seiten eines Unternehmens gleichermaßen. (WIN WIN Strategie)

Handlungsfelder für die Veränderung im Betrieb:

- Bestandsaufnahme zur Beschäftigungssituation der MitarbeiterInnen im Betrieb: Geschlechtsspezifische Statistiken und Erhebungen.
- Personalbeschaffung, Nachwuchswerbung und Stellenbesetzung.
- Gezielte Stellenausschreibung für Frauen, Bewerberauswahl und –übernahme.
- darauf abgestellt Einstellungs- und Eignungstestverfahren sowie Informations- und Überzeugungs- und Schulungsarbeit für die Führungskräfte.
- Weiterentwicklung und Personalentwicklungsplanung.
- Bedarf- und funktionsorientierte Weiterbildung in allen Bereichen, regelmäßige
- Personalentwicklungsgespräche, Umsetzung systematischer

Personalentwicklung.

- Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Regelungen zur flexiblen Arbeitszeitgestaltung auf allen Funktionsebenen, betriebliche Unterstützung von Kinderbetreuung, Regelungen zur Berufsunterbrechung und Unterstützung bei der Wiedereingliederung.
- Förderung partnerschaftlichen Verhaltens am Arbeitsplatz: Thematisierung und Sanktionierung von sexueller Belästigung, Einrichtung von Ansprech- und Beratungsstellen.
- Institutionalisierung der Aktivitäten zur Chancengleichheit: Einrichtung einer verantwortlichen Stabstelle, Gesprächskreise für Fach- und Führungskräfte, Gestaltung von Betriebsvereinbarungen, Tarifverträgen und Arbeitsordnungen.
- Bekenntnis zur Chancengleichheit als unternehmens- und sozialpolitisches Ziel, Öffentlichkeitsarbeit und Bewusstseinsbildung.

Audit Beruf und Familie

Die gemeinnützige Hertie-Stiftung zeichnet seit 1999 jährlich Unternehmen und Institutionen, die eine familienbewusste Personalpolitik umsetzen, mit dem Zertifikat Audit „Beruf und Familie“ aus. Das Audit wurde inzwischen an 70 Betriebe vergeben, davon hatten 50% weniger als 500 MitarbeiterInnen. Zwischen 2001 und 2003 haben sich nach Auskunft der Hertie-Stiftung 45 Betriebe dem Auditierungsverfahren unterzogen.

Das Audit „Beruf und Familie“ ist ein Managementinstrument zur Förderung einer familienfreundlichen Personalpolitik, bei dem nicht nur bereits umgesetzte Maßnahmen begutachtet, sondern auch das betriebswirtschaftlich Entwicklungspotenzial aufgezeigt und weiterführende Zielvorgaben festgelegt werden.

Durchführung des Audits „Beruf und Familie“ durchläuft zwei Stufen, die aufeinander aufbauen und sich reibungslos in den betrieblichen Alltag integrieren lassen. Ein externer unabhängiger Auditor, der von der Beruf & Familie gGmbH geschult wurde, begleitet den Prozess.

Beim Vorbereitungsgespräch nehmen die Entscheidungsträger des Unternehmens und der Auditor teil. Hier wird die zeitliche Vorgehensweise festgelegt, der Informationsbedarf geklärt, sowie die Zielsetzung und die Einbindung des Audits in die Gesamtstrategie des Unternehmens erarbeitet. Zur Durchführung wird im Unternehmen eine eigne Projektgruppe gebildet, die das Unternehmen in seinen hierarchischen, organisatorischen und sozialen Strukturen repräsentiert. Diese Projektgruppe erarbeitet im Auditierungsworkshop gemeinsam mit dem Auditor Ziele und weiterführende Maßnahmen für eine familienbewusste Personalpolitik. Diese Ziele werden mit der Unternehmensleitung abgestimmt, von ihr schriftlich bestätigt und innerhalb von drei Jahren umgesetzt. Der Auditor dokumentiert die Durchführung dieses Prozesses und schlägt das auditierte Unternehmen dem unabhängigen Audit-Rat zur Grundzertifizierung vor. Das entscheidende Kriterium ist dabei der jetzt begonnene Prozess, in dem sich das Unternehmen ab der Durchführung des Audits befindet. Die Re-Auditierung nach drei Jahren überprüft, inwieweit die Ziele erreicht wurden und definiert weiterführende Ziele und

Maßnahmen. Die anschließende Verleihung des Zertifikats zum Audit Beruf und Familie dokumentiert, dass das Unternehmen eine neue Balance von Erwerbsarbeit und Familie gefunden hat.

(www.berufundfamilie.de)

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.8 EU-Umweltpolitik und Gender Mainstreaming

Naturschutz ist eine gesellschaftliche Vereinbarung, die Frauen und Männer gleichermaßen betrifft. Frauen und Männer, Mädchen und Jungen haben einen verschiedenen Zugang zu Natur, sie sind von Naturschutzmaßnahmen häufig anders betroffen und wollen unterschiedlich angesprochen werden.

Themen der Umwelt, Naturschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, die nicht geschlechtsneutral sind – also ein Fall für Gender Mainstreaming:

- Politik für den ländlichen Raum, Dorferneuerung
- Nachhaltigkeitspolitik, Lokale Agenda 21
- Entwicklungszusammenarbeit, Eine-Welt-Politik
- Lebensqualität, Schutz des Menschen: Umweltschutz, Verbraucherschutz, Emissionsschutz
- Politik für ein umweltgerechtes Verhalten: Information, Fortbildung, Förderprogramme
- Beteiligung und Repräsentanz von Männern und Frauen in Gremien: Landschaftsbeirat, Naturschutzräte, etc.
- Personal- und Organisationsentwicklung.

Gender Impact Assessment analysiert die geschlechtsspezifischen Auswirkungen im Zusammenhang mit der Abfallwirtschaft.

Beispiel: Geschlechtsspezifische Unterschiede hinsichtlich Umwelt-Faktenwissen (Männer mehr – Frauen weniger), Problembewusstsein (Frauen mehr, Männer weniger) und realer Bereitschaft zu umweltbewussten Verhalten (Frauen mehr, Männer weniger) müssen zum Ausgangspunkt für die Entwicklung und Umsetzung politischer Instrumente der Umwelt- und Naturschutzpolitik genommen werden. Es muss aber auch in den Blick kommen, welches Geschlecht die Hauptlast umweltbewussten Verhaltens, z.B. bei der Abfallvermeidung trägt (Abfalltrennung im privaten Haushalt) und wie das andere Geschlecht dazu zu bringen ist, seinen Beitrag in größerem Umfang zu leisten – im Haushalt wie an anderer Stelle, am Arbeitsplatz, in der Freizeit.

6 Gender Mainstreaming

6.5 Umsetzung von Gender Mainstreaming

6.5.9 Gender Mainstreaming in europäischen Ländern

Alle Berichte über den Fortschritt bei Gender Mainstreaming in der EU nennen die gleichen Probleme: Mangel an Problembewusstsein, Mangel an Fachkompetenz, Mangel an Geld.

Das sind übereinstimmende, klare Botschaften, Jahr für Jahr. Sie variieren in den Mitgliedstaaten. Schweden hat ausgezeichnete geschlechterdifferenzierte Statistiken. Italien hat ausgezeichnete Beispiele der Analyse, insbesondere in Modena und Venedig, wo Zeitstrukturierung und der öffentliche Nahverkehr nach einem neuartigen Konzept umorganisiert wurden (nach einer Anhörung von Frauen, wo es darum ging, welche Fahrplangestaltung des öffentlichen Nahverkehrs und welche Öffnungszeiten öffentlicher Dienstleistungseinrichtungen für ihre Lebensgestaltung geeignet wären). Finnland, Schweden und Italien haben das Geschlechtergleichgewicht bei politischen Entscheidungen durch nationale Gesetze geregelt, nach denen mindestens 30 oder 40% beider Geschlechter in allen staatlichen Organen vertreten sein müssen.

6 Gender Mainstreaming

6.6 Methoden und Instrumente zum Gender Mainstreaming

Unabhängig von den jeweiligen fachlichen Inhalten haben sich einige Methoden und Instrumente dabei bewährt, Gender Mainstreaming zum Erfolg zu verhelfen:

- Genderorientierte/-differenzierte Daten
- Entwicklung von Gender-Indikatoren
- Gender Impact Assessment – Bewertung geschlechterspezifischer Auswirkungen
- Bei allen Programmen und Projekten in jeder Phase: Analyse, Planung, Entscheidung, Umsetzung und Evaluierung – Bewertung der geschlechtsspezifischen Dimension
- Gender Budgets: Ausgabenanalyse, in welchen Anteilen sie jeweils für Männer und für Frauen ausgegeben werden. Außerdem offen zu legen, in welchem Verhältnis frauenrelevante Angebote gefördert werden im Vergleich zu Angeboten, die besonders Männer nutzen
- Gender-Mainstreaming-Schulungen für alle MitarbeiterInnen, insbesondere für die Entscheidungsbefugten bei Planungen und Projekten. Zusammenarbeit mit Gleichstellungsexpertinnen in der öffentlichen Verwaltung, Nichtregierungsorganisationen, Wissenschaft, etc.
- Schwedisches 3-R-Prinzip: Repräsentanz, Ressourcen, Realisierungsergebnis nach Geschlechtern differenziert zu kontrollieren.

(Quelle: www.munlv.nrw.de/sites/ministerium/gender-main.htm)

Systematische Genderanalysen zu Beginn einer Planung beginnen mit Fragen wie:

- Sind mehr Frauen oder mehr Männer betroffen?
- Sind Frauen bzw. Männer unterschiedlich betroffen, gibt es andere Auswirkungen?
- Sind bestimmte Gruppen bei den Frauen/Männern in besonderer Weise betroffen – oder als Zielgruppe adäquat zu beachten?
- Sind Informationen, Fortbildung, Förderung so gestaltet, dass für Frauen wie Männer der gleiche Zugang gesichert ist?
- Sind Frauen repräsentiert bzw. benachteiligt? Wirken Rahmenbedingungen, z.B. gesetzliche Regelungen, eventuell nach Geschlecht unterschiedlich?

6 Gender Mainstreaming

6.7 Stärken und Schwächen des Gender Mainstreaming

6.7.1 Schwächen

In vielen Ländern und Bereichen steht das Bemühen um Gender Mainstreaming erst am Anfang. Die Umsetzung dieser Idee in die politischen Entscheidungsprozesse lässt bisher zu wünschen übrig. Es liegt immer an der Stärke der jeweiligen Frauen und Männer, inwieweit die Forderungen gehört und umgesetzt werden. Weiterhin ist zu befürchten, dass auch klar formulierte Forderungen der Frauen durch langwierige Abstimmungsprozesse und Kompetenzrängeleien verwässert werden.

Als TOP-DOWN-Prinzip besteht die Gefahr, dass nur Bereiche aus dem Gender Mainstreaming Programm herausgesucht werden, die der Imagepflege des Unternehmens dienlich sind.

Hierzu gehört der immens große Schulungsbedarf, der sowohl methodisch wie didaktisch hohe Anforderungen an TrainerInnen und die zu Trainierenden stellt. Letztlich muss der Genderblick über die eigene Befindlichkeit auf der Erfahrungsebene geweckt werden, um blinde Flecken in der Wahrnehmung sichtbar zu machen und die Unterschiedlichkeit der Wahrnehmungen spürbar zu vermitteln.

Gender Mainstreaming wird in der Strukturpolitik bei frauenpolitischen Initiativen und Projekten oft gegeneinander ausgespielt und in Konkurrenz gesetzt. Alle spekulieren auf EU-Fördermittel, jedes innovative Projekt steht im Wettbewerb mit anderen.

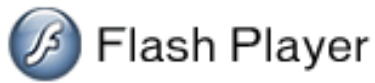
Des weiteren besteht die Gefahr der einseitigen Verteilung von finanziellen Mitteln zugunsten von Gender Mainstreaming, das die als die neueste, modernste Form der Gleichstellungspolitik angesehen wird. Hierbei ist die Frauenförderung eindeutig mit dem Verlust von Ressourcen konfrontiert und bedroht.

6 Gender Mainstreaming

6.7 Stärken und Schwächen des Gender Mainstreaming

6.7.2 Stärken des Gender Mainstreaming

Durch die Unterscheidung von „sex“ und „Gender“, das biologische und soziale Geschlecht, geht es um beide Geschlechterrollen, die als veränderungsbedürftig und veränderbar wahrgenommen werden. Frauen und Männer können und sollen in Veränderungsprozessen aktiv werden. Die Rolle der Männer wird stärker diskutiert. Die Geschlechterfrage erscheint nicht mehr als Frauenproblem, sondern als gesellschaftliche Frage, die Gleichstellung auf beide Geschlechter verteilt. Es besteht also die Chance, durch Realisierung und Leben des Gender Mainstreaming in Unternehmen und Verwaltung die Weichen für eine gleichberechtigtere Gesellschaft in der Zukunft zu stellen. In der Wirtschaft stellen die familienfreundlichen Strukturveränderungen eine der größten Herausforderungen für die Zukunft dar. Wenn Berufs- und Familienarbeit gleiche Chancen für Männer und Frauen bieten, wird sich dies positiv auf das Bevölkerungswachstum auswirken. Denn dann scheitert weder die Entscheidung für Kinder, noch für den Beruf an gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.



Flash Player 9

Operating System

Windows

Windows

Mac OS X (Intel)

Mac OS X(PowerPC)

 [CD durchsuchen](#)

Browsers

Internet Explorer

Plugin-based browsers

All supported browsers

All supported browsers

Languages

All supported languages

All supported languages

All supported languages

All supported languages

Installer

 [Download MSI Installer](#)

 [Download MSI Installer](#)

 [Download DMG Installer](#)

 [Download DMG Installer](#)